Denkwürdigkeiten

der

Gräfinn von Genlis.

Ueber das

achtzehnte Jahrhundert und die französische Revolution.

Seit 1766 bis auf unsere Tage.

(Zum erstenmal im Druck erschienen.)

Aus dem Französischen übersezt.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1825.

Denkwürdigkeiten
der
Gräfinn von Genlis.

Meine erste Zusammenkunft mit Rousseau macht meinem Geist und meinem Scharfsinn wenig Ehre; aber sie hat etwas so Seltsames und Komisches, daß es mich kurzweilen wird, sie mir zurück zu rufen. Folgendes ist die Geschichte meiner Bekanntschaft mit ihm.

J. J. Rousseau war seit sechs Monaten in Paris, und ich war achtzehn Jahre alt. Ich hatte zwar nie eine Zeile seiner Werke gelesen, brannte aber vor Neugier, einen so berühmten Mann zu sehen; für mich hatte er noch das besondere Interesse, Verfasser des divin du village (der Dorf=Wahrsager) zu seyn, eines Gedichtes, das einem Jeden, der das Natürliche liebt, immer gefallen wird; es enthält einen musikalischen Ausdruck, der den Worten vollkommen anpaßt, wie man ihn seitdem, außer in Monsigny's und den großen Gluck'schen Opern *) kaum noch

*) Der berühmte Rameau hatte schon das Beispiel dieser so wünschenswerthen Uebereinstimmnug gegeben. Besonders in der Arie seines Pygmalion: Fatal amour, cruel vainqueur u. s. w. Die vollkommenste Deklamation könnte alle Worte

gesehen hat. Doch zu Rousseau zurück! Er war sehr leuteschen, weigerte sich, Besuche zu machen, und nahm deren keine an; ich hatte auch gar nicht den Muth, etwas zu diesem Endzweck zu thun, bezeigte also meine Lust ihn zu kennen, ohne zu glauben, es gebe eine Möglichkeit dahin zu gelangen. Eines Tages sagte mir Herr von Sauvigny, der Rousseau zuweilen sah, daß Herr von Genlis gesonnen wäre mir einen Possen zu spielen; er gedenke mir eines Abends Préville als Rousseau gekleidet vorzustellen. Dieser Einfall machte mich sehr lachen, und ich versprach, mich so zu betragen, als wenn dieser Scherz, der damals unter dem Namen von Mystifikation sehr beliebt war, mich völlig hinter das Licht geführt hätte. Ich besuchte das Schauspiel fast gar nicht, hatte Préville nur zwei oder dreimal, und in sehr weit von der Bühne entfernten Logen spielen sehen; Préville besaß wirklich die Kunst sein Gesicht völlig zu verändern, und ein anderes nachzuahmen; auch seine Gestalt kam der Rousseau's, der bekanntlich klein war, gleich; Herr von Genlis hatte auch wirklich den mir anvertrauten Plan, allein er ließ ihn gleich wieder fahren; Herr von Sauvigny vergaß ihn auch, ich allein behielt ihn im Kopf. Drei Wochen lang sah ich Sauvigny gar nicht, dann kam er einmal und sagte mir sehr eifrig und in Herrn von Genlis Gegenwart, Rousseau wünsche sehr, mich auf der Harfe spielen zu hören, und wenn ich

---

dieser Arie nicht besser ausdrücken, so wie in Castor et Pollux in der bewunderungswürdigen Arie: Tristes apprêts, pâles flambeaux. Anmerk. der Verf.

diese Gefälligkeit haben wolle, würde er ihn des andern Tages bei mir aufführen. Da ich sicher war, daß es Préville seyn würde, konnte ich kaum ernsthaft bleiben, sagte aber doch mit ziemlichem Anstand, daß ich mir alle Mühe geben wollte, um vor Jean Jaques zu spielen. Den folgenden Tag erwartete ich ungeduldig die verabredete Stunde, denn ich stellte es mir sehr komisch vor, einen Crispin in den Kleidern eines Philosophen zu sehen. Inzwischen war ich von der thörichtsten Lustigkeit, und da Herr von Genlis meine natürliche Schüchternheit kannte, wunderte er sich sehr, wie die Erwartung einen so ehrenfesten Mann zu sehen, diese Wirkung hervor zu bringen vermöchte, ja er hielt mich für närrisch, wie er mich, da man Rousseau anmeldete, von Neuem lachen sah. Ich gestehe, daß mir nichts so drollig vorkam, wie seine Gestalt, die ich durchaus für eine Verkleidung hielt. Sein Kleid, seine braunen Strümpfe, seine kleine runde Perücke — dieser ganze Anzug mit seiner Haltung zusammen genommen, stellten mir nur einen vortrefflich gespielten Komödienauftritt vor. Doch ermannte ich mich, nahm eine ziemlich angemessene Haltung an, stotterte einige höfliche Worte und sezte mich nieder. Man schwazte, und zu meinem Glück auf eine ziemlich muntere Weise; ich sagte kein Wort, allein von Zeit zu Zeit brach ich in Lachen aus, und das so natürlich und von ganzem Herzen, daß es Rousseau nicht zu mißfallen schien. Er sagte hübsche Dinge über die Jugend überhaupt. Ich dachte bei mir: Préville habe Verstand, und Rousseau würde nicht so liebenswürdig gewesen seyn, denn ich hätte durch mein Gelächter Aergerniß

gegeben. Rousseau richtete seine Rede an mich, und da er mich nicht in Verlegenheit sezte, antwortete ich ihm sehr unachtsam, alles was mir durch den Kopf fuhr. Er fand mich sehr originell, und ich dachte von ihm, daß er mit einer Vollkommenheit spielte, die ich gar nicht müde wurde zu bewundern. Karikaturen haben mich nie lachen machen; was mich erfreute, war die Einfachheit, die Natürlichkeit dessen, den ich für einen Schauspieler hielt, und diesem gemäß fand ich ihn im Zimmer dem was ich von ihm auf der Bühne gesehen hatte, sehr überlegen. Doch deuchte mir, er gebe Rousseau zuviel Nachsichtiges, Gutmüthiges, Heiteres. Ich spielte die Harfe und sang einige Arien aus dem Dorf-Wahrsager; Rousseau sah mich immer lächelnd an, mit der Art von Vergnügen, welches der Anblick recht natürlicher Kinderei erregt; bei seinem Abschied versprach er den folgenden Tag mit uns zu speisen: er hatte mich so ergözt, daß ich bei dieser Zusage vor Freude einige Sprünge machte, ihn bis an die Thür begleitete, und ihm alles möglich Schöne und hunderterlei Thorheiten sagte. Wie er fort war, legte ich mir weiter keinen Zwang an, sondern lachte aus vollem Halse; und wie mich Herr von Genlis ganz verwundert, mit ernstem, strengen Blick ansah, stieg meine Lustigkeit nur noch höher. „Nun Sie eingestehen müssen, daß es Ihnen nicht gelang, mich zu täuschen, fing ich endlich an, sind Sie verdrießlich. Wie konnten Sie aber auch nur im Ernst glauben, daß ich Préville für J. J. Rousseau halten würde!“ — „Préville?“ — „Ja, ja, leugnen Sie doch nur, vielleicht laß ich mich bethören.“ —

„Sind sie denn verrückt? — „Ich gestehe, daß Préville allerliebst war! vollkommen natürlich; nirgend überladen; man kann gar nicht besser spielen, allein die Kleidung abgerechnet, wette ich doch, daß er Rousseau auch nicht im geringsten nachgeahmt hat. Er hat einen guten liebenswürdigen Alten, aber nicht Rousseau dargestellt; dieser würde mich ohne Zweifel für närrisch, und einen solchen Empfang für sehr unartig gehalten haben. Bei diesen Worten schlug Herr von Genlis sowohl wie Sauvigny ein solch unermeßliches Gelächter auf, daß ich erstaunte; man erklärte sich, und ich war nicht wenig beschämt, wie ich erfuhr, daß es wirklich J. J. Rousseau sey, den ich auf so eine unzierliche Weise empfangen hatte. Ich erklärte, daß ich, würde er von meiner Albernheit unterrichtet, ihn nie wiedersehen wolle; die beiden Männer versprachen mir verschwiegen zu seyn, und hielten mir Wort; das Seltsamste bei der ganzen Sache war aber, daß dieses einfältige, unbesonnene Betragen mir Rousseau's Gunst erwarb. Er sagte zu Herr von Sauvigny, daß ich die natürlichste, fröhlichste, von allen Ansprüchen freieste, junge Person sey, die er jemalen gesehen. Wahr ist es, ohne den Irrthum, welcher mich so ungezwungen und lustig machte, würde er mich nur äußerst schüchtern haben finden können. Also verdankte ich seinen Beifall nur einer Täuschung und konnte nicht darauf stolz seyn. Da ich mich von Rousseau's Nachsichtigkeit überzeugt hatte, sah ich ihn ohne Verlegenheit wieder, und war immer ganz ungezwungen gegen ihn. Mir ist kein anderer Gelehrter vorgekommen, der so wenig imposant und so liebenswürdig gewesen wäre.

Von sich sprach er höchst einfach und von seinen Feinden ohne den mindesten Groll; Voltaire's Talenten ließ er alle Gerechtigkeit widerfahren; er sagte sogar: der Mann, welcher Merope und Zaire gedichtet habe, könne nicht ohne eine sehr gefühlvolle Seele geboren worden seyn; Stolz und Schmeichelei haben ihn nur verdorben. Er sprach mit uns von seinen „Geständnissen," die er Frau von Egmont vorgelesen hatte, daß ich aber zu jung sey, um eben diesen Beweis von Zutrauen zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit fragte er mich: ob ich seine Werke gelesen habe? Nicht ohne Verlegenheit antwortete ich mit Nein. Er wollte nun wissen, warum? Das machte mich noch verlegner, um so mehr, da er mich scharf dabei ansah — er hatte kleine, tiefliegende, aber durchdringende Augen, die dem Befragten bis im Innersten der Seele zu lesen schienen. Mich dünkte, er hätte jede Lüge oder Ausflucht sogleich entdecken müssen; ich hatte deshalb gar kein Verdienst, ihm ohne allen Rückhalt zu gestehen, daß ich seine Werke, weil man versichere, sie enthalten Vieles gegen die Religion, nicht gelesen habe. „Sie wissen, antwortete er, daß ich nicht katholisch bin, allein niemand hat von dem Evangelium mit mehr Ueberzeugung und Gefühl geredet." Das waren seine eigene Worte *). Ich glaubte nun fertig zu seyn, allein er

---

*) Wenn ich seine Werke gekannt hätte, würde ich ihm gesagt haben, daß er in ihnen ohne Zweifel mit der rührendsten Beredsamkeit von der Religion spreche, allein ich würde den Muth gehabt haben, hinzuzufügen, daß seine unbegreifliche

fragte mich noch mit Lächeln: warum ich bei meiner Antwort roth geworden sey? Da erwiederte ich ganz offenherzig, weil ich ihm zu mißfallen gefürchtet habe. Diese Antwort erhielt, weil sie unbefangen war, seinen großen Beifall. So viel ist gewiß, daß Natürlichkeit und Unbefangenheit einen großen Reiz für ihn hatten. Er sagte mir, seine Werke seyen nicht für mein Alter beabsichtigt, doch würde ich wohlthun, den Emil in einigen Jahren zu lesen. Von der Art, wie er die Neue Heloise geschrieben, sprach er viel; er sagte, die Briefe der Julie habe er alle auf niedliches kleines Briefpapier mit Rändchen geschrieben; nachmals faltete er sie als Billette und las sie beim Spazierengehen mit so viel Freude, als habe er sie von einer angebeteten Geliebten empfangen. Er deklamirte uns, auswendig und stehend, seinen Pygmalion, wahr, kraftvoll — nach meiner Ansicht vollkommen schön. Sein Lächeln war höchst angenehm, voll Milde und Feinheit; er war mittheilsam und ich fand ihn sehr fröhlich. Ueber Musik sprach er sehr gut, und hatte viele Kenntniß von ihr; dennoch befand sich unter einer großen Anzahl von ihm in Musik gesezter Romanzen, keine einzige hübsche, oder ins Ohr fallende. Er hatte eine sehr schlechte Musik zu seiner Nachahmung von Metastasio's

---

Inconsequenz um so verwerflicher sey, weil er oft in demselben Bande, z. B. in Emil, ein unbedingtes Lob des Evangeliums und eine Gotteslästerung neben einander sezt.

Anmerk. der Verf.

Nice *), die Monsigny für mich komponirte. Jezt ist die Musik des Gedichtes, das ganz allerliebst ist, würdig. Rousseau hatte mir alle diese Romanzen mit den Noten gegeben, sie hätten, da sie alle, Worte und Musik, von seiner Hand und seiner Composition waren, großen Werth gehabt; damals hatte man aber nicht, so wie jezt, die Sucht der Angedenken; man vergaß seine Freunde nicht, aber Dingen, welche uns gleichgültige Menschen, mochten sie auch noch so berühmt seyn, zurückriefen, maß man keinen Werth bei. Ich verlegte und verlor diese Sammlung, um die es mir nachmals sehr leid war. Rousseau schrieb Noten mit bewunderungswürdiger Genauigkeit ab; — es that mir sehr weh, wie er mir sagte, daß er aus diesem kleinen Talent allein seinen Unterhalt zöge **). Rousseau speiste fast täglich

*) Von Gotter sehr vortrefflich ins Deutsche übersezt, unter dem Namen: der Gleichgültige. In Gotters Gedichten, zuerst in einem der allerfrühesten Musen-Almanachs. Unser junges Geschlecht kennt Gotter nicht mehr, und um unsrer deutschen Sprache willen, sollten einige Schöngeister ihn und Einige seines Zeitalters zu Rathe ziehen, wie unsre Philologen mit dem Cicero thun. Anmerk. des Uebers.

**) Nachdem es der Marquise von Pompadour gelungen war, Voltaire, Duclos, Crebillon und Marmontel an ihr Interesse zu knüpfen, versuchte sie „Rousseau, wie sie es nannte, zu zähmen.“ Allein ein Brief, den sie von ihm erhielt, ließ sie den Versuch aufgeben. „Der Mensch ist eine Eule,“ sagte sie eines Tages zu Frau von Mirepoix. — „Das gebe ich zu, antwortete diese, allein als solche ist er der Vogel Minervens.“ — Der Brief lautete folgendergestalt: „Gnäd'ge Frau, ich glaubte Anfangs, es sey ein Irrthum, wie Ihr Bote mir

bei uns, und fünf Monate lang hatte ich weder Laune noch Empfindlichkeit an ihm wahrgenommen, als wir auf dem Punkt waren, uns wegen einer seltsamen Ursache zu entzweien. Er liebte eine Art zwiebelschale-farbigen Sillery-Wein; Herr von Genlis bat ihn um die Erlaubniß, ihm davon zu schicken, wobei er hinzufügte, daß er selbst ihn von seinem Oheim zum Geschenk erhielt. Rousseau erwiederte, daß zwei Flaschen ihm viel Vergnügen machen würden. Des andern Tags ließ Herr von Genlis einen Korb mit fünf und zwanzig Bouteillen zu ihm tragen; das verdroß ihn aber dergestalt, daß er sie sogleich mit einem wunderlichen kleinen Billet, das mir recht unklug vorkam, — denn es drückte aufs kräftigste Verachtung, Zorn und unauslöschlichen Groll aus — zurück schickte. Herr von Sauvigny steigerte unser Erstaunen aufs Höchste, indem er uns sagte, Rousseau sey wirklich wüthend und vermesse sich, uns niemals wieder zu sehen. Herr von Genlis war sehr bestürzt, daß eine so einfache

---

hundert Louis für eine Abschrift, die mit zwölf Franken bezahlt ist, zustellte. Er hat mich eines Bessern belehrt, erlauben Sie, daß ich eben dieses rücksichtlich Ihrer thue. Meine Ersparnisse haben mir ein Einkommen, nicht eine Leibrente, von 540 Liv. verschafft; meine Arbeit wirft mir jährlich ungefähr eben so viel ab; ich habe also einen ansehnlichen Ueberschuß, den ich, obgleich ich wenige Almosen gebe, doch auf die beste Weise verwende. Sollten aber, gegen allen Anschein, Alter und Kränklichkeit meine Kräfte einst unzulänglich machen, so habe ich einen Freund. J. J. Rousseau. Paris, den 28. August 1762.“ Anmerk. des Herausg.

Gefälligkeit ein Verbrechen seyn könne, und fragte, welchen Grund Rousseau zu diesem Einfall angebe? Sauvigny antwortete: er sage, daß man wahrscheinlich glaube, er habe bescheidentlich nur zwei Flaschen gefordert, um zu einem Geschenk zu gelangen; und dieser Gedanke sey beschimpfend. Herr von Genlis sagte zu mir: da ich an seiner Unverschämtheit keinen Theil genommen, würde er, meiner Unschuld zu Liebe, vielleicht wieder kommen. Wir hatten ihn lieb, und die Sache that uns wahrhaft leid; ich schrieb ihm also einen ziemlich langen Brief und schickte ihn nebst zwei Bouteillen an ihn ab. Er ließ sich besänftigen, kam wieder zu uns, war allerliebst gegen mich, aber trocken und eiskalt gegen Herr v. Genlis, dessen Geist und Gespräch ihm bisher gefallen hatte, der seitdem aber nie seine Gunst wieder erhielt.

Nach zwei Monaten wurde in der Comédie française ein Lustspiel von Sauvigny, le Persiffleur (der Spötter), aufgeführt. Rousseau hatte uns gesagt, daß er nicht ins Schauspiel ginge und sorgfältig vermeide, sich öffentlich zu zeigen. Da er aber Herrn von Sauvigny liebte, drang ich in ihn, der ersten Vorstellung dieses Stückes beizuwohnen, und weil man mir eine vergitterte Loge geliehen hatte, deren Treppe und Zugang von dem öffentlichen verschieden war, willigte er ein. Wir verabredeten, daß ich ihn dahin führen solle und wenn das Stück Beifall finde, wollten wir das Nachspiel nicht abwarten, sondern allesammt bei mir zu Abend speisen. Dieser Plan störte Rousseau's gewöhnlichen Lebensgang, allein er bequemte sich dazu mit der bestmöglichsten Art. An dem bestimm-

ten Tage kam Rousseau ein bischen vor fünf Uhr zu mir und wir fuhren mit ihm ab. Im Wagen sagte er lächelnd: ich sey sehr gepuzt, um in einer vergitterten Loge zu sitzen; worauf ich im gleichen Ton erwiederte: es sey nur ihm zu Ehren geschehen. Uebrigens bestand mein ganzer Staat in dem, jungen Frauenzimmern gewöhnlichen, Kopfputz und in einer, übrigens sehr gewöhnlichen, Kleidung. Ich verweile bei diesen Kleinigkeiten, weil das Folgende sie wichtig macht. Wir kamen mehr als eine halbe Stunde vor dem Anfange im Schauspielhause an; gleich beim Eintritt eilte ich, das Gitter niederzulassen, Rousseau verhinderte mich sehr eifrig daran, indem er sagte, dieses geschlossene Gitter würde mir unangenehm seyn. Ich versicherte ihm das Gegentheil und sezte hinzu: daß wir ja außerdem deshalb übereingekommen wären; er antwortete, daß er sich hinter mich setzen wolle, wo er vollkommen verborgen seyn würde, was ja alles sey, das er verlange. Ich beharrte; allein Rousseau hielt das Gitter so fest, daß ich es nicht herablassen konnte. Während dieses Streites standen wir; unsre im ersten Range befindliche Loge stieß auf das Parterre, ich fürchtete, die Augen auf uns zu ziehen, gab nach und sezte mich. Rousseau nahm seinen Platz hinter mir, allein nach einer kleinen Weile bemerkte ich, daß er seinen Kopf zwischen mir und Herrn von Genlis heraussteckte, so, daß er gesehn werden mußte. Ich benachrichtigte ihn ganz einfach davon; gleich darauf wiederholte er zweimal seine Bewegung und ward vom Parterre erkannt. Ich hörte mehrere Personen auf unsre Loge sehend, sagen: „das ist Rous-

seau.“ Mein Gott, rief ich, man hat Sie gesehn! — Er antwortete sehr trocken: „das ist nicht möglich.“ Indeß wiederholte man von Einem zum Andern im Parterr: das ist Rousseau, das ist Rousseau; und alle Blicke hafteten auf unsrer Loge — dabei blieb es aber auch, denn das Gemurmel verhallte, ohne Beifall=Klatschen zur Folge zu haben. Das Orchester that den ersten Geigenstrich, man dachte nur an das Schauspiel und Rousseau war vergessen. Ich hatte ihm eben nochmals angeboten, das Gitter zu schließen, er antwortete sehr ärgerlich: es sey nun zu spät. „Das ist nicht meine Schuld,“ sagte ich. — „Nein, nicht im geringsten“ erwiederte er ironisch und gezwungen. Diese Antwort verlezte mich sehr, denn sie war höchst ungerecht. Ich gerieth in Verwirrung, denn unerachtet meiner Unerfahrenheit errieth ich so ziemlich die Wahrheit; dennoch schmeichelte ich mir, daß dieser Anfall übler Laune vorüber gehen würde, hielt es aber für das Beste, gar nicht auf sie aufmerksam zu scheinen. Der Vorhang rollte auf, das Schauspiel begann, ich dachte an nichts weiter, als an das Lustspiel, das vollkommenen Beifall erhielt. Der Name des Verfassers wurde mehrmals gefordert — kurz sein Gelingen war gar nicht mehr zu bezweifeln.

Wir verließen die Loge, Rousseau führte mich — sein Gesicht war furchtbar verfinstert; ich sagte ihm: der Verfasser hätte Ursache, recht zufrieden zu seyn und wir würden einen allerliebsten Abend zusammen zubringen. Er schwieg; wie wir an meinen Wagen kamen, stieg ich ein, Herr von Genlis machte Rousseau Platz, um mir zu folgen, aber dieser trat zurück und sagte, daß er nicht mit

uns zu gehen gedächte. Mein Mann und ich drückten unsre Verwunderung aus, er aber, ohne zu antworten, verbeugte sich und ging fort.

Sauvigny, dem wir des folgenden Tags auftrugen, nach dem Grund dieses albernen Streiches zu fragen, war sehr erstaunt, wie ihn Rousseau mit zornfunkelnden Augen versicherte: er werde mich nie wiedersehen; ich habe ihn nur in der Absicht ins Theater geführt, um ihn vor dem Publikum zur Schau zu stellen, um ihn der Menge zu zeigen wie ein wildes Thier in den Marktbuden. Herr von Sauvigny antwortete: so viel er von mir gehört, habe ich das Gitter herablassen wollen; Rousseau behauptete, daß ich es nur sehr obenhin angeboten, mein glänzender Putz und die Wahl der Loge aber hinlänglich beweise, daß ich nicht mich zu verbergen gesonnen gewesen sey. Man mochte ihm noch so oft wiederholen, daß mein Putz gar nichts besonderes gehabt, daß ich die Loge nicht gewählt hätte — er war nicht zu besänftigen. Dieser Bericht verdroß mich so, daß ich nun auch meinerseits keinen Schritt thun wollte, um einen Menschen, der einer solchen Ungerechtigkeit gegen mich fähig war, zu versöhnen. Außerdem war es klar, daß er seine Klagen gar nicht aufrichtig meinte; er hatte sich wirklich in der Absicht, einen lebhaften Eindruck hervorzubringen, gezeigt, und da der Erfolg seiner Erwartung gar nicht entsprach, gerieth er in Zorn. Von der Zeit an sah ich ihn nie wieder. Wie ich drei Jahre später vom Fräulein Thouin aus dem Königlichen Garten erfuhr, daß es ihm lästig sey, zum Besuch der Gärten von Monceaux, die er

besonders liebte, immer eine Einlaß-Karte haben zu müssen, erbat ich einen Schlüssel für ihn, dessen er sich zu jeder Stunde bedienen durfte; ich schickte ihm denselben durch Fräulein Thouin, er ließ mir danken, und das war mir genug, denn ich hatte nur gewünscht, ihm etwas Angenehmes zu erzeigen, keineswegs unsre Verhältnisse zu erneuen.

In eben diesem Jahr gab Sauvigny sein Trauerspiel, oder vielmehr Drama, Gabrielle d'Estrée, welches viel schöne Verse, sogar einige schöne Stellen und interessante Auftritte enthält, und sehr gefiel. Der Verfasser hatte Talent, im Ganzen genommen ein richtiges Urtheil, allein er machte sich nie einen Plan und hat keine einzige wirklich gute dramatische Arbeit hervorgebracht.

Der Unterricht begann sich in meinem Kopfe zu ordnen; ich wußte vollkommen die alte Geschichte, die römische, die des griechischen Kaiserthums und die Mythologie; ich hatte alle unsre dramatischen Schriftsteller, alle unsre guten Dichter und unsre Moralisten, an deren Spitze ich unsre christlichen Redner stellte, gelesen. Diesen Winter las ich Bourdaloue und Fléchier; der erstere ist gründlich, also überredend, und damit legt man einem Prediger ein großes Lob bei. Fléchier schien mir geistreich, glänzend, aber ein bischen geziert, und so kommt er mir noch jezt vor. Labruyère las ich mit Vergnügen wieder, und fing darauf die Geschichte von Frankreich, in der ich sehr schlecht bewandert war, an.

Gegen die Mitte des Winters reiste der Graf Guines auf seinen Gesandtschaftsposten nach Berlin ab. Meine

Tante blieb noch von Kummer krank, und plagte den Herzog von Orleans, den sie zu ihrem innigen Vertrauten gemacht hatte, aufs äußerste, noch mehr, da sie ihm nun erklärte, daß sie gesonnen sey, Ende März nach Barège zu gehen. Herr von Montesson nahte sich seinem Ende, und alles verhieß eine glückliche Entwickelung.

Herr von La Harpe *) las seine Melanie vor, welche

*) Die Begeisterung für die Melanie war so lange ausnehmend groß, als sich Hr. La Harpe auf das bloße Vorlesen derselben in den Pariser Salons beschränkte; so wie das Stück aber einmal gedruckt war, so folgte die Kritik auf die Lobsprüche, und vielleicht in höherem Maße, als Letztere Statt gefunden hatte. Die falsche Gattung der Dichtung, das unächte Tragische war damals Mode; Leute von Geschmack gähnten aber bereits

Aux vains efforts d'un auteur amphibie,
Qui défigure et qui brave à la foi
Dans son jargon, Melpomène et Thalie.

(Bei dem vergeblichen Bestreben eiues amphibienartigen Schriftstellers, der mit seinem Kauderwälsch auf einmal Melpomene und Thalia entstellt, und ihnen Trotz bietet.)

Hätte Melanie, statt Ja zu sagen, Nein gesagt, was einer gesunden Moral sicher mehr angemessen, und in jedem Fall besser gewesen wäre, als sich zu vergiften; hätte der Geistliche, der nur einen Theil seiner Pflichten erfüllte, dem ganzen Umfang derselben Genüge geleistet, und ohne Rückhalt aus vollem Herzen eine Gewaltthat getadelt, welche nicht im Geiste der Religion liegt, so wäre das Stück nicht zu Stande gekommen. Man möchte mehr Geistesaufschwung, mehr Energie der Empfindungen, mehr Kraft und Heftigkeit in der Schreibart wünschen; der sanfte, wohlklingende Versbau hat

alle junge Damen in der Gesellschaft entzückte; ich that keinen Schritt, mich auch dabei einzufinden. Dieses Vorlesen, besonders sehr herausgestrichener Werke, war mir immer zuwider, weil ich dabei mit meiner Haltung in Verlegenheit kam; das Demonstrative ist nicht meine Seite, und dieß mußte man gerade bei solchen Gelegenheiten in hohem Grade besitzen, um nicht albern zu erscheinen. Frau von Henin und mehrere Andere führten einzelne Verse mit Bewunderung an, unter andern folgenden am Schluß, bei Ablegung ihres Gelübdes:

„La tombe se referme et l'on y meurt long-tems.“

Diesen Vers fand ich schlecht, und gerade aus dem Grunde, wegen dessen man ihn bewunderte. Man hat noch nie gesagt, man sterbe lange; und so nahm man hier einen falschen Ausdruck für einen neuen Gedanken. Wie viele Schriftsteller haben nicht später derselben Täuschung ihr Lob verdankt! Man sagt: ein langer Todeskampf, aber nicht ein langer Tod; denn der Tod ist nur ein Augenblick. Der Ausdruck aber: man stirbt hier lange Zeit, erschien deßwegen doch als eine Eingebung des Genies.

Melanie wurde gedruckt; ich las das Stück, und ich fand darin nur eine ins bürgerliche Leben herabgezogene Nachahmung der Iphigenie. Ein Vater will seine Toch-

---

aber einen Reiz, der solche Zuhörer verführen mußte, die zum Voraus durch den Beifall von Personen eingenommen waren, welche den Ruhm der Zeitgenossen spendeten, und ihren Ruf entschieden. A. d. H.

Tochter opfern, und eine Mutter und ein Geliebter stellen sich seinem Beginnen entgegen. Was für eine Mutter ist aber Frau von Faublas, der doch so viele sichere Mittel zu Gebot standen, um das Opfer zu verhindern! Der Geistliche ist aus dem Grafen von Cominge, einem schlechten, vor der Melanie verfaßten Stücke, gestohlen, und er erscheint nur, um unnütze Dinge zu schwatzen. Er hätte handeln sollen und dann würde es kein Opfer gegeben haben; die Entwickelung ist bei einem christlichen Gegenstande unerträglich, der Verfasser war aber weder fromm, noch christlich. Die empfindsame Melanie, die ihre Religion abschwört, und ihren Vater, dem sie flucht, ewigen Gewissensbissen, ihre Mutter aber und ihren Geliebten ewigem Kummer überliefert, ist eine widernatürliche Person. Der Selbstmord ist an einer Frau noch gehässiger, als an einem Mann; eine Frau, die sich tödtet, hat die Weiblichkeit abgelegt. Hr. La Harpe hatte in der Vorrede zu diesem Stück den Muth und die Einfalt, zu sagen, Voltaire habe ihm geschrieben: Europa wartet auf Melanie. Allerdings sprach Voltaire so mit seinen Bewunderern. Während er nun wiederholt äusserte, Gresset sey ein Possenreißer, der Verfasser der Dido, und sehr schöner Dichtungen, sey ein Dummkopf u. s. w., schrieb er an La Harpe, Europa warte auf Melanie! ... Europa, das diesen glühenden Wunsch weder für Cinna, noch für Athalie, noch für den Misanthropen geäußert hatte, mußte sich sehr getäuscht fühlen, als Melanie erschien. Hr. La Harpe hat dieses Drama seit seiner Bekehrung von Neuem drucken

lassen, und es ist merkwürdig, zu sehen, welche Verse er unterdrückt hat. Da er in seiner Frömmigkeit sehr redlich war, so unterdrückte er gewissenhaft alle Verse, die er in schlimmer Absicht verfaßt hatte; und unter diesen Versen sind viele von einem empfindsamen und religiösen Zuschnitt. Die philosophische Falschheit geht aus Nichts klarer hervor, als aus diesen Correctionen. In dieser Zeit lieferte Collé seinen Spieler (Beverley), ein ebenso langweiliges als bösartiges Schauspiel. Es wurde anfänglich zu Villers=Cotterets aufgeführt. In demselben Winter lieferte auch, wenn ich nicht irre, Monsigny den Deserteur, dessen Musik immer alle diejenigen, welche diese bezaubernde Kunst zu schätzen wissen, entzücken wird. Das Stück ist von der ausschweifendsten Unwahrscheinlichkeit, aber es hat rührende Einzelnheiten und Scenen von tiefer Wirkung. Ich besuchte die erste Vorstellung, und gestehe, daß ich dabei in Thränen zerfloß. Allerdings wurde nie ein Stück so gespielt. Caillot; Laruette, seine Frau; Clairval; Trial, der den Albernen spielte; die reizende Mademoiselle Beaupré, in der Rolle der Nichte, waren lauter vollkommene Schauspieler, wie man sie nie besser gesehen hat. Der Text der schönsten Arien war öfters lächerlich, wie z. B.

„Mourir n'est rien, c'est notre dernière heure.“

Es ist unsere lezte Stunde: dieß ist ein schöner Trostgrund; denn gerade, weil es unsere lezte Stunde ist, darum ist das Sterben Etwas. Sedaine machte Hunderte solcher Verse; vorzüglich ist er einzig, wenn er

den Moralisten macht; zum Beweise hier eine Maxime, die Niemand bestreiten wird:

„Les péres seraient trop heureux,
„Si le ciel comblait tous leurs voeux.“

Die Musik Monsigny's gestattet indessen keine Aufmerksamkeit auf diese sonderbare Dichtung *). Frau von Montesson führte mich mehrmals zum Souper bei der Frau Herzogin von Mazarin, die in Rücksicht auf Schönheit und Pracht von Festen die unglücklichste Person war, die man finden konnte. Sie war viel zu dick, um angenehm zu seyn, aber von sehr schöner glänzender Hautfarbe. Man tadelte indessen ihr zu frisches Roth, und die Marschallin von Luxemburg sagte von ihr, sie hätte nicht das Frische einer Rose, sondern das von einem Stück Fleisch. Dieses grausame Wort machte Glück, und damit war ihre schöne Farbe entehrt.

Man sagte, die Fee Guignon Guignolant hätte bei der Geburt der Herzogin von Mazarin den Vorsitz ge-

---

*) Monsigny hatte weder die Fruchtbarkeit eines Gretry, noch die Energie eines Gluck; nie wurden aber in Frankreich lieblichere und rührendere Melodien, und von so wahrhafter Heiterkeit komponirt. Grimm und die Orakel des Geschmacks fanden indessen diese herrliche Musik ohne Gedanken und Farben; dieser so einfache, so reine Styl kam ihnen arm und ungeziert vor. Was soll man von diesen schönen Beschlüssen denken, die das nachfolgende Zeitalter umgeworfen? Das, daß Bildung und Geist zwar über Werke der Literatur entscheiden können, daß es aber zur Beurtheilung von Kunstwerken ganz anderer Eigenschaften bedarf. (A. d. H.)

führt. Allerdings war sie sehr frisch und sehr schön, und gefiel doch Niemand. Sie hatte prachtvolle Diamanten; trug sie dieselben, so sagte man, sie gleiche einem Kronleuchter. Ihre Soupers waren die schönsten in Paris; man machte sich darüber lustig, weil ihre Gerichte so zubereitet waren, daß man sie nicht recht erkannte. Sie war gefällig und höflich, und man sagte, sie sey boshaft. Es fehlte ihr nicht an Geist, und man erzählte mehrere witzige Aussprüche von ihr; und doch that und sprach sie immer das Unpassendste, was sich denken läßt. Alles war bei ihr in großer Pracht, und doch stand sie in dem Rufe, geizig zu seyn; sie gab die herrlichsten Feste, und immer fiel etwas Lächerliches dabei vor; kurz, ein Erfolg war für sie etwas Unmögliches. Eines Tages hatte sie im Laufe des Winters den Einfall, in ihrem prachtvollen Hause in Paris ein ländliches Fest zu geben. Sie versammelte eine äußerst zahlreiche Gesellschaft in dem neu verzierten Saale, der ganz mit Spiegeln ausgestattet war, die meistens in Nischen angebracht waren, die von der Decke bis an den Fußboden reichten. Am Ende dieses Saals befand sich ein Kabinet, das man mit Laubwerk und Blumen angefüllt hatte. Oeffnete man nun eine Thüre, so sollte man durch einen Transparent eine wirkliche Heerde weißer, schön gewaschener Schaafe erblicken, welche durch das Gebüsch zogen, und von einer Schäferin, einer Operntänzerin, getrieben wurden. Während man nun mit Vorbereitungen zu diesem artigen Auftritt beschäftigt war, und die Gesellschaft im Saale tanzte, brachen die eingeschlossenen Schaafe unbemerkt durch, und stürz-

ten sich, ohne Hund und ohne Schäferin, auf einmal mit Ungestüm in den Saal, zerstreuten die Tänzer, und stießen sich gewaltig gegen die Spiegel. Das Springen und Blöcken der erschreckten Heerde, das Geräusch der zerspringenden und zerbrechenden Spiegel, das Geschrei und die Flucht der Damen, das schallende Gelächter der Tänzer, bildeten einen weit lustigern Auftritt, als der Heerdezug hätte gewähren können, dessen nun die Gesellschaft durch diesen Zufall beraubt war. Ich für meinen Theil hielt sie für eine gute Frau, weil sie dick war und gern lachte; und nach dieser Beurtheilungsart, die ich in dieser Beziehung beibehalten habe, hielt ich Frau von Husson, die Schwägerin des Hrn. von Donezan, für die beste Person von der Welt, und sicher täuschte ich mich darin ausnehmend. Frau von Husson war damals wenigstens vierzig Jahre alt; sie war schön, immer von untadelhaftem Betragen und Rufe, obschon man in einer viel gelesenen Schmähschrift unter dem Titel: le Courrier de l'Europe, das Gegentheil sagt. Dabei hatte sie den Schein der vollkommensten Gutmüthigkeit, und ich glaube nicht, daß es je eine boshaftere Person gab, nicht etwa aus Trieb zum Bösen, sondern blos, um Stoff für die Unterhaltung zu liefern, um etwas zu vereiteln, um eine unterhaltende Geschichte aufzubringen, um die Gesellschaft durch Spott zu belustigen, oder um ihr eine skandalöse Anekdote mitzutheilen. Sie suchte an Jedem, mit dem sie in Berührung kam, nur die Schwächen auszufinden; hatte er keine, so erklärte sie ihn für schaal, mochte er auch noch so verständig seyn. Uebrigens war sie gefällig, freundlich, von guter

Laune, und oft von einer pikanten Heiterkeit. Es bleibt aber immer wahr, daß Niemand so viele bösartige Züge in der Gesellschaft verbreitet, mehr verläumderische Geschichten erzählt hat, als sie. Frau von Sevigné sagt in ihren Briefen mit ihrer gewohnten Anmuth und Grazie, sie habe immer über das, was man Gutherzigkeit (bons fonds) nennt, gelacht, um gewisse Personen zu entschuldigen, die sich zu Neckereien und Bosheiten herablassen. Sie hat sehr Recht: Wenn es möglich ist, ohne Bosheit beständig spöttisch und medisant zu seyn, so entsagt man wenigstens alsdann allem Nachdenken und aller Gutmüthigkeit. Frau von Husson war angenehm und verständig, sie gab einem gehässigen Mittel den Vorzug, um zu gefallen, oder vielmehr, um zu belustigen, während sie ein Achtung verschaffendes hätte wählen können. Was folgte nun daraus? Bei einem persönlich wahrhaft untadelhaftem Betragen, bei Schönheit, Annehmlichkeit, einem guten Hause, ward Frau von Husson nicht geschäzt, machte sich viele Feinde, und wurde im Alter vergessen, ohne je geliebt worden zu seyn.

Ich für meinen Theil darf mir niemals den Vorwurf machen, auch nur ein Wort wiederholt oder gesagt zu haben, das dem Rufe selbst solcher Personen hätte nachtheilig seyn können, die ich am wenigsten achtete, oder wie so manche Andere, Epigramme oder spöttische Verse verbreitet zu haben. Immer habe ich in der Welt eine Verachtung gegen alle solche Dinge, und einen großen Unglauben in Betreff von skandalösen Geschichten an den Tag gelegt. Meine Tante ging mir hierin immer mit

gutem Beispiele voran, und bemühte sich sogar auf alle Art, meinen Widerwillen gegen das entgegengesezte Benehmen zu bestärken. Sie war durchaus nicht medisant, und sagte mir sogar (was in der That sehr verständig und weise war), daß, abgesehen von allen übrigen Grundsätzen, das Medisiren immer den Ton einer Frau verderbe. Dieser Ausspruch verdient genauere Beachtung. Ich verdanke meiner Tante noch eine andere sehr nützliche Vorschrift des Betragens, die ich hier anführen will. Kurz nach meinem Auftritte in der großen Welt sagte sie mir in Beziehung auf meine kleine vertraute Mittheilungen, daß eine Frau, welche einem Liebhaber alle Hoffnung nehmen wollte, ihm niemals schreiben dürfte; in diesem Fall wäre selbst der strengste Brief immer ein falscher Schritt, und häufig eine Unklugheit. Sie sagte darüber sehr viel Zartes, Richtiges und Gedachtes. Dieß war der einzige Rath, den ich von ihr erhielt; sie hätte mir noch viel nützlichere Anweisungen geben können, die ich befolgt haben würde. Sie that es nicht! . . . Um mich nicht besser darzustellen, wie ich bin, muß ich gestehen, daß ich oft spöttisch war, allein nie habe ich etwas Anderes lächerlich gemacht, als die Anmaßung, die Geckerei, den Pedantismus; nie kam es mir bei, über Unwissenheit oder linkisches Wesen zu lachen; im Gegentheil, wenn ich sie an Jemanden sah, empfand ich immer Mitleid.

Ich machte während des Winters mit Frau von Puisieux Besuche bei vielen Personen der großen Welt, unter andern bei der Gräfinn von Brione, die noch einige

Schönheit besaß; sie war höflich, ihr Betragen edel und sanft. Der ausgezeichnetste Mann in Frau von P. und der Marschallin von Estrée Gesellschaft war der Graf von Harcourt; er besaß Geist, Güte und Verdienste. Er ist der einzige mir bekannte Mann, der, obgleich ihn die Weiber sehr begünstigten, in Ton und Sitten beständig die größte Einfachheit beibehalten hat. Ich speiste oft mit dem Prinzen Louis, dem nachmals nur zu berüchtigten Cardinal von Rohan. Er war kein erbaulicher Priester, hatte aber die liebenswürdigste Gestalt, Anmuth und Fröhlichkeit; er schwazte kurzweilig und immer so oberflächlich und leichtsinnig, daß es schwer war seinen Verstand zu beurtheilen. So viel war gewiß, daß man unmöglich mit mehr Annehmlichkeit beschränkt seyn konnte. Allenthalben begegnete ich der jüngern Frau von Segur, die man zum Unterschied von ihrer Schwiegermutter also nannte; sie war einige dreißig Jahre alt, nicht hübsch, hatte aber schöne Zähne, eine sanfte Physiognomie, schöne Gestalt und viel Zierlichkeit in ihrer Haltung und ihrem Anzug. Sie ward allgemein geliebt und verdiente es. Herr von Segur, ihr Gemahl, nachmals Minister und Marschall von Frankreich, der bei Minden einen Arm verlor, war der beste Sterbliche und ein angenehmer Gesellschafter; seit meiner Kindheit bezeigte er mir viel Freundschaft, stand mir mit Rath bei, und wie er Minister war, verlieh er meiner Mutter sogleich eine Pension, um die ich ihn für sie, als die Wittwe eines französischen General-Lieutenants, ihres zweiten Gatten, des Baron Andlau, bat. Sein Andenken wird mir stets werth seyn. Seine Mutter, eine na-

türliche Tochter des Regenten, war sehr alt, aber voll heitern Geistes und Liebenswürdigkeit; sie liebte die jungen Leute, und gewann ihre Neigung durch ein höchst lebhaftes unterhaltendes Gespräch. Obgleich ich von Natur durch Herz und Geist sehr nachsichtig bin, gab es damals doch zwei Menschen in der großen Welt, gegen die ich eine wahre Antipathie hegte. Der eine war der Graf von Coigny, des Ritters Bruder, er verfolgte mich unaufhörlich, und je mehr ich ihn sah, je verhaßter ward er mir. Man hätte sein Gesicht schön nennen können, wenn das bei offnen Naslöchern und einem boshaften Ausdruck möglich wäre; sein Blick war starr, neugierig, fragend. So ein Blick ist mir immer zuwider gewesen. Ein Blick, der uns wirklich durchschauen will, erregt selbst, wenn wir nichts zu verbergen haben, Mißtrauen und Furcht. Graf Coigny hatte das was man eine schöne Carnation nennt, diese Hautfärbung bei der Rohheit seiner Physiognomie gab ihm in meinen Augen das Ansehen eines Menschen, der aus Zorn roth wird. Es fehlte ihm nicht an Verstand, aber dieser Verstand war dürr, scharf, beißend, er paßte zu seinem Gemüth. Graf Coigny ward mein Feind, wovon ich doch den Gewinnst hatte, ihm seltner zu begegnen. Die zweite Person, die mich abstieß, war Frau von Cambis, Schwester des Prinzen von Chimay und der Frau von Caraman. Sie war zwischen dreißig und vierzig, mit allen Arten von Ansprüchen überladen; blatternarbig, hatte gemeine Züge, einen ziemlich schönen Wuchs, und ein so unverschämtes, wegwerfendes Wesen, wie man es je in der Gesellschaft zur Schau zu tragen wagte. Ihre Freunde be-

haupteten, sie habe viel Verstand und gute Einfälle. — Folgendes ist einer dieser lezten: man lobte in ihrer Gegenwart meine Fröhlichkeit; sie sagte: „ja, eine hübsche Zähne-Fröhlichkeit" (gaieté de jolies dents); womit sie sagen wollte, daß ich nur, um meine Zähne zu zeigen, lachte; das war sehr ungerecht, denn ich habe nie die geringste Ziererei gehabt, und diese ist eine der unangenehmsten, die man haben kann. Man sagte, Frau von Cambis mache hübsche Verse; ich kenne von ihr nur ein einziges Gedicht, das boshaft, schlecht gereimt, und ohne alles Salz ist — sie hatte es auf meine Tante und den Herzog von Guines gemacht.

Ich machte die Bekanntschaft einer, durch ihren Geist und angenehme Gemüthsart sehr ausgezeichneten Frau, der Gräfinn La Marck, Schwester des Herzogs von Noailles; sie war schon bejahrt und von großer Frömmigkeit, und nie zeigte sich diese in einer liebenswürdigern Gestalt. Bei ihr sah ich die schöne Frau von Newkerque, nachmals Frau von Champcenetz; *) ihre Schönheit fing an zu verblühen, allein sie war noch reizend! Man konnte das

*) Diese, so lange wegen ihrer Schönheit berühmte Frau, war anfangs unter den Namen Madame Pater bekannt; sie stand auf dem Punkt, den Herrn von Lambese, der viel jünger wie sie war, zu heirathen, reichte aber endlich dem Marquis von Champcenetz ihre Hand. Man sagt sie habe in Ludwigs XV. lezten Jahren mit diesem Fürsten in geheimen, sehr vertraulichen Verhältnissen gestanden, und einen Augenblick die Hoffnung gefaßt, die Rolle bei ihm zu spielen, welche Frau von Maintenon bei Ludwig XIV. gelang. A. d. H.

Wort, welches Frau von Sevigny von Frau von Dufresnoy, (Louvois Maitresse) sagte, auf sie anwenden: „sie war ganz in ihre Schönheit versunken" (elle étoit toute recueillie dans sa beauté); die Sorge den schönsten Fuß, die niedlichsten Hände zu zeigen, ihre Stellung zu verändern, beschäftigte sie zu augenscheinlich, und hätte sie besonders schöne Zähne besessen, sie würde gewiß die hübsche Zähne-Lustigkeit gehabt haben. Es gab damas sehr viele hübsche Weiber; unter ihnen die Vicomtesse von Laval *) und die Gräfinn, nachmalige Herzoginn Julius von Polignac. Diese lezte hatte, ohne verwachsen zu seyn, einen garstigen Wuchs, klein, ohne Zartheit und Zierlichkeit; ohne eine häßliche Stirn wäre ihr Gesicht recht hübsch gewesen, aber diese war groß, garstig und, obgleich sie übrigens weiß war, etwas bräunlich. Wie es Mode ward, die Haare fast bis auf die Augenbraunen herabzuziehen, sah sie allerliebst aus. Ihr Gesicht drückte die rührendste Reinheit aus, ihr Blick, ihr Lächeln war himmlisch! Die von ihr vorhandenen Bilder geben gar keinen Begriff von der Annehmlichkeit ihrer Physiognomie. Sie war sanft, wohlwollend, einfach in ihrem Betragen, und die Gunst, welche sie später genoß, hat nie auf ihr Aeußeres gewirkt. Man sagte sie habe wenig Verstand; ich fand sie in der Gesell-

---

*) Diese kleidete sich sehr seltsam, aber ihr Gesicht konnte es vertragen; eines Tages erschien sie bei einem großen Fest mit einem Kopfputz von einer, im Streifen geschnittenen, Damastserviette, die Leonard ihr aufgesteckt hatte — und man fand diesen Kopfputz sehr hübsch. Anm. der Verf.

schaft weder beschränkt noch schaal. *) Die Prinzessinn von Monaco war damals zwei und dreißig Jahre alt; aber noch schön, besonders wegen ihrer Frische, doch war ihr Gesicht zu breit und eingedrückt. Eine der hübschesten jungen Personen dieser Zeit war Frau von Marigny, die Schwägerinn der Frau von Pompadour. Auch Frau von Serrant ward für schön gehalten; sie hatte etwas Rohes im Gesicht, etwas Gemeineres im Wuchs und in ihrem ganzen Wesen, gemeine Ausdrücke, gezierte Redensarten; aber es fehlte ihr dennoch nicht an Verstand.

Ich glaube dieses war das Jahr, wo der König von Dänemark Frankreich besuchte. **) Ich wohnte fast

---

*) Sie war eine geborne Polastron, Gouvernante der königlichen Kinder, und starb 1793 in Rußland in ihrem vier und vierzigsten Jahre. Die unglückliche Maria Antoinette gab ihr den schönsten Lobspruch, indem sie sagte: „Nur mit ihr bin ich nicht Königinn, sondern nur ich selbst.“ A. d. H.

**) Die Herzoginn von Mazarin gab ihm ein Fest, in welchem man wieder das sie überall verfolgende Mißgeschick wahrnahm. Man wußte, daß der König Carlins Spiel (von dem italienischen Lustspiel und der beste Harlekin, den man jemals gesehen,) sehr gelobt hatte; Frau von Mazarin nahm sich also vor, bei sich ein Stück des Théâtre italien, welches der König noch nicht kannte, aufführen zu lassen; es hieß der gelähmte Harlekin als Balbier. Am Tage des Festes führte die Herzoginn den König in einen Saal, wo ein artiges Theater errichtet war; dieser nöthigte sie neben ihn zu sitzen und das Schauspiel begann. Der König verstand sehr wenig Französisch. Da man bisher bei allen theatralischen Vorstellungen damit begonnen, in einem Prolog ihm durch Lob und

allen den ihm gegebenen, immer sehr prächtigen Festen bei; die Damen waren bei diesen Gelegenheiten mit Diamanten bedeckt; die selbst keine besaßen, borgten dergleichen, oder mietheten sie bei den Juwelieren. Nie sah ich so viele Juwelen beisammen, besonders bei dem Fest des Herzogs von Villars, und dem im Palais Royal. Bei diesem lezten hatten mehr wie zwanzig Damen ihre Kleider mit Diamanten besezt. Der Frau von Berchini geschah dabei etwas Sonderbares: sie war mit vielen, aber lauter geborgten Diamanten aufgepuzt, unter denen eine ungeheure Menge groß und kleine Chatons waren — so nannte man einzeln gefaßte Diamanten, die man, vermittelst in der Fassung angebrachter Löcher, nach Gefallen aufreihen, oder zur Verbrämung aufnähen konnte. Wie Frau von

---

Allegorien, die immer mit vielem Beifall aufgenommen wurden, zu huldigen, hielt er den gelähmten Harlekin als Balbier auch für einen solchen Prolog, und so oft Carlins Spiel beklatscht wurde, verneigte er sich, und versicherte der Frau von Mazarin in einem bescheidnen dankbaren Ton: daß sie zu gütig sey, daß er sich in Verlegenheit befinde, daß er so feine Lobsprüche nicht verdiene u. s. w. Die Verlegenheit der Herzoginn war unaussprechlich! Aus Ehrfurcht durfte sie ihn nicht zurechtweisen, und wußte sich gar nicht zu helfen, ja selbst wie das Schauspiel zu Ende war, hörte ihre Pein nicht auf, denn der König ergoß sich noch in lauten Danksagungen, er konnte gar nicht müde werden, die Anmuth und Feinheit der Anspielungen und das liebenswürdige Wohlwollen der Zuschauer, welche sie so beklascht hatten, zu rühmen.

Anmerk. der Verf.

Berchini in einer langen Reihe andrer Damen zur Tafel ging, unterdrückte sie mit aller Mühe ein unseliges Niesen, das ihr Halsband zersprengte. Sie raffte einige der Chatons auf, der größte Theil rollte aber zur Erde, und ward von den majestätischen Schleppen der ihr folgenden Damen hinweg gefegt. Sich aufzuhalten, um diese Chatons aufzulesen war unmöglich; sie mußte dem Zug, an dessen Spitze der König von Dänemark und der Herzog von Orleans ging, folgen. Die arme Frau war nicht reich, und verzweifelte fast über der Nothwendigkeit, die verlornen Diamanten ersetzen zu müssen. Ihr Unglück machte das Tischgespräch aus, der Herzog von Orleans befahl auf dem Weg nachzusuchen, man brachte ihr fünf oder sechs Chatons, doch die meisten blieben zurück. Der Herzog versprach den folgenden Tag eine neue Nachsuchung anstellen zu lassen, Frau von Berchini hoffte wenig von ihr, und begab sich, den Ball und die Feste verwünschend, hinweg. Den folgenden Morgen brachte ihr ein Zimmerputzer des Palais Royal, alles, was man in dem Vorzimmer, Ball und Eßsaal an Chatons gefunden, und Frau von Berchini erhielt nicht nur ihren ganzen Verlust zurück, sondern noch sieben andre kleine Chatons, die Niemand, obschon sie diesen großmüthigen Ersatz acht Tage lang Jedermann erzählte, zurück gefordert hat.

Ich hatte meine älteste Tochter damals von ihrer Amme zurückgenommen; sie machte mir durch ihre Schönheit, Sanftheit und Niedlichkeit die größte Freude; täglich ging ich sie in ihrer Wiege schlafen zu sehen: an dieser Stelle machte ich meine süßesten Betrachtungen, meine schönsten

Romane, und immer war sie darin die Heldinn. O wie oft hat man am Ende eines langen Lebens die Gedanken, welche tausendfach würdiger gewesen wären, als die, welche man niederschrieb, vergessen! Wie kalt ist alles, was man mit Besonnenheit denkt, gegen das, was die Seele allein uns eingiebt! Die Beredsamkeit dient nur dazu, Andern unsre Gefühle und Begriffe mitzutheilen, allein sie ist eine Kunst, und die Mühe, welche man anwendet, erkältet immer unsre Empfindung. In einer langen, durch eine tiefe, legitime Neigung hervor gebrachten Träumerei, ist das Herz allein thätig; man ist von dem göttlichen Hauch, der nie ersterben wird, allein beseelt; man ist von einem Strahl des himmlischen Geistes belebt, der Gedanke einer menschlichen Sprache verschwindet nach und nach in uns, alle unsre Gedanken werden Bilder uud Gefühle; um sie in Wort und Rede auszudrücken, müßte man sie übertragen, und wie viele möchten sich finden, die keinen Ausdruck gestatten! — Ob man im Himmel sprechen wird? Ich denke, Nein. Dort ist Alles unendlich, kein Gefühl hat Abstufungen, das Lob des Ewigen ist dort nur Ein wahrhafter Accord göttlicher, vollkommener Harmonie. Der Accord der irdischen Musik besteht aus drei Tönen, welche die Natur uns verlieh — (alle wohllautende Töne bringen ihn ungetheilt hervor), — der himmlische Accord wird aus drei Empfindungen gebildet, die sich vereinigen, vermischen, und wie die Dreieinigkeit nur einen einzigen machen: aus L i e b e, D a n k b a r k e i t und B e w u n d e r u n g; alle drei auf eine Höhe gesteigert, von welcher unser glühendster Enthusiasmus sich keinen Begriff machen kann.

Das wird die göttliche Musik seyn, das sagt Alles! Dieses ist die unsterbliche Sprache der Engel und Auserwählten, ist das Glück aller Ewigkeiten. — Doch wie weit schweife ich von der Erde ab! Ich schreibe diese Denkwürdigkeiten, rasch, ohne Studium, wie sich mir die Ideen darbieten — man muß, wenn man sie liest, nicht vergessen, daß sie keine literarische Arbeit seyn sollen.

Meine Großmutter starb gegen das Ende des Winters; sie hinterließ mir in ihrem Testament nicht allein auch nicht das mindeste Andenken, sondern beraubte mich auch durch dasselbe meines mütterlichen Erbtheils. Herr von Montesson starb kurz darauf. Er war einer der allerdicksten Menschen, die man je sah, und schien immer ein guter Mensch. Meine Tante erzählte hundert komische Züge seines Geizes, unter andern, daß seine einzige Artigkeit gegen sie darin bestanden, ihr an ihrem Namens- und an dem Neujahrstag ein Vierteljahr ihrer Pension voraus zu zahlen. Uebrigens hielt er ein gutes Haus, legte bei sich keinem Menschen Zwang an, denn er erschien nur, wenn man zur Tafel ging, sprach nicht, und begab sich gleich nach Tisch wieder hinweg. Er hielt meiner Tante vier Pferde, die ganz zu ihrer Verfügung standen, und ließ ihr die vollkommenste Freiheit. Er war acht und siebenzig Jahr alt, und hatte achtzig tausend Livres Renten, als ihn meine Tante — in ihrem achtzehnten Jahre — allen Andern vorzog. Während seiner Krankheit, die acht Tage dauerte, widmete sie ihm die größte Sorgfalt, aber es war umsonst, er war neunzig Jahr alt, sein Leben erlöschte sanft und sehr fromm. Während dieser ganzen Zeit ging ich meiner

Tante

Tante nicht von der Seite, und die drei lezten Nächte schlief ich auch bei ihr in demselben Bett. Ich sah in diesem Zeitpunkt eine Person, die nie auf Erden gelebt, die von ihrer ersten Jugend an wirklich ihre Stätte im Himmel gewählt hatte: es war Herrn von Montessons Schwester. Sie war damals zwei und siebzig Jahre alt, und mußte hübsch gewesen seyn, sie war noch gut gewachsen, hatte zarte Züge und für ihr Alter eine unglaublich reine Weiße der Haut. Sie hatte nie heirathen wollen, hatte durch einen erhabnen Beruf seit ihrem zwölften Jahre alles was sie besaß den Armen gegeben; wie sie mündig wurde, sahe sie sich im Besitz von 36,000 Franken Renten; sie behielt sich 12,000 zu ihrem Gebrauch vor, und wendete alljährlich alles Uebrige zu milden Gaben an. Eine Wohnung von zwei Zimmern in einem dritten Stock und eine einzige Magd — darin bestanden ihre Ausgaben; sie verließ das Haus nur, um in die Kirche zu gehen, Unglückliche, Arme und Gefangene zu besuchen — immer zu Fuß und wenn es regnete, in einem gemietheten Tragsessel. Da sie gar keine Besuche machte, kannte ich sie nur dem Rufe nach, denn meine Tante erwähnte ihrer oft mit der größten Verehrung. Während dem achttägigen Krankenlager ihres Bruders war sie alle Tage bei uns, und ich ward nicht müde sie zu betrachten. Sie war liebenswürdig, und ich fand etwas Zärtliches in ihrem Blick und ihrem Betragen. Sie bemerkte, daß ich sie liebte (denn kann man ohne zu lieben so innig verehren?) es schien sie zu rühren, sie drückte mir die Hand, ich küßte die ihre — ich hätte ihr die Füße küssen mögen! — Eines Tags fragte

ich sie: warum sie nicht Nonne geworden? „Weil ich die Gefängnisse liebe“ antwortete sie. Da ich ihr meine Verwunderung bezeigt hatte, daß sie sich nicht auf Zeit Lebens eingeschlossen, machte mich diese Antwort lächeln, und rührte mich zugleich. Ich begriff wohl, daß sie ihre Freiheit hatte behalten wollen, um die, welche der ihrigen beraubt waren, zu trösten oder zu befreyen. Jede fromme Seele hat ihren besondern Beruf; er ist eine himmlische Eingebung, die kein Mensch und keine Regierung verhindern soll.

In der Nacht, wo Herr von Montesson starb, schien er so ruhig, daß wir, meine Tante und ich, weil wir die ganze vorige Nacht gewacht hatten, um zehn Uhr uns niederlegten; ein Priester, die Wärterinn und Herr von Genlis, der wohl sah, daß der Kranke nur noch wenige Stunden leben konnte, blieben bei ihm. Meine Tante, die sehr müde war, schlief sogleich ein; eine Art Furcht hielt mich wach; wir befanden uns gerade über dem Sterbezimmer; jedes Geräusch, das ich hörte, machte mich zusammenfahren; von Zeit zu Zeit strich ich mit der Hand über meiner Tante Gesicht und fragte — worüber sie sehr ungeduldig wurde — ob sie schliefe? Endlich, drei Viertel auf Eins, vernehme ich vielen Lärm im Hause, die Thüre öffnet sich, Herr von Genlis tritt ein, und erklärt meiner Tante ohne alle Umschweife, daß sie Wittwe ist. Zugleich benachrichtigte er sie, daß die Erben, die schon am vorigen Morgen erfahren hatten, daß der Kranke die Nacht nicht überleben könne, Advokaten in der Nähe des Hauses aufgestellt hätten, die von dem Schweizer (Portier)

sogleich benachrichtigt, schon bei dem Verstorbenen wären, und unverzüglich erscheinen würden, um Alles zu versiegeln. Er bat meine Tante sogleich aufzustehen, rieth mir aber, weil diese Formalität gar nicht lange Zeit hinnähme, im Bette zu bleiben. Meine Tante warf schnell ein Kleid über, und ich schaute durch die Umhänge, was sich begeben würde. Der Kommissär, in einem langen schwarzen Rocke, kam mit zwei oder drei Schreibern und legte in dem Zimmer die Siegel an; dann begab sich meine Tante und Herr von Genlis in einen anstoßenden Salon. Das fing an mich zu beunruhigen, weil ich mich fürchtete, in dem großen Zimmer allein zu seyn; gleich darauf gehen die Schreiber in das nahegelegene Kabinet, der Kommissär ist im Begriff ihnen zu folgen — nun verliere ich den Kopf; ich springe aus dem Bett, ergreife den Kommissär beim Mantel und rufe: Herr Kommissär, verlassen Sie mich nicht! — und im selben Moment beschämt, mich im Hemd zu sehen, wickle ich mich in den langen Schweif von des Kommissärs Mantel, der, da er mich vorher gar nicht wahrgenommen, keinen geringen Schrecken hat, und mich für verrückt hält — und er hatte sehr recht. Herr von Genlis, meine Tante, alle Welt kam herbei und konnten sich des Lachens nicht enthalten, so daß wohl die Siegel nie lustiger aufgelegt wurden. Man warf mir in des Kommissärs Mantel — denn ehe ließ ich ihn nicht von mir — meine Kleider über, und Herr von Thiard machte späterhin auf dieses Abentheuer ein recht artiges Gedicht.

Meine Tante und ich reisten sogleich nach Vincennes ab, wo meine Großtante, Fräulein von Dessaleux, seit mei-

ner Großmutter Tod eine schöne prächtige Wohnung erhalten hatte. Hierher kam der Herzog von Orleans, meine Tante zu besuchen; ich nahm einen kleinen Grad Kaltsinn an ihm wahr, der dieser eben so wenig entging; ich glaube er fürchtete, seit Herr von Montessons Tode, die Plane meiner Tante, und diese war überzeugt, daß ihn Jemand ingeheim vor ihrem Ehrgeize gewarnt hatte. Da es ihr in Vincennes an jeder andern Vertrauten fehlte, eröffnete sie sich endlich gegen mich, aber so, daß sie mich zugleich dennoch durch tausend Dinge zu betrügen versuchte. Seit der Geschichte mit ihrem Lustspiel kannte ich sie, und ließ mich nicht hintergehen. Hat man einmal den Schlüssel zu hinterlistigen Karakteren, so erräth man sie, ist man nur ein bischen gescheut, weil bei ihnen alles Berechnung ist, leichter wie andere. Um sie auszuforschen, muß man nur auf den Vortheil, den sie eben verfolgen, aufmerksam seyn. Meine Tante versicherte, daß sie gar keinen Ehrgeiz besitze, daß sie nur nach Ruhe und Unabhängigkeit strebe; sie sey jung, habe einen angenehmen Platz in der Gesellschaft, 40,000 Livres Renten, es würden, wenn sie die Thorheit beging, wieder zu heirathen, alle Opfer von ihrer Seite seyn, und diese ungeheuren Opfer würde sie nur der Empfindung bringen, oder um ein achtungswürdiges Wesen, dessen Treue sie hinlänglich erprobt hätte, der Verzweiflung zu entreißen. Gerade so drückte sie sich aus. Ich sah aus allen diesen Redensarten nur so viel, daß sie fest entschlossen sey, alles in Bewegung zu setzen um den Herzog von Orleans zu einer Heirath zu vermögen. Sie erwähnte der Art Verlegenheit, die sie an dem Herzog wahr-

genommen, mit vielem Unwillen; „ich bin gewiß, sagte sie, irgend Jemand im Palais Royal sucht ihn von mir zu entfernen; man legt mir Plane unter, deren ich nicht fähig bin. Alle diese Leute wären froh gewesen, wenn ich seine Maitresse geworden wäre; das wäre ihnen lieber als die Marquise; allein der Gedanke mich auf einer Höhe zu sehen, die sie von mir abhängig machte, ist ihnen unerträglich. Sie sind doch Zeugen der Freimüthigkeit meines Betragens gegen den Herzog gewesen: ich habe ihm meine Gefühle für Herrn de Guines nicht verhehlt *), wenn ihn das nicht geheilt hat, ist es nicht meine Schuld. Ich werde ihnen beweisen, daß ich nicht die mindeste Lust habe, ihn zu verführen; er soll sich selbst überlassen bleiben, denn ich reise nächstens nach Barège ab.“

Wie meine Tante diesen Entschluß faßte, meinte sie, der Herzog werde ihre Abwesenheit nicht aushalten können, und aus dieser Probe einsehen lernen, daß er ihrer unmöglich entbehren könne; sie berechnete zugleich, daß sie bei ihrer Rückkehr im Stande sey, ihn von ihrer vollkommenen Heilung von ihrer unglücklichen Leidenschaft zu versichern. In dieser ganzen Sache wagte Frau von Montesson viel mehr, wie sie glaubte, und hatte bei dieser Gelegenheit wirklich mehr Glück wie Verstand.

Die Art, wie meine Tante von dieser Angelegenheit sprach, war höchst belustigend. Mit jeder andern Vertrauten hätte sie zehnmal mehr Feinheit aufgewendet, mit mir sprach

---

*) Weil es unmöglich war sie zu leugnen, die Sache war allgemein bekannt. Anmerk. der Verf.

sie ungefähr, wie mit sich selbst, eine und die andre Redensart abgerechnet, in welchen sie weder Plane noch Ehrgeiz zu haben versicherte. Uebrigens ließ sie allen Groll, den die Personen, die sie von ihrer Gegenpartei hielt, ihr einflößten, wahrnehmen; sie gab sich nicht die Mühe, mir ihre Unruhe und lebhafte Besorgnisse zu verbergen. Sie hielt mich eben nicht für einfältig, aber ungerechnet, daß ich im siebzehnten Jahre geheirathet hatte, und jezt (1768) deren zwei und zwanzig alt war, beobachtete sie an mir nur die Art Kinderhaftigkeit, die meinem Verstand natürlich war, in manchen Stücken eine gewisse Einfachheit, auch meine Schüchternheit in der großen Welt, meine ausgelassene Lustigkeit, wo ich keinen Zwang fühlte, meine Furcht vor Gespenstern, und sah in mir nichts mehr als ein hübsches Kind, eine Agnes, die ein bischen Weltbildung erhalten hatte. Da sie gar nicht las, hatte sie mich nie um meine Lektüren befragt, und ich habe nie mit ihr darüber gesprochen: sie konnte also die Art Kenntnisse, welche ich besitzen mochte, gar nicht errathen; sie wußte nur, daß ich in Sillery einige Lieder gedichtet, und die Regeln des Reims kenne, allein dieser Art in der Gesellschaft zu gefallen legte sie gar keinen Werth bei. Wir kehrten nach Paris, von wo aus sie nach Barège reisen sollte, zurück.

Die Einfalt, welche meine Tante mir beimaß, bewog sie beständig mich zur Zeuginn der ausgesuchtesten, kleinlichsten Verstellungen zu machen. Folgendes ist ein Zug, der mich zu sehr kurzweilte, als daß ich das Geringste davon hätte vergessen können. Sie machte den Herzog von Orleans glauben, daß ihre unglückliche Neigung sie des

Schlafes und der Eßlust beraube; in seiner Gegenwart hielt sie auch strenge Diät, allein wenn er fort war, wußte sie sich zu entschädigen. In ihrem Hause sezte sie sich nicht mehr an die Tafel, aber ohne daß sie eine regelmäßige Mahlzeit genoß, trug man ihr fünf oder sechsmal des Tages zu essen zu. Eines Abends, wie ich bei ihr war und wir den Herzog nicht mehr erwarteten, trat ihre Kammerfrau mit einer großen goldnen Schaale mit gerösteten und in Wein geweichten Semmelschnitten (une rotie de vin) ein. Frau von Montesson nahm die Schaale nachlässig, und mit verächtlichem Wesen auf die Knie, und aus reinem Vernunft-Entschluß speißte sie die rotie, von welcher nicht mehr das Drittel übrig war, als man einen Wagen in den Hof fahren hörte. Ich eile ans Fenster und melde den Herzog von Orleans an. Meine Tante schellt eiligst, die Kammerfrau läßt sich ein bischen erwarten; endlich kommt sie und sagt daß ihr der Herzog auf den Fersen sey. Meine Tante denkt nur darauf die rotie schnell bei Seite zu schaffen, sie befiehlt heftig sie fortzutragen, gleich fällt ihr aber ein, daß sie dem Herzog begegnen könnte, also ruft sie die Kammerfrau zurück und gebietet, daß man die unselige Schaale unter ihr Bett setzen soll. Man gehorcht, und in demselben Augenblick tritt der Herzog herein — er riecht den Wein, und meine Tante gesteht, daß sie einen kleinen Löffel voll genossen. Ihr erschöpftes, schmachtendes Wesen während seines ganzen Besuchs regte mich oft so zum Lachen an, daß ich mich nur mit Mühe zurückhalten konnte. Zu so einem Uebermaß von Erniedrigung und Erbärmlichkeit können ehrgei-

zige Plane, selbst einen gescheuten Menschen, sobald er glaubt, daß sie seinem Zweck förderlich seyn können, verführen.

Meine Tante wollte mich bis zu ihrer Abreise nach Barège in ihrem Hause behalten, sie räumte mir Herrn von Montessons Zimmer ein, in welches ein Feldbett für meine Kammerfrau neben das meinige gestellt werden sollte. Wir waren im Anfang Aprils, Herr von Genlis reiste eben zu seinem Regimente ab, und wir von Vincennes nach Paris, wo wir Nachts eintrafen. Meine Tante wollte mich sogleich in meiner Wohnung, die zu ebner Erde war, einführen, und fragte mich, ob ich mich hinein zu gehen fürchtete. Um meine Tapferkeit zu zeigen, forderte ich sie auf, mir nachzutreten, weil ich allein und ohne Licht vorausgehen wollte. Der Kammerdiener mit zwei Kerzen in der Hand folgte mir und ich trat kühn in das offne Vorzimmer; allein kaum hatte ich den Fuß hinein gesezt, so sprang ich laut aufschreiend zurück — ich hatte ganz deutlich eine große kalte, entfleischte Hand gefühlt, die mich ins Gesicht schlagend, zurückstieß. Fast ohnmächtig fiel ich meiner Tante in die Arme, und erschreckte sie nicht wenig durch den convulsivischen Zustand, in dem sie mich sah. Sie begriff wohl, daß mir etwas Außerordentliches begegnet seyn mußte; sie fragte, und ich versicherte sie, daß mich eine Knochenhand zurückgestoßen habe. Der Kammerdiener ging mit den Kerzen in das Zimmer und erklärte sogleich das Wunder. Man hatte einen vertrockneten Orangebaum neben die Thür gestellt, dessen einer Zweig den Durchgang versperrte, und mich ins Gesicht geschlagen hatte. Die Enden dieses Zweiges konn-

ten wirklich, wie Jedermann es versuchte, die Wirkung einer Knochenhand hervorbringen, und man gestand, daß es für Jemand, der Gespenster fürchtete, in dem Zimmer eines Verstorbenen keine fürchterlichere Erscheinung geben könnte.

Meine Tante reiste nach Barège ab; sie sagte mir, daß mich der Herzog von Orleans, bis ich von Frau von Puisieux nach Sillery geführt werden sollte, oft besuchen würde, und daß ich ihn bei seinem Alter, und seiner bekannten Neigung für sie, ohne Bedenken empfangen könnte; bisher war er nur einmal, während meines lezten Wochenbetts, in Begleitung seines Sohnes bei mir gewesen. Sie empfahl mir ausdrücklich, ihn von ihr zu unterhalten, und in meinen Briefen an sie Bericht von unsrer Unterredung abzustatten; sehr oft wiederholte sie, daß es ihr lebhafter Wunsch sey, er möge von seiner Leidenschaft, wenn sie nicht so wäre, wie er es ihr geäußert, heilen, indem es schrecklich sey, sich so heftig, wie sie es thäte, über eingebildete Leiden zu betrüben. Ich fragte sie was sie denn beschließen würde, wenn diese Leidenschaft sich nicht unterdrücken liesse? „Ach wer kann, antwortete sie, das voraussehn? ich weiß nur, daß meine Bestimmung zerstört seyn wird.“ Ich verstand recht gut, was sie damit sagen wollte, und nahm mir vor, meiner Tante Absicht gemäß, alle diese Dinge dem Herzog zu erzählen. Sie hatte mir ja gesagt, daß ich ihm den Zustand ihrer Seele unbefangen schildern solle. Ich wünschte sehr, daß es meiner Tante gelinge, einmal, weil es ihr sehnliches Verlangen war, auch weil ich gar nichts dawider hatte, meine Tante an einen Prinzen vom Geblüt verheirathet zu

sehen; endlich weil ich ganz stolz war, diese große Angelegenheit, wenigstens so lange Frau von Montesson in Barêge war, zu unterhandeln.

Mit vielem Vergnügen kehrte ich endlich in meine Wohnung cul de sac St. Dominique zurück; dort empfieng mich meine allerliebste Caroline, die ich indeß meiner Mutter anvertraut hatte. Der Herzog besuchte mich den Tag nach der Abreise meiner Taute. Weil ich ihn täglich bei dieser gesehen, war ich ziemlich unbefangen, allein er hatte mich nie schwatzen hören, und da er mich nur aus meiner Tante Bericht kannte, sah er mich für eine junge, naive, geistreiche und angenehme Person an, die aber unfähig sey, nachzudenken und zu beobachten. Der Gedanke dieser Tete a Tete sezte mich hingegen in Verlegenheit, denn ich wußte nicht, wie ich sie bestehen würde. Der Herzog machte seinen Eintritt auf eine mein Lachen erregende Art: er brachte mir eine Menge Schachteln mit Gerstenzucker von Fontainebleau, wobei er lachend sagte, er habe sich erinnert, daß ich dergleichen von ihm verlangt habe. Diese Aufmerksamkeit machte mich guter Laune, und der Herzog belustigte sich an der Lebhaftigkeit, mit der ich ihm dankte. Nach einer Viertelstunde erinnerte er sich jedoch, daß er über die Abreise meiner Tante betrübt sey, er sprach davon, allein ich sah, daß in seinem Herzen keine Leidenschaft, ja nicht einmal wirkliche Neigung vorhanden sey. Er blieb Dreiviertelstunden, uud versprach den zweiten Tag zurückzukommen. Der zweite Besuch war sehr belebt; wir sprachen anfangs von meiner Tante, ich rühmte ihre Ergebenheit gegen ihn; der Herzog hörte, ganz erstaunt mich

ernsthaft sprechen zu hören, mir zu. Ich sprach lange allein, und in einem romanhaften Styl, den er für wunderschön hielt. Endlich hörte ich auf, um die Lobsprüche über meine Wohlredenheit zu ernten. Nachher sagte der Herzog sehr traurig: daß er nie um sein selbst willen geliebt worden wäre; — diese Rede erstaunte mich, er hat sie seitdem oft wiederholt! — Ich widersprach ihm darin, doch ohne Eindruck zu bewirken. Nach und nach kam er auf andere Gegenstände, und plötzlich fieng er an, mir seine verliebten Abentheuer, in welche die des Baron Bezenval stets eingeflochten waren, zu erzählen. Diese Geschichtchen, obgleich sehr anständig dargestellt, waren der Sache nach höchst unanständig, aber er trug sie so absichtslos vor, daß ich ihm mit einer Neugier, die von gar keiner Verlegenheit gestört wurde, zuhörte. Gewißlich war alles, was er sagte, wahr; er rühmte sich keineswegs, es war Geschwätz, und Schwatzhaftigkeit. Mein Erstaunen, das sich auf meinem Gesicht abdrückte, belustigte ihn gar sehr; ich gestehe, daß ich nach den Namen fragte, er ließ sich Verschwiegenheit versprechen, (die ich gewissenhaft beobachtet habe) und entdeckte mir Alles. Alle Heldinnen dieser Geschichtchen waren übrigens Weiber von sehr schlechtem Ruf, einige sogar aus der guten Gesellschaft gestoßen worden, andern begegnete man aber noch immer am Hofe und in der großen Welt. Einen Monat lang kam der Herzog regelmäßig alle zwei oder drei Tage, mein Gedächtniß mit saubern Anekdoten zu zieren; er ging so weit, mir seine ärgerlichen Begegnisse mit der verstorbenen Herzoginn von Orleans anzuvertrauen. Er hatte sie im neunzehnten

Jahre aus Liebe geheirathet, sie liebte ihn auch höchst leidenschaftlich bis zur Geburt ihres Sohnes, ja einige Zeit nachher noch heftiger; sie äußerte dieses sogar so unverhohlen, daß die Herzoginn von Tollard sagte: „sie habe Mittel gefunden die Ehe unanständig zu machen." Plötzlich fordert sie dem Herzog alle ihre, an ihn gerichtete, sehr zärtliche Briefe ab; sie wollte, war ihr Vorwand, sich die Freude machen, sie, und seine, sorgfältig aufbewahrten Antworten, wieder zu lesen. Der Herzog gab sie ihr mit der Ermahnung, sie wohl in Acht zu nehmen, und sie ihm bald wieder zurück zu stellen. Sie hatte sie aber nur verlangt, um sie zu vernichten; ihr Herz hatte sich verändert, und sie wollte die Zeugnisse einer nicht mehr vorhandenen Zärtlichkeit vertilgen. Es ist in diesem rückwirkenden Wankelmuth, der in die Vergangenheit eingreifen will, in dieser Scham über eine legitime Neigung, in diesem ganzen Verfahren etwas Treuloses, Ueberlegtes, Verderbtes, das mich mehr erstaunte als die Begebenheit selbst. Der Herzog erzählte mir auch, auf welche Weise er sich in meine Tante verliebt — sie ist mehr sonderbar als romantisch. Er fand sie, sagte er, allerliebst, aber sie waren sehr ceremoniös zusammen; weit entfernt, in sie verliebt zu seyn, war er damals — bei der ersten Reise nach Villers Cotterets — mit einer andern Frau beschäftigt. Eines Tags bei der Hirschjagd, befanden sich, beide zu Pferd, neben einander in einem Augenblick wo die Jagd ganz verkehrt ging, und die erwähnte Dame, die auch zu Pferd war, in einer andern Allee ritt. Einer der Bedienten schlug dem Herzog von Orleans vor, ein wenig zu warten, indeß er

sich nach dem Gange der Jagd umsehen werde; der Herzog war es zufrieden, stieg ab und sezte sich mit meiner Tante an einem hübschen Ort im Schatten nieder, der Herzog war sehr dick, die Hitze erstickend; schwitzend und müde bat er um Erlaubniß seine Halsbinde abzulösen; er thut es, knöpft seinen Rock auf, bläst und schnauft so treuherzig mit einem so drolligen Gesicht und Wesen, daß meine Tante ein unmäßiges Gelächter aufschlägt und ihn einen dicken Papa nennt — und das so lustig und so niedlich, sagte der Herzog, daß sie ihm in dem gleichen Augenblick das Herz stahl, und er sich in sie verliebte. Eine solche unversehene Vertraulichkeit, wenn sie im Verfolg eines immer ehrerbietigen, zurückhaltenden Betragens statt findet, macht bei Fürsten immer Glück. Dessen unerachtet ist dieser Ursprung einer großen Leidenschaft immer komisch genug. Dieser Zug ist nicht aus Ludwig XIV Zeit; der Geschmack hatte schon an Adel und Zierlichkeit verloren.

Des Herzogs Briefe an meine Tante während ihrer Reise, waren nicht ganz erfreulich; besonders verlezte sie einer von ihnen so sehr, daß sie mir schrieb: wie sie wohl sehe, daß er keineswegs die Gefühle, welche sie in ihm gewähnt hätte, für sie hege. Sie konnte ihre Kränkung über diesen Brief so wenig verbergen, daß sie ihn leicht, (leger) nannte — worüber ich sehr lachen mußte, da er dem Körper wie dem Geiste nach, das Gegentheil war. Er kurzweilte sich mit einer Intrigue, beendigte sie aber nie zuerst; so lange man bei ihm blieb und ihn anhörte, blieb er treu; er glich einem guten Soldaten, der seinen Posten nicht eher verläßt, als bis er seinen Abschied er-

halten; wenn er aber keinen Posten mehr hat, vergißt er auch leicht, und tritt ohne Sorge und Kummer in andern Dienst. Er war in seinem ganzen Leben nicht wirklich verliebt; hätte irgend eine, nur ein bischen liebenswürdige Frau den durch Frau von Montessons Abwesenheit vacanten Posten einnehmen wollen, würde es ihr sehr leicht gewesen seyn. Ich schrieb meiner Tante, daß sie immer angebetet sey, aber ihre Abwesenheit doch nicht verlängern möchte — und sie befolgte diesen Rath.

Mehr als einen Monat lang kam der Herzog unausgesezt zu mir; während dieser Zeit war ein Fest bei Hofe, ein großer maskirter Ball, ich weiß selbst nicht bei welcher Gelegenheit. Der Herzog forderte mich auf, Frau von Puisieux zu bitten, daß sie mich dahin führe, und versprach sich ebenfalls dort einzustellen. Nie sah ich so viele Menschen versammelt, als auf diesem Ball! Ich ging in einem Domino paré mit einer kleinen nur Augen und Nase bedeckenden Maske, die man einen loup nannte. Die Marquise von Puisieux nahm auch ihre Nichte, Frau von St. Chamand, und, als unsern Führer, Herrn von Bouzoles mit. Wir sezten uns in dem wenigst übervollen Saal auf eine Bank; nach einer Viertelstunde trat der Herzog von Orleans sehr vermummt, aber doch nicht schwer zu erkennen, denn er sah wie ein großer Thurm aus, in einem schwarzen Domino zu uns. Er machte, unter dem Versprechen in einer Stunde wieder zurückzukehren, den Vorschlag, mich durch die andern Zimmer zu führen. Ich begab mich unter seinen Schutz; im Fortgehn sagte eine Maske: Plaz für den Münster von Rheims! Alle Welt lachte, selbst

der Herzog, welcher meinte, in so einem Gedränge sey diese ehrwürdige Aehnlichkeit recht heilsam. Wirklich drängten wir uns auch glücklich durch zwei Säle, allein in der Mitte des dritten, des nächsten bei dem wo die königliche Familie sich aufhielt, riß man mich unversehens dem Herzog vom Arm, und ich ward von der Ebbe und Fluth der Menschen — denn Viele, ja die Meisten wollten zurück gehen, hin und her getrieben, gestoßen, gepreßt, vom Boden aufgehoben, daß meine Füße keinen Grund mehr faßten; vergebens sah ich mich nach dem Herzog um, er war mir aus den Augen gekommen, und mein Schrecken stieg aufs Höchste, als plötzlich ein blauer, sehr grosser, starker Domino, allen Widerstand überwindend, sich zu mir drängt, mich wie eine Gliederpuppe aufrafft, fortträgt und mit einem Ungestüm, das an Wuth gränzte, in den königlichen Saal, der mehr Raum hatte, bringt. Ich hatte alle Lust zum Tanzen und zum Schauen verloren, lehnte mich an die Wand und war fast ohnmächtig. Endlich konnte ich wieder athmen, ich eilte meinem Befreier zu danken, er antwortet und ich erkenne den Vicomte von Cüstines, den Schwager meiner Freundinn, der seit acht Tagen aus Corsika (wohin, wie man zu seiner Zeit sehn wird, ich ihn geschickt, und wo er sich durch den glänzendsten Muth ausgezeichnet hatte) zurück gekommen war. Diese Wiederkennung war mir nicht angenehm, ich werde die Gründe einst aus einander setzen; es ist die einzige ähnliche Begebenheit meines Lebens, die ich erzählen werde, sie ist aber so moralisch, daß ich sie nicht unterdrücken darf, und man wird bei ihrer Entwicklung sehen, daß

es nicht meine Eitelkeit ist, die mich dazu antreibt. Wie ich mich einigermaßen von meinem Schrecken erholt hatte, bat ich meinen Beschützer, mich wieder zu Frau von Puisieux zu führen; wir nahmen nicht denselben Weg, sondern gingen durch Nebenzimmer, wo wir eine hübsche Frau, Frau von Rousse de Corse fanden, die man verwundet und ohnmächtig wie von dem Schlachtfeld, aus dem abscheulichen Gedränge, aus welchem ich mich gerettet sah, trug. Diese arme junge Frau war zu Boden gefallen, man hatte sie mit Füßen getreten, — sie war in einem erbarmungswürdigen Zustand! Man rief einen Wundarzt herbei, der ihr in dem Zimmer selbst zur Ader ließ. Ich schauderte, und machte dem Vicomte große Freude, indem ich seiner Ermahnung, mich von ihr zu entfernen, widerstrebte, ihm sagend: daß ich alles, was ich ihm schuldig sey, mit ansehen wollte.

Der Herzog von Orleans reiste den sechsten Mai nach Villers Cotterets ab; nach einigen Tagen führte mich Frau von Puisieux auch auf zwölf Tage dahin. Wir fanden dort eine Menge Menschen, unter andern auch die Marquise von Boufflers, die Mutter des berühmten Ritters dieses Namens, eine geistreiche, anziehende Frau; ihre Tochter, Frau von Cussé, später Boisgelin, war weder das eine noch das andere, was in dieser Familie wirklich einer Distraktion schuld gegeben werden mußte. Der Graf von Maillebois war auch daselbst, *) man hielt ihn für sehr

*) Der Graf von Maillebois war damals fünfzig Jahr alt, es ist zweifelhaft, ob er viel Verstand hatte; sein Betragen war

sehr geistreich, ich habe ihn nicht so, sondern recht langweilig gefunden. Auch Herr von Castries war hier, später Marschall von Frankreich *), dessen Wesen und Gespräch ich sehr gern hatte; sein Verstand war angenehm und solid, seine Bemühungen zu gefallen, waren sanft, ruhig, ohne Zudringlichkeit, Aufwand, Geräusch; es drückte nur Wohlgefallen aus, nicht Eigenliebe, die zu glänzen und erobern verlangt; ferner Herr von Bezenval, den ich schon vielfach in Gesellschaft gesehen hatte; er war in des Herzogs von Orleans Alter, aber hatte noch eine allerliebste Gestalt und vieles Glück bei den Weibern. Völlig unwissend, unfähig, nur ein erträgliches Billet zu schreiben, hatte

---

das eines beschränkten Kopfes. Der Gerichtshof der Marschalle von Frankreich erklärte ihn für einen Verläumder, er fiel in Ungnade und ward in die Citadelle von Doulens eingesperrt. 1784 schickte ihn das Ministerium nach Holland, um die Parthei der Demokraten gegen den König von Preußen zu unterstützen; 1791 wurde er von der National-Versammlung als Anstifter der Gegenrevolution von Turin angeklagt, er begab sich nach Holland, wo er 1792 starb.

Anmerk. des Herausg.

*) Der Marschall von Castries hatte unter dem Prinzen von Soubise gedient; er wurde in der Schlacht von Roßbach verwundet, dann zum zweitenmal 1760, endlich abermals 1762. Im Anfang der Revolution befand er sich, als Emigrirter unter den Befehlen des Herzogs von Braunschweig, den er bei Klostercamp geschlagen hatte, in der Champagne. Er starb 1801 in Wolfenbüttel. Wie er Kriegsminister war, zeigte er Uneigennützigkeit, Redlichkeit, aber kein Talent.

Anmerk. des Herausg.

er nur eben so viel Verstand als es bedarf, immer Nichts mit Anmuth und Leichtigkeit zu sagen. Man beschuldigte ihn der Bosheit — er war nur unbedachtsam und ohne Grundsätze; er war verbindlich, wenn es seinem Vortheil nicht schadete, in der Gesellschaft, mit Leuten die man keiner Lächerlichkeit bezeihen konnte, gutmüthig, und ein offnes Wesen, Natürlichkeit und froher Sinn, machten ihn sehr liebenswürdig. *) Der Marquis Du Châtelet und seine Gattin waren ebenfalls in Jle Adam. Sie gehörten beide zu den achtungswürdigsten Personen des Hofs. Wenn man dem, was man von Herrn Du Chatelets Geburt sagte, Glauben beimessen soll, hätte man wohl erstaunen können, daß er so viel Sanftmuth und einen so wenig glänzenden Verstand hatte; allein dieser Verstand war richtig, er hatte eine schöne Seele und seine treue Freundschaft für den Herzog von Chartres hat dem Hof ein schönes Beispiel gegeben. Herr von Vaupalière und seine Gemahlin brachten die ganze Zeit unseres Aufenthaltes ebenfalls in Villers Cotterêts zu. Der erste wäre ohne seine Leidenschaft fürs Spiel sehr liebenswürdig gewesen, dieses war aber sein einziges Glück, sein einziges Geschäft. Er hätte unseren Romantikern die Träumerei, die sie so sehr lieben, zum Ekel machen können, denn er war immer in sie versunken, träumte aber einzig vom Spiel. Frau von Vaupalière war, obgleich schon vierzig Jahre alt, durch Anmuth, Natür-

*) Die Denkwürdigkeiten, die unter seinem Namen erschienen sind, haben den Vicomte von Segur, der in Barège gestorben ist, zum Verfasser; späterhin werde ich weitläufiger davon sprechen. Anmerk. des Herausg.

lichkeit und eine immer gleiche Laune, eine liebenswürdige Frau. Bei diesem Aufenthalt lernte ich recht den Vortheil schätzen, von einer Person, die ein wirkliches Verlangen hat, uns geltend zu machen, in die Welt eingeführt zu werden. Ich fand sehr vielen Beifall; nicht allein wegen des Harfenspiels, des Gesangs, der Sprichwörter, sondern man lobte meinen Verstand, meine Unterhaltung, die doch sehr alltäglich war; wenn ich Abends meiner Sitte zufolge mich um eilf Uhr hinwegbegeben wollte, hielt man mich mit Gewalt zurück, man hob was ich sagte, lobpreisend heraus, wiederholte es den folgenden Tag, und diese sogenannten Bonmots lohnten meistens nicht der Mühe. Ich war diesen Beifall der Marquise von Puisieux und dem Herzog von Orleans, die gar uicht müde werden konnten, mein allerliebstes Wesen zu preißen, schuldig. Nur mit Mühe ließ man uns nach zwölf Tagen abreisen. Ich hatte den Herzog, wenn wir auf den Terrassen von Villers Cotterêts spazieren gingen, häufig von meiner Tante unterhalten; ein Brief von ihr, der ihm ihre Rückkehr in drei Wochen versprach, wärmte ihn sichtlich für sie auf, aus Furcht, daß sie ihm schmollen möchte, ward er wieder verliebt; er versprach mir zu schreiben, und hielt Wort.

Von Villers Cotterêts begaben wir uns nach Sillery. Frau von Puisieux wollte mir Vaudreuil zeigen, das schönste Landgut der Normandie, oder vielmehr, sie wollte mich dort zeigen, denn man liebte dort Talente und Festlichkeiten, und mir war die dortige Gesellschaft, weil sie nicht zu Frau von Puisieux gewöhnlichem Zirkel gehörte, unbekannt. Es war verabredet nur acht Tage daselbst zu bleiben, es wurden

fünf Wochen daraus — die angenehmsten, die ich je verlebt habe! Das Gut gehörte dem Präsidenten Portal, dem liebenswürdigsten Greis, voller Geist, Heiterkeit und Güte. Es war sehr gute Gesellschaft bei ihm, man war sehr geneigt, sich die Zeit zu vertreiben; unter andern befand sich auch eine, ehedem wegen ihrer Schönheit sehr berühmte Frau daselbst, eine Verwandte des Präsidenten; ihr erster Mann war Herr Amelot, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wie sie Wittwe ward, schwur sie unverheirathet zu bleiben; sie beharrte lange dabei, endlich sah sie in Vaudreuil Herrn Damézague, er war fünfzehn Jahre jünger als sie, sie hatte ein so heftiges Vorurtheil gegen ihn, daß sie bei seiner Ankunft abreisen wollte; es gelang ihm ihre Abneigung zu überwinden, ihr in acht Tagen völlig den Kopf zu verdrehen, und an dem Schluß derselben gab ihm diese stolze Wittwe ihre Hand. Wie wir sie in Vaudreuil antrafen, waren sie schon drei Jahre lang vermählt, und lebten noch wie die Turteltäubchen zusammen. Obgleich nun fünfzig Jahre alt, war Frau von Damézague noch sehr schön, ihr Mann hatte eine nette Gestalt, und blieb beständig der zärtlichste Gatte. Er sah unbesonnener, gedankenloser aus, als irgend Jemand, dachte an nichts als sich zu belustigen, den Andern Possen zu spielen, und Feste zu geben. Er hatte alle Tage ein Projekt, die Zeit zu verkürzen; selbst nach dem glänzendsten Feste, fragte er am Abend: „was machen wir Morgen früh?“ Damit er ruhig schlafen konnte, mußte er das wissen. Die Heirath dieses Paares hat mir den Stoff zu meiner Novelle „das weibliche Vorurtheil“ gegeben, aus welcher Herr

Rondet ein niedliches Vaudeville gemacht hat. Bei allen diesen fröhlichen Festen bemerkte ich besonders eine junge Person, deren liebenswürdige Gestalt und edles Wesen mir auffielen. Es war die Gräfinn von Merode, nachmalige Gräfinn von Lannoy. Sie war nur drei Jahre älter wie ich, hatte die schönste Gestalt, ein angenehmes Gesicht, vielen Geist, eine lebhafte Einbildungskraft, und tausend gewinnende Eigenschaften. Beim ersten Anblick gewann ich sie lieb, und dieses erfuhr ich immer bei allen Personen, die ich sehr geliebt habe. Sie empfand rücksichtlich meiner dieselbe Wirkung; denselben Abend begleitete sie mich in mein Zimmer, und wir schwazten ganz allein, bis früh um drei Uhr. Mich dünkt, diese lebhaften Eindrücke, diese schleunigen Verbindungen können nur in der Jugend statt finden, ich habe sie alle erhalten; nie liebe ich Menschen, die mich nicht beim ersten Anblick eingenommen haben.

Den folgenden Morgen fragte Herr Damézague: was wir Abends machen würden? Ich schlug Sprichwörterspiel vor; er meynte, daß sie Niemand im Schloß spielen könne; ich solle, sezte er lachend hinzu, ganz allein ein solches darstellen, um den Andern zu zeigen, wie man es mache. „Das ist nicht unmöglich" sagte ich, und versuchte es. Auf diese Weise entstand mein berühmter Auftritt: die Bretterwand, die ich so oft spielen mußte, und aus der ich nachmals zwei kleine Schauspiele machte, die man auf der Bühne mehrere Male, unter andern in Aucassin und Nicolette nachgeahmt hat. Meine Bretterwand erwarb so vielen Beifall, daß ich sie fünf oder sechs Abende

nach einander spielen mußte; als zweites Stück sang Herr Damézague auf die lächerlichste Weise ein drolliges Liedchen, das ich mit der Harfe begleitete. Nun bildete ich eine kleine Truppe zum Sprichwörterspiel, bei welcher Frau von Merode meinem Unterricht die meiste Ehre machte. Wir machten zu Wagen und zu Fuß allerliebste Streifereien in den Park, der unermeßlich groß und sehr schön war. Endlich hörten wir von einem benachbarten Berg, der Berg der zwei Liebenden genannt; sein Ruf gründet sich eben sowohl auf seine erstaunliche Höhe, die herrliche Aussicht, die man oben gewinnt, die Mühseligkeit ihn zu ersteigen, als auf die Sage von den beiden Liebenden, die ihm den Namen gegeben. Ehemalen soll er der Unzugängliche geheißen haben. Ein Hirt des Thals, der ein junges Mädchen liebte, und von ihr geliebt ward, konnte sie nur unter der Bedingung erhalten, daß er sie auf seinen Armen auf den Gipfel dieses Bergs trüge. Man hoffte die Liebenden dadurch zu trennen, allein die Liebe hat Zuversicht; dieß zärtliche Paar ging, zum Erstaunen des ganzen Thales, den Vorschlag ein. Der Liebhaber nimmt sein Mädchen auf seinen Rücken, er glaubt sie bis ans Ende der Welt tragen zu können, ja daß so eine süße Last seine Kräfte verdoppele, er lacht über die ängstliche Furcht seiner Freunde, seiner Verwandten, und klimmt den Berg hinauf, schon ist er auf der Höhe, noch einen Schritt und der Gipfel ist erstiegen, da sinkt er nieder und ist todt! — So lautet die Sage, die einer Allegorie gleicht, denn wie oft verspricht Liebe Alles, unternimmt Alles, und wenn sie Alles erstrebt hat, erlischt sie. Die

Erzählung sezt hinzu, das Mädchen habe sich verzweiflungsvoll von der steilen Höhe in den Fluß gestürzt, und der „Unzugängliche" seitdem der „Berg der zwei Liebenden" geheißen. Aus diesen einfachen Zügen dichtete ich in zwei Tagen ein kleines Drama, das ich Frau von Merode, dem Grafen Caraman, Neffen des Präsidenten Portal und Herrn von Damézague vorlas. Sie ermangelten nicht, meine Arbeit herrlich zu finden, und wir beschlossen sie zu spielen. Herr von Caraman ließ in der Orangerie ein allerliebstes kleines Theater errichten, allein bis es fertig war, wollten wir beide, Frau von Merode und ich, durchaus den Berg besteigen; ein Postillon des Präsidenten hatte zwei Monate vorher bei einem ähnlichen Besuch das Bein gebrochen, ich war gewiß, daß sich Frau von Puisieux dem Unternehmen widersetzen würde; wir verabredeten uns deßhalb unsre Kletterei, bevor sie aufstehe, zu unternehmen. Der Berg ist übrigens gar nicht unzugänglich, er ist nur langsam und mühselig zu ersteigen. Wir wußten, daß auf seinem Gipfel eine Einsiedelei liege; was die Klausner thaten — denn es war ein ganzes Kloster voll — konnten wir auch. Wir standen mit dem Tage auf, und waren um fünf Uhr schon am Fuß des Berges. Auf der halben Höhe mußten wir ausruhen; Frau von Merode war das Gehen nicht gewohnt, sie sank fast vor Müdigkeit um. Endlich kamen wir an. Die guten Mönche freuten sich sehr uns zu sehen, und gaben uns Ziegenmilch, die wir vortrefflich fanden. Ihr kleines mitten auf der Bergplatte liegendes Kloster war allerliebst! Diese frommen Einsiedler lebten hoch über der Welt, welcher sie entsagt, sie sahen nichts

mehr von ihr, als das tugendhafteste was auf ihr getrieben wird: die Arbeiten des Landmanns. Ich beneidete ihre Wohnung und ihre Ruhe; denn selbst in dem Wirbel der Welt und der Zerstreuung habe ich das Bild der völligen Einsamkeit und eines Friedens ohne Störung stets mit Rührung betrachtet. Damals ahnete mir nicht, daß zwei und zwanzig Jahre nachher dieses Kloster zerstört und seine tugendhaften Bewohner zerstreut, vielleicht geschlachtet seyn würden.

Die Bühne ward in einer Woche vollendet; man arbeitete Tag und Nacht, und brachte eine ganz fertig gemalte Dekoration von Rouen herbei. Indeß vertheilte ich die Rollen meines Stückes; die meine übertrug mir einen alten Einsiedler von zwei hundert Jahren, der auf dem unzugänglichen Berge zu wohnen verurtheilt war, bis zwei vollkommen Liebende, die er nun schon über anderthalb Jahrhunderte erwartete, erscheinen würden. Meine Rolle entzückte mich, weil ich eine Perücke hatte, und einen weißen Bart. Frau von Merode und Herr von Caraman machten die beiden Liebenden; mein Schauspiel endigte aber glücklich, denn die Liebenden starben nicht, sondern lebten den künftigen Geschlechtern zum Beispiel, und die Vollkommenheit ihrer Liebe brach den Baum, unter welchem der alte Zauberer erlegen war. Mein Stück war voll angenehmer Anspielungen auf den Herrn des Schlosses und alle Personen der Gesellschaft. Man kann sich leicht denken, daß dem vollkommensten Gelingen nichts fehlte, und der Verfasser mehrmals gefordert wurde; man bat uns um eine nochmalige Vorstellung, allein Frau von Puisieux

fand das Schauspiel zu kurz, sie wollte es verlängert haben. Nun forderte man mich einstimmig auf, die Roxolane in den drey Sultaninnen zu spielen; in meiner Jugend hat man mich so genannt, und ich war das so müde, als den Vergleich mit dem König David, den mir mein Harfenspiel so oft zuzog. Das Lustspiel, die drei Sultaninnen, war nicht im Schloß, Herr von Caraman schickte nach Paris, um mehrere Dinge, unter andern auch einen Dudelsack zu holen, denn der meine war mit meinen Koffern nach Sillery gesendet; ich sagte aber meinen Schauspielern, ich wolle selbst ein Lustspiel der drei Sultaninnen auf denselben Grund gebaut, aber mit einer ganz andern Intrigue machen. Das that ich in sechs oder sieben Tagen; das Stück war in drei Akten, in Prose mit Liederchen untermischt. Wir lernten es, indem ich es schrieb, es war, von Favarts drei Sultaninnen ganz verschieden, wohl schwerlich sehr gut, allein der Dialog ganz artig, und Bewegung und Leben in der Intrigue, welche Favarts Lustspiele fehlen. Mir selbst gab ich eine sehr glänzende Rolle: ich sang in ihr, tanzte, spielte alle mir geläufige Instrumente, auch das Hackbrett und die Drehorgel; diese beiden lezten hatten wir in Rouen gefunden, es fehlte nur noch meine Bratsche, — aber seit drei Jahren spielte ich sie nicht mehr, und meine Mandoline hätte neben meiner Guitare, auf der ich weit stärker war, wenig Wirkung gemacht. Herr von Nédouchel, der von Paris kam, übernahm eine Rolle, Frau von Merode spielte eine junge Spanierinn, die mit Herrn von Caraman, als jungen Franzosen, eine Intrigue hatte, wunderschön! Ein junger Mensch aus dem benachbarten Städtchen Pont

sur l'Arche, machte den Großherrn unnachahmlich! Neben diesem neuen Stück ward mein „Berg der zwei Liebenden“ wiederholt. Das alles erhielt einen solchen Beifall, daß Frau von Puisieux bei den Ausrufungen und Händeklatschen in Thränen zerfloß, und das war mir das wahre Gelingen. Nach dem Souper begleitete ich sie in ihr Schlafzimmer, und diesen Abend erwartete mich Frau von Merode vergeblich in dem meinen, weil ich bis zur Morgendämmerung bei Frau von Puisieux blieb. Wie liebte sie mich! — Wie liebte ich seitdem! — Allein wie dankbar war ich auch, wie theuer war sie mir, diese tugendhafte, gefühlvolle Beschützerinn! — Ihre Züge, ihre liebenswürdige Physiognomie, ihre Kleidung, ihre Stimme, alle unsere einsamen Unterredungen sind meinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt — vor allem das Gespräch dieser Nacht, wo sie so besonders zärtlich gegen mich war. Sie hielt meine beiden Hände, blickte unaussprechlich gerührt mich an, wiederholte oft die mir auffallenden Worte: „Ja Sie haben ein außerordentliches Schicksal — aber wie wird es seyn? — —“ Ihr Ton schien Sorge für mein Glück auszudrücken — ach das ist eine Ahnung gewesen!

Wir spielten unser kleines Schauspiel dreimal, immer einen Tag um den andern; aus der weiten Umgegend bis von Rouen stellte sich eine Unzahl von Gästen, besonders zu den beiden lezten Vorstellungen ein. Nach diesem führten wir einen Plan aus, dessen bloße Idee mich entzückte: eine Reise nach Dieppe, um das Meer, dem ich noch nie nahe gekommen war, zu sehen. Es kam nur darauf an, Frau von Puisieux zu dieser Reise zu bewegen, denn ohne

ihre Begleitung hätte sie mich nicht gehen lassen. Ich sagte eines Morgens zu Frau von Merode und Herrn von Caraman, daß ich heute diese Unterhandlung zu versuchen gedächte. Sie glaubten, ich werde dazu mit Frau von Puisieux allein seyn wollen, erstaunten also sehr, wie ich gleich nach der Tafel im Salon vor der ganzen Gesellschaft davon anfieng. Ich sagte ganz freimüthig zu der Marquise, sie solle auf ihrer Hut seyn, indem ich die Absicht habe alle Feinheit, deren ich gegen sie fähig sey, anzuwenden, um sie zu verführen. Sie lachte und antwortete mit ihrer gewöhnlichen Anmuth. Nun sagte ich ihr, daß ich leidenschaftlich das Meer zu sehen wünschte. Sie unterbrach mich mit dem Ausruf: „nun gut, so gehen wir morgen nach Dieppe!“ Diese anbetungswürdige Güte rührte mich so sehr, daß meine Augen sich mit Thränen füllten; ein bischen Menschenfurcht trieb mich, diese so natürliche Bewegung zu verbergen, ich bückte mich über ihre Hand, sie fühlte meine Thränen darauf fallen; „heben Sie doch den Kopf auf!“ sagte sie; ich gehorchte und man sah, daß ich weinte. Nun umarmte sie mich tausendmal mit der größten Rührung; „sehen Sie, rief sie, ob ich Ihnen etwas zu verweigern vermöchte.“ — Alle Zeugen dieses Auftritts waren gegen mich von Wohlwollen erfüllt, und theilten meine Rührung.

Den folgenden Mittag reisten wir, Frau von Puisieux, Merode, Herr von Caraman und ich in einer Berline, Herr von Damézague, Nédonchel und Vougny in einer Chaise, zu Mittag ab. Die Reise war sehr lustig, besonders durch Damézagues und Nédonchels Possen, die vor uns her fuh=

ren und auf allen Stationen die unsinnigsten Streiche machten. Eben so lustig war der Aufenthalt in Dieppe. Mein Erstaunen, meine Bewunderung, mein Ergriffenseyn bei dem ersten Anblick des Meeres, das man von dem Steindamm in Dieppe in seiner ganzen Majestät erblickt, ist unbeschreiblich! Mir fehlte nichts, als allein zu seyn. Ich gestehe, daß die lärmende Lustigkeit meiner Reisegesellschafter mir in diesem Augenblick sehr lästig war. Während ich dieses majestätische Schauspiel betrachtete, war es mir ein Aergerniß, lachen und Thorheiten sagen zu hören, wie in einem Salon, oder wie am Kamin. Ich machte eine kleine Seefahrt, die mir nicht glückte; das Meer machte mich so krank, daß wir nach einer kleinen Stunde ans Land gingen. Wir besahen die Kaufläden, die voll der niedlichsten Arbeiten von Elfenbein waren; Frau von Puisieux gab mir deren eine große Menge; wir aßen gute Fische, und nach einem in Dieppe verlebten Tage, kehrten wir von unsrer Reise ganz bezaubert nach Vaudreuil, wo man uns indessen die niedlichsten Feste zubereitet hatte, zurück. Den Tag nach unsrer Rückkehr erhielt der Präsident nach der Mittagstafel einen Brief, den er uns vorlas; man schrieb ihm, daß die Corsaren die Frau von Merode und mich auf dem Meere gesehen hätten, und Willens wären, uns für das Serail des Großsultans zu entführen. Dieses Abentheuer erschreckte uns nicht sehr; wir fragten den Präsidenten, wie wir uns gegen diese Gefahr sichern könnten? Er antwortete, es bleibe wohl kein anderes Mittel, als uns in dem Tempel des kleinen Gebüsches als Vestalinnen aufnehmen zu lassen. Dieser Tempel war ein allerliebstes Gebäude

in den Gärten nahe beim Schloß, man nannte es ein Kloster; es stand mitten in einem Blumenstück, war von einer Mauer umgeben und verschlossen. Der Präsident hatte sich diesen Raum besonders vorbehalten, verwahrte dessen Schlüssel stets selbst und man konnte ihn auch nur in seiner Gesellschaft besuchen. Er hatte uns mehrere Male darinnen ein Frühstück gegeben; es ward also beschlossen, daß wir des folgenden Abends um acht Uhr im Tempel der Vesta aufgenommen werden sollten. Herr von Caraman führte uns dahin, verschwand aber sogleich; wir fanden den Tempel mit Blumen geschmückt, alle Damen als Vestalinnen gekleidet, Frau von Puisieux als Oberpriesterinn, der Präsident als Oberpriester an ihrer Spitze — aber außer ihm keinen Mann. Man begrüßte uns mit einer Anrede, Frau von Vougny sang artige Verse, wir erhielten die Weihe. Es ward Abend — plötzlich hören wir eine lärmende türkische Musik, man kommt herbei gelaufen und sagt, der Großherr sey mit einem großen Gefolge da, um die Vestalinnen zu entführen. Unser Oberpriester zeigte eine seiner Würde angemessene Festigkeit, er versicherte die Thüren nicht öffnen zu wollen; doch die furchtbare Musik kam mit schrecklicher Geschwindigkeit näher, und bald klopften die Türken mit verdoppelten Schlägen an die Thür. Da mir dieser Auftritt im Voraus nicht gefiel, stimmte ich dahin, daß man öffnen und sich gutwillig ergeben solle. Der Präsident, der an seinem Plane und der Wirkung, welche diese Pantomime hervorbringen sollte, hing, warf mir meine Feigheit vor, und ließ dem Sultan sagen: die Klausur sey heilig. So hoch nun auch die Mauern waren,

erstiegen sie die Türken mit Ungestümm, mehrere von ihnen, die Bediente und Bauern waren, trugen Fackeln, sie öffneten die Thüren und mehr als dreihundert Türken füllten den Garten; die Männer aus unserer Gesellschaft entführten die Damen, andre ein Dutzend Kammermädchen, die, um die Zahl zu vermehren, unter uns aufgenommen wareu. Mir ist die Verwirrung und das Zusammenlaufen, selbst beim Spiel, von jeher verhaßt gewesen. Ich fürchtete immer, es möchte sich Jemand die Beine brechen, und wie ich einige Türken ziemlich ungestümm auf die Vestalinnen eindringen sah, fand ich diesen ganzen Einfall höchst abgeschmackt. Bei dieser übeln Stimmung sah ich Herrn von Caraman von Gold und Juwelen blitzend, der mit einem gar allerliebsten Siegerblick auf mich zu kam und meinen Unwillen auf Höchste trieb. Ich wies das Entführen sehr bestimmt zurück, und das so wenig holdselig, daß es ihn sehr verdroß. Er will sich meiner bemächtigen, ich wehre mich, kneipe, kratze, gebe ihm Fußtritte an seine Beine; — er wird wüthend und trägt mich, wirklich sehr gegen meinen Willen, hinweg; man sezt mich auf einen prächtigen Palankin neben welchem der Sultan, mich mit bittern Vorwürfen überhäufend, zu Fuß hergeht. Ich begriff jedoch, daß es mir nicht ziemte, das Fest zu verderben, und den, welcher es gab und mich zu dessen Königinn machte, zu kränken; deßhalb ging ich zum Scherz über und machte ihn wieder freundlich. Alle Damen wurden auf allerliebsten Palankins getragen, die Türken folgten bei den Tönen der Musik zu Fuß. Also durchzogen wir alle Gänge dieses großen, prächtig erleuchteten Gartens —

es war wirklich bezaubernd schön! Am Ende des Parks fanden wir einen herrlichen Saal mit Orange-Bäumen, Blumenkränzen, mit meinen Devisen und Erfrischungen angefüllt. Der Großsultan erklärte mich für seine Lieblings-Sultaninn und wir tanzten die ganze Nacht. Mir sind mein Lebenlang viele Feste gegeben worden, aber ich habe kein schöneres noch sinnreicheres gesehen, wie dieses.

Wenige Tage darauf reisten wir nach Sillery ab. Ich hatte in Vaudreuil die fünf leichtsinnigsten Wochen meines Lebens zugebracht, dennoch las ich des Morgens bei meiner Toilette wie gewöhnlich. Ich hatte „die Revolutionen von Schweden, vom Abbe Vertot" bei mir, der Präsident hatte Bücher, untern andern las ich Bedemars Verschwörung gegen Venedig und Oxenstierns Betrachtungen, die ich schon einmal gelesen hatte. *) Unser Abschied von

---

*) Er war Groß-Enkel des großen Axel Oxenstiern's, Groß-Kanzlers von Schweden, der unter Gustav Adolph und seit dessen Tod eine so schöne Rolle spielte. Oxenstiern's Amtsführung war länger, milder, glänzender, als die seines Zeitgenossen Richelieu in Frankreich. Allein ein glänzender Ruf hängt mehr von dem Schauplatz, als den Talenten und Handlungen ab; ja sogar von dem Klima. In einem Lande, das zu kalt ist, um Reisende anzuziehen, ist es schwerer berühmt zu werden. Es fehlt an Stimmen, den Ruf zu verbreiten, man kennt die verdienstvollen Männer der Dänen, Russen, Schweden, nur oberflächlich. Einzelne Umstände, welche die Berühmtheit so anziehend machen, gehen auf gewisse Entfernungen verloren, ja ein einziger unzufriedener und lügenhafter Reisender reicht hin, um im Süden den Ruhm eines Mannes im Norden zu trüben.

Anmerk. der Verf.

Vaudreuil war sehr zärtlich; man versprach einander, sich in Paris wieder zu finden, unzertrennlich zu seyn — doch von dem Chaos der großen Welt von einander geführt, ging ein Jeder seines Wegs, und man sah sich nicht wieder. Doch Frau von Merode und ich machten eine Ausnahme, Frau von Puisieux lud sie nach Sillery ein, und sie hielt Wort.

Bei unsrer Durchreise durch Rheims erlaubte mir Frau von Puisieux, acht Tage bei meiner guten Großmutter, der Frau von Dromenil, zu bleiben. Darauf ging ich nach Sillery, wo ich zahlreiche Gesellschaft fand: den Erzbischof von Rheims, Herrn de la Roche Aimon, einen ansehnlichen Prälaten, tugendhaft, streng und geistreich; sein Coadjutor Talleyrand, *) nicht der seitdem so berühmte — dieser hatte nichts, um berühmt zu werden, denn Sanftheit, Frömmigkeit und Friedensliebe reichen dazu nicht aus; er war aber durch Frohsinn ein guter Gesellschafter. Der Erzbischof hatte auch den jungen Abbé Talleyrand, der sich auch dem geistlichen Stand gewidmet hatte, mitgebracht, der, obgleich erst zwöf oder dreizehn Jahr alt, schon die Soutane (der Leibrock der Geistlichen) trug; er hinkte ein bischen, war blaß und schweigend, hatte aber nach meinem Bedünken, angenehme Züge, und etwas Beobachtendes, das

*) Dieser Prälat, 1736 in Paris geboren (er starb 1824), erwarb seitdem als Großalmosenpfleger und Erzbischof von Paris, den reinen, wünschenswerthen Ruf, welchen die höchsten geistlichen Amtsführungen, würdig ausgeübt, immer gewähren.

Anmerk. des Herausg.

das mir auffiel. Auch der Herzog von Aumont *) war in Sillery, ein vortrefflicher, sehr vernünftiger Mann; in der Welt beschuldigte man ihn, keinen Verstand zu haben; das sagt man von allen Leuten, die nicht in der Gesellschaft glänzen, aber vernünftig sind. Auch der Marschall von Etrée und seine Frau waren da; dann Herr Domécourt, ein geistreicher Mann, der, bei einer etwas lächerlichen Gestalt, ein Weiberheld war. Auch die alte Prinzessinn von Ligne, das häßlichste Weibergesicht von fünfzig Jahren, das ich je gesehen, fett, glänzend, ohne Schminke, todtblaß, mit drei großen Unterkinnen — man sagte, sie sehe einem fließenden Talglichte gleich und das schildert sie vortrefflich. Ich übergehe mehrere andre und nenne nur noch den alten Herzog von Villars **), der sich die

---

*) Was dem Herzog diesen Ruf geben konnte, war seine Unentschlossenheit; in schwierigen Fällen verzögerte er ohne Ende seinen Entschluß, weßhalb man von ihm sagte: „seine Uhr gehe zu langsam.“ Er starb 1799, ein und siebzig Jahr alt, sehr zurückgezogen, vergessen — und war doch General-Lieutenant gewesen. — Anmerk. des Herausg.

**) Er war Mitglied der französischen Akademie und starb vor Abfluß des vorigen Jahrhunderts, Sohn des glücklichen Villars des muthigen Prahlers (des Siegers bei Malplaquet, Stollhofen, Denain u. s. w. Eugens und Marlboroughs würdiger Mitbuhler) hatte dieser Villars von Kindheit an einen entschiedenen Abscheu vor den Gefahren, die seines Vaters Ruhm gegründet hatten; er verdankte der Achtung für jenen, daß man ihn zum Brigadier und Gouverneur der Provenze ernannte; er erhielt diese Begünstigung, wie er noch

Augbraunen färbte, Roth auflegte und kleine Knäulchen Baumwolle im Mund hielt, um sich die Backen zu ründen.

Dieser Aufenthalt war, wie der vorige, mit lauter Festen von meiner Erfindung ausgefüllt. Wir spielten meine beiden Schauspiele von Vaudreuil und die „verliebten Thorheiten“ von Regnard. Herr von Genlis kam von seinem Regiment zu uns, auch Frau von Merode, die uns zu unsern Festen sehr nützlich war. Ich habe noch nicht von einem Manne gesprochen, der sich immer bei Herrn von Puisieux aufhielt, von Herrn Tiquet, des Marquis ehemaligen Legations-Sekretär, und ihm leidenschaftlich und ausschließend ergeben. Er verdient doch einer besondern Erwähnung. Herr Tiquet war funfzig Jahr alt, hatte viele Kenntnisse, vieles Verdienst, aber die lächerlichste Gestalt, die man sich denken kann; sehr groß, mager, fast ohne alle Schultern und mit einem endlos langen Halse, an dessen Ende sich ein verkupfertes Gesicht mit einer ungeheuern Nase befand; kleine, blaue, runde Augen ohne Wimpern und Braunen, und ein furchtbar großer Mund; zu dem allen eine blonde, stark pomadirte, und spärlich gepuderte Perücke. Er trug immer einen grauen, knappen, von oben bis unten zugeknöpften Rock. — Nie gab es eine seltsamere, vollkommenere, auffallendere Häßlichkeit! Aber, wie er-

---

sehr jung war, und behielt sie in einer Zeit, wo man sie ihm nicht mehr gegeben haben würde. Obgleich von männlicher Gestalt, war er weibisch in allen seinen Neigungen. Schon sehr bejahrt, spielte er noch Comödie. — In seinem Gouvernement war er beliebt. A. d. H.

staunlich sie mir vorkam, mißfiel sie mir doch nicht. — Sein Gesicht hatte nichts Finsteres, Falsches; er war von Natur ernsthaft, streng und schweigend; er lächelte selten, aber seine Züge drückten Geist und Gutmüthigkeit aus. Da ihn die Weiber nie begünstigt hatten, haßte er sie zwar nicht, aber er schmollte ihnen allen, besonders wenn sie jung und schön waren; den alten begnügte er sich zu widersprechen und davon nahm er selbst Frau von Puisieux nicht aus; sie behauptete ihren Satz und fand ihn oft unerträglich; doch waren ihre Erörterungen niemals heftig; man beobachtete von einer Seite vollkommene Ehrerbietung, von der andern vollkommene Höflichkeit, aber es blickte immer viele Bitterkeit durch. Wie ich bei meinem vorjährigen Aufenthalt in Sillery eines Morgens mit Herrn von Puisieux spazieren ritt, sagte er mir, ich habe, wo nicht eine der glänzendsten, doch der erstaunlichsten Eroberungen gemacht, die des Herrn Tiquet, und ich verdanke sie der weisen Wahl meiner Lektüre. Da dieser wackere Mann die Bibliothek in Sillery unter seiner Aufsicht hatte, wußte er, was ich aus ihr vor Bücher entlehnt, und hatte dem Marquis gesagt: wenn mir die Kinderei einst vergangen wäre, würde ich eine Frau von großem Verdienst werden. Er hatte ihm aber etwas Anders nicht vertraut, das er mir wohl mehr Dank wußte, als meinen vernünftigen Lektüren, daß ich: nämlich, im Allgemeinen, bei seinen Wortwechseln mit Frau von Puisieux, wenn diese meine Meinung wissen wollte, nie Hrn. Tiquet, der mir ein bischen unterdrückt vorkam, Unrecht gab. Bei diesem, wie bei jedem andern Anlaß, bewun-

derte ich der Marquise edeln Karakter; sie ward nie unwillig darüber. Wie ihr Herr von Puisieux in meiner Gegenwart sagte, ich habe das unerweichliche Herz des Herrn Tiquets erobert, antwortete sie lachend: „sie hat auch Koketterie genug daran verschwendet.“ Ein paar Tage darauf kokettirte ich wirklich mit ihm, denn ich bat ihn um den Friedenstraktat von Münster; in seinen Augen das erstaunlichste Buch, das er auswendig wußte, und unaufhörlich citirte. Von nun an hatte mein Credit keine Grenzen; er folgte mir, wo ich ging, mit den Augen, lächelte, wenn ich Thorheiten trieb, und man sah ihn sogar zuweilen lachen. Wie Frau von Puisieux seine aufrichtige Theilnahme an mir bemerkte, verlor sie alle Bitterkeit gegen ihn; er empfand das und ward auch viel liebenswürdiger gegen sie.

Was mir den Aufenthalt in Sillery und Frau von Puisieurs Zärtlichkeit besonders theuer machte, war die Abwesenheit alles Geklatsches, alles Neides, die in den drei Jahren, wo ich mich nach einander dort einfand, alle Unannehmlichkeiten aus der Gesellschaft verbannte. Der Marquis und seine Gemahlinn waren gegen mich, was man sie noch gegen Niemanden gesehn hatte; dieser, unaufhörlich, wenn gleich sehr gegen meinen Willen, an den Tag gelegte Vorzug, hat nie Eifersucht erregt. Freilich waren ihre Töchter und Nichten funfzehn oder zwanzig Jahre älter als ich, allein Frau von Louvois und meine Schwägerinn war von meinem Alter, sie konnten an eben die Liebkosungen Anspruch machen, fanden es aber sehr natürlich, daß diese meiner — wie sie es nannten — mei-

ner Niedlichkeit (gentillesse) zugetheilt wurden. Ich regierte recht eigentlich in Sillery, nichts machte sich ohne meinen Rath, das Gesinde selbst diente mir fast eifriger, als seiner eignen Herrschaft. Aber ich mißbrauchte meine Herrschaft auch nicht, ich ließ sie nur zur allgemeinen Kurzweil dienen. Ich war glücklich und gerührt, nicht eitel über die Güte, die man mir bezeigte. Meine Laune war immer gleich und ich besaß die natürliche Gefälligkeit, welche bei Andern den Gedanken, daß man sie beherrschen möchte, gar nicht aufkommen läßt. Bei allem, was ich zu unserer Belustigung aussann, nahm ich darauf Rücksicht, daß es jedermann gefalle; ich zog Andre zu Rath und ließ ihnen gern die Ehre der Erfindung. — Darum liebte man mich. Späterhin, in einer andern Lage, brachte ich eben diesen Karakter mit dahin, aber ich fand nicht mehr das nämliche Glück! — — Während dieses Aufenthalts dichtete ich vielerlei gelegentliche Sachen, auch einen Potpourri von achtzehn Strophen, von dem jedoch die Hälfte Herr von Genlis zum Verfasser hatte; wir sangen ihn Strophenweise einer um den andern. Meine Studien und Lektüren sezte ich eifrig fort und machte eine große Menge Auszüge. Ein unseliger Vorfall trübte das Ende dieser Reise.

Wie ich eines Morgens von meinem Spazierritt mit Herrn von Puisieux zurückkam, ging ich in den Speisesaal, wo gegen die Eßzeit immer zwei Schwenkkessel standen; in dem einen befand sich ein Krug mit Eiswasser, in dem andern ein eben solcher mit bloßem Wasser für Herrn von Puisieux, der jenes nicht trank. Ich war durstig und sehr

heiß, zog also, gegen meine Gewohnheit, dieses leztere vor, trank davon mit etwas Wein, und begab mich auf mein Zimmer. Gleich darauf ward mir übel und ich mußte mich heftig erbrechen; dann ward mir aber besser, ich kleidete mich an, dachte nicht mehr daran, und sprach sogar, zur Tafel gehend, nicht davon. Hier trank ich von dem Eiswasser; Herr von Puisieux, der nicht ganz wohl war, wollte heute fasten, nahm nur eine in der Küche bereitete Tisane und blieb mit Frau von Puisieux, die nie zu Mittag speiste, in dem Salon. Während der Tafel verließ der Abbé von St. Pouen, über Kolik klagend, den Tisch. Der Koadjutor von Rheims, Herr Tiquet, Herr von Genlis, klagten über Uebligkeit, — sie waren die einzigen, die gewöhnliches Wasser getrunken hatten. Nicht lange nachher mußten sie sich Alle erbrechen; man rieth auf die kupfernen Kasserolle, sie wurden untersucht und befanden sich im vollkommensten Stand, auch hatten die Gesundgebliebenen so gut, wie die Kranken von den Speisen genossen. Herr von Puisieux, der seit funfzehn Jahren eine sehr strenge Tischordnung befolgte, fand immer, daß man zu viel esse, schrieb deshalb alles das Erbrechen einer vorhergegangenen Unverdaulichkeit zu und hielt den Leidenden eine Predigt über die Mäßigkeit im Essen. Herr von Genlis brach aber endlich Blut, und der arme vier und siebzig jährige Abbé von St. Pouen mußte sich zu Bett legen und war sehr krank. Herr von Puisieux wollte ihm nichts als laues Wasser geben, seine Frau schickte aber nach Rouen um einem Arzt. Nach heftiger Anstrengung wollte Herr von Genlis, ge-

gen meinem Willen, zwei Stunden nach der Tafel, wieder in den Salon gehen; er war sehr blaß und matt; Herr von Puisieux warf ihm seine Gefräßigkeit vor, als der Kammerdiener mit der Nachricht eintrat, daß Herr von Renac, der nicht bei der Tafel gewesen war, weil er erst eben von der Jagd zurückkam, aus des Herrn von Puisieux Wasserkrug getrunken, und, so wie sein Bedienter, der ebenfalls trank, sich sogleich erbrochen habe. Nun erkannte man endlich, daß das Wasser dieses Kruges vergiftet seyn mußte. Frau von Puisieux rief, daß man es wegschütten solle, welches leider auch geschah; denn es hätte zur Untersuchung aufbewahrt werden sollen. Der Arzt, den man für den Abbé geholt hatte, langte an, er fand ihn sehr übel, eben so auch denjenigen von Herrn v. Puisieux's Kammerdienern, welcher den Wundarzt machte, der zweimal von diesem Wasser getrunken hatte. Der Abbé ward noch in derselben Nacht mit den Sakramenten versehen, er starb aber doch nicht. Der Arzt versicherte, daß die Kranken alle vergiftet wären — ich empfand gar nichts mehr davon; Herr Tiquet, der sehr wenig Wasser mit seinem Wein trank, spürte nur wenig Beschwerde; Herr von Renac und sein Bedienter litten viel mehr, doch ohne Gefahr; Herr von Genlis und der Koadjutor waren sehr krank, der Abbé und der Kammerdiener am Tode. Sie mußten alle Theriakwasser trinken und drei Tage nach einander nichts wie Milch genießen. Die nächste Sorge ging nun dahin, zu entdecken, wo das Gift hergekommen; denn durch ein Ungefähr konnte es nicht ge-

schehen seyn, und dieser Gedanke sezte uns alle in höchsten Schrecken. Der Haushofmeister wurde in den Saal gerufen — der treue Alte war wegen des Verdachtes auf die Kasserollen außer sich gewesen; wir fragten ihn jezt, wie es möglich seyn werde, diesem schrecklichen Geheimniß auf die Spur zu kommen, da wir einen der Bedienten in Verdacht hatten, der es vielleicht aus Bosheit gegen einen der Kammerdiener gethan habe, die beim Hin- und Hergehen immer aus diesen Krügen mit Eis und ohne Eis tranken. Man trug ihm auf, nachzuforschen, wer von dem Gesinde in dem Speisesaal gewesen sey. Sobald der Haushofmeister den Saal verlassen, gaben wir ein Jeder von dem Karakter unserer Bedienten Rechenschaft; Herr von Genlis bürgte für die seinen, mein Schwager gestand, daß er nicht das Gleiche thun könnte. — „Das glaube ich wohl, sagte Herr von Puisieux, Sie nehmen sie nur ihrer Größe wegen.“ — Er hatte recht, und der Graf hatte in diesem Augenblick einen Neuangenommenen, den man, weil er sechs Fuß einen Zoll hatte, nur den Riesen nannte. Der Haushofmeister kam zurück, und sagte zu meinem Schwager gewendet, daß aller Verdacht sich auf diesen Riesen vereinige. „In diesem Fall, rief mein Schwager, muß er uns nicht entwischen.“ Die nöthigen Maßregeln wurden deshalb genommen, und der Haushofmeister erzählte: ein Küchenjunge, war im Hofe beschäftigt, als früh eilf Uhr der Riese aus dem Saale kam, auf ihn zu ging und ihm eine Parthie Kegel vorschlug, wobei der Küchenjunge wahrnahm,

daß der Riese eine ganz nasse Manschette hatte *); er fragte ihn deshalb, wie er dazu komme, in Kühlkesseln zu plätschern? — welches der Riese mit dem Zusatz leugnete: daß er nicht einmal wisse, ob Wasser im Saale sey. „Der Bösewicht! rief mein Schwager, er hat es gethan. Wir müssen ihn selbst ausfragen, und dann überantworte ich ihn den Gerichten.“ Man überdenke diesen Vorfall! Mein Schwager war der Erbe der prächtigen Herrschaft Sillery, sie war ihm übertragen, und einer seiner Leute vergiftet das Wasser, welches der gegenwärtige Besitzer zu trinken pflegt. Gewiß wäre Herrn von Puisieux bei seinem Alter und schwächlicher Gesundheit, wenn er von diesem Wasser seine gewöhnliche Quantität getrunken hätte, das Gift tödtlich, und mein Schwager an demselben Tage Herr von Sillery gewesen. Nun! zu Ehren der damaligen Denkart sey es gesagt, daß — ich will nicht sagen, ein Verdacht, aber auch bei keinem Menschen nur ein Gedanke aufstieg, daß er nur einen Augenblick über die Wirkung dieser Begebenheit bestürzt seyn könnte. Man sah keine Miene, man hörte kein Wort, das darauf Bezug haben konnte; man dachte gar nicht daran, daß er unruhiger, verlegner seyn könnte, wie ein Andrer; er selbst dachte nicht daran, und das beweist die vollkommene Achtung, die er für die Besitzer der Herrschaft hatte **). Der Riese ward in Herrn

---

*) Dazumal trugen alle Männer Manschetten; die Bedienten von Musselin, die Herren von Spitzen.

**) Um zu sehen, wie wir seitdem mit den Gedanken des Verbrechens vertraut geworden sind, denke man sich die Kommen-

von Puisieux's Zimmer, in Gegenwart seines Herrn, meines Mannes und Herrn Tiquets ausgefragt; man drohte, da er alles leugnete, ihn der Gerechtigkeit zu überantworten; endlich gestand er, daß er nicht Gift, aber ein Brechmittel in das Wasser geschüttet habe. Auf die Frage, warum er dazu das Wasser ohne Eis vorgezogen? sagte er, daß er seinen Herrn nicht hätte erbrechen machen wollen. Wie mein Schwager von ihm zu wissen verlangte, warum er Andern diesen schlechten Streich habe spielen wollen, war er so unverschämt zu sagen: er wäre es ja nicht, welcher die Herrschaft Sillery erben solle. Mein Schwager wollte ihn durchaus den Gerichten übergeben, Herr von Puisieux erlaubte es aber nicht; er begnügte sich, ihn fortzuschicken, mit dem Befehl, die Provinz zu verlassen, und sich nicht anders, als im Kriegsdienst aufnehmen zu lassen, weil er, würde er irgend wo Bedienter, sogleich angeklagt werden sollte. Mein Schwager ließ ihm die Livree herunter reißen und vor seinen Augen in dem kleinen Gehölz, welches man le Menil nennt, verbrennen, wobei er ihm sagte: kein Bedienter sollte sie nach ihm tragen, und darauf jagte man ihn schimpflich aus dem Schloß. Wir kamen mit der Nothwendigkeit, drei Tage lang Milch zu trinken, davon. Der Arzt behauptete beharrlich, daß es Gift und kein Brechmittel gewesen sey — übrigens hätte Je-

---

tare, die Verdachte, die verläumderischen Ueberzeugungen, welche heut zu Tage nothwendig aus so einer Begebenheit entstehen müßten. Anmerk. der Verf.

mand, der im Stande war, ein so heftiges Brechmittel zu geben, gewiß auch Gift gemischt; er hatte vielleicht nur gedacht, jenes lasse nicht so überzeugende Spuren des Verbrechens zurück. Diese Begebenheit machte in Paris vieles Aufsehen, brachte aber auch dort nicht den geringsten nachtheiligen Eindruck gegen meinen Schwager hervor. Der Haushofmeister legte ein Vorlegeschloß an das Wasser im Speisesaal; diese Vorsicht that mir weh; der Gedanke an Gift verfolgte mich allenthalben, und trübte mir das Ende dieses Besuchs. Wir kehrten in den lezten Tagen des Oktobers, nach einem kurzen Aufenthalt bei Frau von Egmont in Braines, nach Paris zurück.

Während meines Aufenthalts in Sillery hatte ich mehrere sehr zärtliche Briefe vom Herzog von Orleans erhalten. Meine Tante war von Barège zurück, das Bad hatte sie von ihrer unglücklichen Leidenschaft für den Herzog von Guines geheilt. Sie sagte mir nicht das, aber sie meldete mir: die Einsamkeit habe ihren Seelenfrieden wieder hergestellt. — Das benachrichtigte mich, daß ihrer Heirath mit dem Herzog von Orleans nichts mehr im Weg stehe. So bald ich in Paris ankam, flog ich zu ihr, und sie sprach so vertraulich mit mir, wie es ihr Karakter erlaubte; denn ein wenig Künstlichkeit und Verhehlens mußten immer dabei seyn. Der Herzog erbot sich, sie ingeheim zu heirathen. Meine Tante zeigte ihm viel Zartgefühl — wofür sie es mir ausgab, und ich es auch eine Zeitlang hielt, bis ich merkte, daß es nur eine Berechnung ihres Ehrgeizes sey. Sie erklärte dem

Herzog hochtrabend, daß sie ihn nie ohne die Einwilligung seines Sohns, des Herzogs von Chatres, heirathen werde. Sie kündigte diesen Entschluß mit einem Wortgepränge an, das den Herzog entzückte, und von dem er mich mit Bewunderung unterhielt. Dieser Fürst wurde für den gütigsten Vater gehalten, und, mag man diesen Ruf verdienen oder nicht, sobald wir ihn genießen, ist er uns werth; außerdem liebte er seinen Sohn so sehr, wie ein äußerst schwacher Mensch zu lieben im Stande ist. Er vertraute ihm also unverzüglich sein Geheimniß, wobei er zugleich Frau von Montessons Seelengröße bis zum Himmel erhob. Bisher war nur von einer heimlichen Ehe die Rede gewesen; der Herzog von Chartres liebte Frau von Montesson nicht, weil er sie nicht natürlich, und zu wortreich, zu liebkosend gegen sich fand; es war ihm dadurch ihr Plan, ihm zu schmeicheln, ihn zu gewinnen, zu verführen, zu klar geworden. Sie hatte gegen ihn, um ihm zu gefallen, Anfälle von Lustigkeit, von erzwungenem Lachen, ein kindisches, liebkosendes Wesen, das er „lächerliche Tändeleien" nannte. Dieser Fürst hatte den, besonders in seinem Stande, so unseligen Fehler der Consequenz, so daß er nicht nur gegen Alles, was Unwillen und Verachtung verdiente, sondern was der Anmuth, des Geschmacks ermangelte, was lächerlich schien, einen wahren Abscheu zu fassen pflegte — und über diese Fehler hatte er einen sehr richtigen feinen Geschmack. Er antwortete dem Herzog von Orleans sehr ehrerbietig, aber kalt: daß ein Sohn seinem Vater keine Einwilligung geben könne. Weiter ließ er sich auf nichts ein. Meine

Tante entschloß sich, mit ihm zu sprechen, sie hatte eine Zärtlichkeits-Scene mit ihm, die ihn sehr in Verlegenheit sezte; da sie seine Einwilligung zu verlangen beharrte, sagte endlich der Herzog von Chartres, daß er sie gern ertheilen würde, wenn er sicher wäre, daß der Entschluß seines Vaters unerschütterlich sey; dieses könne aber die Zeit allein erweisen. Sogleich rief meine Tante: das sey ihr eigner Wunsch; und schlug zwei Jahre vor, um des Herzogs Beharrlichkeit zu prüfen. Der Herzog von Chartres, der nicht erwartet hatte, daß man einen so langen Aufschub bewilligen würde, nahm diesen Vorschlag sehr freundlich an, fügte jedoch hinzu, daß vor allem sein Vater einwilligen müsse. Er verließ Frau von Montesson mit der Bitte, ihn, weil er sogleich auf das Land gehe, des Herzog von Orleans Entschluß schriftlich wissen zu lassen. Meine Tante begriff wohl, daß er eine schriftliche Zusage beabsichtige; sie schrieb ihm also auch mit Vorwissen des Herzogs von Orleans, in einem Briefe, den ich selbst gelesen habe, das förmlichste Versprechen, den Herzog erst nach Verlauf von zwei Jahren zu heirathen. Der Herzog von Chartres hat ihn immer aufbewahrt, und nach acht Monaten schrieb er an dessen Rand eine, für meine Tante sehr unangenehme, Note.

Frau von Montesson äußerte, mit dem Herzog von Chartres vollkommen zufrieden zu seyn; sie vertraute mehreren Personen, daß er in ihre Heirath mit seinem Vater willigte, sprach aber nicht von der ihr gemachten Bedingung. Sobald dieser Punkt beseitiget war, schritt sie, dem Herzog von Orleans eine neue Erklärung zu machen:

sie kündigte ihm an, daß sie ihn nur auf eine schriftliche Erklärung des Königs heirathen würde; wogegen sie versprach, die Verbindung geheim zu halten, und — was, wenn sie Kinder gehabt hätte, doch nicht Statt finden konnte — nicht am Hofe zu erscheinen. Der Herzog war von dieser Forderung nicht allein erstaunt, aber erschreckt; er bestritt sie, mußte aber nachgeben. In diesem Punkte hatte meine Tante Recht. Eine heimliche Heirath ist, wenn die Liebe sie nicht knüpft, schimpflich. Ich liebe die Ehrsucht, von welcher sie sich leiten ließ, nicht, allein wirklich tadelnswürdig finde ich in der ganzen Sache nur die zahllosen Ränke und Kunstgriffe, deren sie sich dabei bediente.

Der Dauphin (nachmals der unglückliche Ludwig XVI) hatte sich so eben verheirathet (16. Mai 1770), man sprach von der Verbindung Monsieurs; Herr von Puisieux forderte für mich die Stelle einer Hofdame bei der zukünftigen Madame. Der König versprach sie, der Marschall von Estrée machte öffentlich seine Danksagung, und ich empfing Glückwünsche darüber. Frau von Montesson nahm diesen Anlaß, sich bei Hofe vorstellen zu lassen, was bisher, obschon ihre Geburt sie dazu berechtigte, nicht geschehen war. Sie sagte: da ich durch meinen künftigen Beruf den größten Theil meines Lebens in Versailles zuzubringen bestimmt sey, wolle sie an den Hof gehen, um mich häufiger zu sehen. Dieses Alles fand aber gleich nach meiner Rückkehr nach Paris, vor Allem, was ich vorher erzählt habe, Statt. Ich war bei der Vorstellung meiner Tante und belustigte mich sehr, denn

es war derselbe Tag, wo Madame du Barri bei Hofe aufgeführt wurde. Wir begegneten ihr allenthalben, sie war prächtig und mit Geschmack gekleidet. Bei Tage sah sie verblüht aus, und ihre Haut war durch Sommersprossen entstellt; ihre Haltung war empörend unverschämt, ihre Züge gar nicht schön, allein sie hatte herrliches blondes Haar, hübsche Zähne und eine angenehme Physiognomie. Bei Licht hatte sie etwas sehr Blendendes. Abends beim Spiel kamen wir einige Minuten früher als sie; wie sie eintrat, drängten sich alle Damen von der Thür hinweg auf die entgegengesezte Seite, um sich nicht in ihrer Nähe zu befinden, so daß sich zwischen ihr und der lezten des Cirkels vier oder fünf leere Feldstühle *) befanden. Sie bemerkte es mit dem vollkommensten kalten Blut; ihre Unverschämtheit ließ sich von nichts erschüttern. Wie der König nach beendigtem Spiele erschien, sah sie ihn lächelnd an; er suchte sie sogleich mit den Augen, schien sehr übler Laune und blieb nur einen Augenblick. Der Unwille stieg in Versailles aufs Höchste! Es war aber auch nie ein solches Aergerniß gegeben, nicht einmal durch Frau von Pompadour. Ohne Zweifel war es befremdlich, Frau von Pompadour bei Hofe zu sehen, indeß ihr Gatte, Herr Le Normand d'Etio-

---

*) Nur solche Feldstühle, Stühle, welche zusammen geschlagen werden können, wurden damals den Damen bei Hofe gegeben; eine gewisse Anzahl genoß der Ehre eines Taburets im Beiseyn der Königin; Sessel waren der königlichen Familie allein vorbehalten. A. d. Uebers.

les General=Pächter war; allein verhaßter war es doch, daß der ganzen königlichen Familie auf die feierlichste Weise ein Freudenmädchen vorgestellt wurde. Diese und so viel andere unerhörte Unanständigkeiten haben in Frankreich das Königthum herabgesezt, und somit die Revolution befördert *).

Doch,

---

*) Herr Picard hat einen Roman geschrieben, in dem er einen, in jeder Beziehung niederträchtigen, Hofmann darstellt, und einen hoch erhabenen Bürgerlichen, er führt darin einen großen Herrn auf, der dem König seine Schwester zur Maitresse geben will. Herr Augier, welcher in dem Journal de l'Empire 8. Dez. 1813 einen Auszug von diesem Roman gegeben hat, sagt: „der große Herr habe noch etwas Besseres thun können, wenn er dem König seine Frau angeboten hätte, er wäre für einen Hofmann noch nicht abgehärtet genug gewesen.“ — Welchen Gatten hat man bei Hofe einer solchen Schandthat schuldig gesehen? Nicht Herrn von Chateaubriant unter Franz I., noch dem Prinzen von Condé unter Heinrich IV., noch Herrn von Montespan unter Ludwig XIV. und unter Ludwig XV., auch nicht Herrn von Perigord, dessen engelschöne Frau mit Einwilligung ihres Mannes auf ein Landgut floh, zwei hundert Meilen von Paris, wo sie, um sich Ludwig XV. Leidenschaft zu entziehen, fünf Jahre verweilte. Es ist auch bekannt, mit welcher Kraft der Marquis Flavacour seine Frau verhinderte, sich der Verführung eben dieses Königs zu fügen, und dieser war doch immer als der gefälligste Mann bekannt, und hatte selbst das zügelloseste Leben geführt. Schriftsteller, die selbst nicht bei Hofe erschienen, haben von jeher die Hofleute verläumdet, aber seit der Revolu=

Doch kehren wir zu meiner Tante und dem Herzog von Orleans zurück. Da dieser Leztere ehrlicherweise an den zweijährigen Aufschub glaubte, hielt er den Schritt, den er beim Könige thun sollte, nicht für sehr dringend; allein meine Tante behauptete, man müsse diese Einwilligung allezeit in seiner Brieftasche haben. Wie der Herzog endlich seinen Vortrag machen wollte, äußerte er eine, ihm bisher noch fremd gebliebene, Besorgniß, meinte, der König werde die Forderung übel aufnehmen und bestimmt verweigern. Frau von Montesson behauptete das Gegentheil; sie sagte, daß der König, wenn er erführe, daß der Herzog von Chartres die heimliche Heirath auf das gefälligste gutheiße, unmöglich abschlagen könne. So legte sie die Verantwortlichkeit der Sache dem Herzog von Orleans auf, und das muß man, wenn man faulen, schwachen Menschen einen wichtigen Auftrag giebt, allezeit thun. Der Herzog, welcher die Vorwürfe meiner Tante und ihre böse Laune über Alles fürchtete, wurde ungestüm aus Schwäche. Wirklich weigerte sich der König auch anfangs sehr bestimmt, der Herzog

---

volution ist die Ungerechtigkeit bis zur unglaublichsten Höhe getrieben. Dieser nämliche Herr Augier sagt: die Damen vom Hofe haben sich gegen Madam Dubarri erboßt, weil sie nicht von Stand gewesen sey. Sie erboßten sich ja nicht gegen Frau von Pompadour, die durch sich und ihren Mann eine Bürgerliche war; sie thaten es gegen Madam Dubarri, obgleich sie einen Adlichen geheirathet, weil sie eine Courtisane gewesen war. A. des Verf.

beharrte aber mit so vieler Hitze, daß er nach zweistündigem Tete a Tete die Einwilligung erhielt; schriftlich, doch mit der Bedingung, daß meine Tante ihren Namen nicht verändern, sich kein Vorrecht der Prinzessinnen vom Geblüt anmaßen, ihre Heirath nie erklären, und nie am Hof erscheinen werde. Der Herzog kam triumphirend zu meiner Tante zurück; wir erwarteten ihn in tödtlicher Unruhe. Er kam mit so glänzendem Antlitz, daß meine Tante, wie ich glaube, noch etwas Besseres erwartete. Sie hatte die Bedingungen selbst gemacht, allein wie der Herzog sie herzählte, sah ich, daß sie gekränkt war. Der Ehrgeiz reißt den Kopf noch viel schneller mit sich fort, als die Liebe. Bernard hat nach Tasso gesagt: „die Liebe wünscht alles, fordert wenig, wagt nichts.“ Von der Ehrsucht kann man sagen: sie wünscht alles, strebt nach allem, wagt alles.

Meine Tante war diesen ganzen Tag nachdenkend und zerstreut. Abends sagte sie zu mir: „wenn der Herzog von Orleans die Stimmung des Königs zu benutzen gewußt hätte, würde es ihm gelungen seyn, die Erklärung der Heirath unter der einzigen Bedingung: nicht an den Hof zu gehen, erhalten zu haben; denn dieses würde man haben vermeiden müssen, damit sie nicht, wie ihr Recht es fordre, den Rang vor allen Prinzessinnen von Geblüt eingenommen hätte.“ Sehr verdrießlich sezte sie noch, von dem Herzog sprechend, hinzu: „man muß ihm alles vorschreiben.“

Der Herzog hielt Frau von Montessons Laune für Empfindsamkeit, und ließ sich in seiner Zufriedenheit nicht

stören. Von diesem Tag an nannte er mich, wenn wir allein waren, beständig „meine Nichte,“ es findet sich sogar in einigen Billetten, die ich damals von ihm erhielt, allein meine Vertrauten-Rolle war von nun an zu Ende. Frau von Montesson ging mit einem Plan um, den sie mir nicht vertrauen wollte, und alles Folgende erfuhr ich von andern Vertrauten, dem Vicomte de la Tour du Pin und Monsigny, dem der Herzog von Orleans damals alles mittheilte.

Frau von Montesson hatte den Aufschub von zwei Jahren nie redlich versprochen; zwar hatte der Herzog von Chartres ihr geschriebenes Wort, aber das hielt sie nicht auf. Dem Herzog von Orleans hatte sie sehr anempfohlen, dieses Umstandes gegen den König nicht zu gedenken, denn er hätte ja hingereicht, zu beweisen, daß des Herzogs von Chartres Einwilligung nicht sehr willig gewesen war. Nach flüchtigem Nachdenken sagte sie zu dem Herzog von Orleans: des Königs Schreiben bedeute, wenn man es nicht sogleich benutze, gar nichts; er habe ein ähnliches gegen Fräulein von Montpensieur wieder aufgehoben, und bei einem so langen Aufschub haben sie noch mehr zu befürchten. Der Herzog äußerte, wie billig, daß er seines Sohnes Unzufriedenheit scheue; sie antwortete, daß man alle Vorsicht anwenden würde, ihm das Geheimniß zu verbergen. — Genug! man beschloß, sogleich zu der heimlichen Heirath zu schreiten. Man zeigte dem Erzbischof die Einwilligung des Königs und er segnete das Brautpaar um Mitternacht in seiner Kapelle ein. Die Herren de la Tour du Pin und

von Damas waren als Zeugen gegenwärtig, sie mußten Verschwiegenheit versprechen, und beobachteten sie drei Wochen lang, brachen sie auch nicht, bis die Eitelkeit meiner Tante ihr Geheimniß mehreren Personen anvertraut, und es überhaupt auf tausenderlei Weise verrathen hatte.

Frau von Maintenon nachahmend, die mit Recht alle Titel für zu gering hielt, wollte Frau von Montesson den von einer Marquise, den sie immer getragen hatte, nicht mehr führen; sie befahl es in ihrem Hause und bat ihre Freunde, sie kurzweg Frau von Montesson zu nennen. Der Herzog von Orleans, den sie überredet hatte, es liege Würde darin, das Bestehende nicht zu verbergen, ließ sie von allen seinen Kammerherrn als Prinzessin behandeln. Der Herzog von Chartres erfuhr bald die Wahrheit; Wortbrüchigkeit war ihm unmöglich, sein Zorn war deshalb sehr groß; sein Vater hatte eine Erklärung mit ihm, in welcher der Sohn vielen Unwillen und Verdruß ausdrückte, der Herzog von Orleans ward heftig, und es vergingen drei Wochen, ohne daß sie sich sahen. Frau von Montesson, die immer überzeugt war, daß ihren Schmeichelkünsten nichts zu widerstehen vermöge, erhielt ein Tete a Tete mit dem Herzog von Chartres; der Aufwand von Empfindsamkeit, den sie dabei machte, blieb ohne allen Erfolg; nun versuchte sie, zu beweisen, daß ihr gegenseitiger Vortheil ihre Einigkeit fordere. Der Herzog von Chartres antwortete beständig mit eisiger Kälte: er würde es immer nicht zu entschuldigen halten, daß Jemand ungefordert sein Ehrenwort

gebe, und es nachher so rücksichtslos breche; ein solches Benehmen, sezte er hinzu, zerstöre alles Zutrauen; und so verließ er sie, indem er noch sagte: er werde das Billet, worin sie ihr Versprechen abgelegt habe, immer aufbewahren, nur eine historische Note habe er hinzuzufügen im Sinn. Dieses that er wirklich, und obschon diese Note nicht, wie man gesagt hat, Beschimpfungen und keine schmähliche Bemerkung enthielt, war sie in der Thatsache doch sehr stark. Von diesem Augenblick an empfand Frau von Montesson gegen den Herzog von Chartres einen Groll, der sie nie mehr verließ, und der auf das Schicksal dieses unglücklichen Fürsten einen sehr unseligen Einfluß gehabt hat.

Ich habe hier der Zeit vorgegriffen, denn der Herzog von Orleans heirathete meine Tante erst einen Monat nach meinem Eintritt ins Palais Royal, aber weil die Zeitordnung doch unterbrochen ist, will ich die Folgen dieser Heirath noch erzählen. Der Herzog war über die Unzufriedenheit seines Sohnes sehr zornig. Er vertraute sich Monsigny, den er mit Recht liebte und achtete, und der, unter dem Vorwand, seine Stelle betreffende Befehle einzuholen, jeden Morgen lange Unterredungen mit dem Herzoge hatte, wo sich dieser offener äußerte, als gegen irgend eine angesehenere Person seines Hofstaats. Monsigny ging auch oft zu meiner Tante, die ihn einlud, Musik mit ihr zu üben; von da begab er sich wieder zu dem Herzog von Orleans, der mit ihm schwazte. Als der Herzog nach Villers Cotterêts abreiste, wohin wir acht Tage später folgen sollten, trug er Monsigny auf, mir zu sa-

gen: wenn ich den Herzog von Chartres bewegen könnte, sich meiner Tante wieder anzunähern und sie vollkommen gut zu behandeln, wolle diese meinen Kindern ihre Herrschaft Sainte Assise und ihr schönes Haus in Paris verschreiben. Das Ganze konnte siebzig bis achtzig tausend Livres Renten abwerfen. Monsigny kam hierauf, mir ein Billet vom Herzog von Orleans zu bringen, in welchem er mir sagte: „ich solle Allem, was man mir von seiner Seite sagen würde, Glauben beimessen, und er ermahne mich, alles mit Eifer zu thun, was er von meiner Anhänglichkeit an ihn erwarte, und was ich seiner herzlichen Freundschaft schuldig sey. Zum Schluß sagte er noch, daß er meine Antwort schriftlich durch Monsigny, welcher drei Tage später wie er nach Villers Cotterêts abreisen werde, erwarte. Monsigny theilte mir nun den obigen Vorschlag mit, welcher mich verdroß, mich beleidigte und eine Abgeschmaktheit des Herzogs von Orleans, so wie eine Beschimpfung gegen mich war. Die Zeit hat auch meine Ansicht der Sache gar nicht geändert. Ich war zornig und meine Antwort drückte das nur zu sehr aus; — meine ersten Bewegungen und Gefühle sind immer edelmüthig und gut gewesen, aber die Lebhaftigkeit der Eindrücke und meiner Einbildungskraft, hat selbst in meine besten Handlungen etwas Ueberspanntes, Uebertriebenes, zuweilen etwas Ausschweifendes gemischt, was deren Werth verminderte und mir Schaden bringen mußte. Wenn Seelengröße allein zu einer schönen Handlung bestimmt, beträgt man sich mit Einfalt und Ruhe, wenn sich aber die Eitelkeit hinein mischt, will man ihr einen

übernatürlichen Glanz geben, und verdirbt sie. Ich antwortete dem Herzog von Orleans nicht allein auf eine unziemliche, sondern auf eine unverschämte Art. Der Anfang meines Briefes war ziemlich gut; ich sagte, daß ich mir keines Rechts bewußt sey, auf den Herzog von Chartres den Einfluß, welchen er mir zutraute, zu üben; dieser habe auch, um ihm Beweise von Ehrfurcht und Liebe zu geben, keine fremde Einwirkung nöthig; und nachdem ich die Erbschaft meiner Tante sehr verächtlich und wirklich sehr grob abgelehnt, fügte ich hinzu: „ich würde aus dem Nachlaß meiner Tante nichts als ihr Familien-Erbtheil annehmen und als gesetzmäßig betrachten.“ Ich hätte, wenn meine Tante des Herzogs Maitresse gewesen wäre, nichts Beleidigenderes sagen können — und sie war seine Frau mit Einwilligung des Königs und vom Erzbischof von Paris getraut! Aber obgleich sie wirklich Herzogin von Orleans war, konnte sie doch diesen Namen nicht tragen, und ich war mir bewußt, an ihrem Platz, da sie keinen Rang zu behaupten hatte, mich mit meinen eignen vierzig tausend Liv. Renten begnügt und alle ungeheuren Geschenke des Herzogs abgewiesen zu haben — 200,000 Liv. Renten, ein prächtiges Palais, was er ihr auf der Chaussée d'Antin bauen ließ, und eine ungeheure Menge Silberzeug und Juwelen! — — Frau von Maintenon hatte von Ludwig XIV. nichts angenommen; meine Tante war ausnehmend geizig und prachtliebend; ihr Luxus, ihre Habsucht hatte mich so aufgebracht, daß diese Empfindung mich hauptsächlich zu dem anmaßenden Tone meines Briefes an den Herzog bewog. Ich versprach mir,

selbst, bei dem Herzog von Chartres von diesem Brief, der mir ganz vortrefflich vorkam, kein Verdienst zu machen, und hielt mir treulich Wort. Das Opfer war nicht groß, denn er mochte es so wenig leiden, daß man sich der Dinge, die man nicht einzig aus Gewissen und Gefühl gethan hatte, rühmte, daß ich gewiß seine Achtung verloren hätte, wäre es mir eingefallen, dieser Handlung mit Selbstliebe zu gedenken. Uebrigens war es, um ihn nicht noch mehr gegen seinen Vater zu erbittern, meine Pflicht, sie ihm zu verbergen. Er hat sie auch nie geahndet; da ich aber das Zeugniß einer achtungswürdigen Person von ihr zu haben wünschte, zeigte ich diesen Brief der Herzogin, seiner Gemahlin, doch unter dem feierlichen Versprechen, dem Herzog von Chartres nie in ihrem Leben davon etwas zu sagen. Die vollkommene Zuverlässigkeit ihres Wortes war mir bekannt. Diese Prinzessinn, die sechs Jahre jünger ist, als ich, muß mich überleben, sie wird sich dieser Thatsache, die großen Eindruck auf sie machte, erinnern.

Mein Brief reizte den Herzog von Orleans zum höchsten Zorn, ebenso auch meine Tante, der er ihn zeigte, und beide verziehen ihn mir nie. Indeß wendete ich im Verein mit der Herzogin von Chartres, wenn gleich ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, alle meine Kräfte an, den Herzog von Chartres zu besänftigen. Er hatte erklärt, nie die Schwelle der Frau von Montesson betreten zu wollen; dennoch gieng er dahin, speiste auch im Winter zwei oder dreimal bei ihr zu Nacht — was er alle Jahre fortfuhr zu thun. Dieses Betragen, das er — ich darf es wohl sa-

gen — ohne mich nie beobachtet hatte, hätte hinreichen sollen; es war nachsichtig und geziemend; allein meiner Tante genügte es nicht; diese wollte bewundert, angebetet seyn. Das ist wahr, die kleinen Ziererеien und Liebkosungen, die sie von Zeit zu Zeit gegen ihn anwendete, nahm der Herzog schlecht auf. Sie erbitterte seinen Vater immer mehr gegen ihn, beklagte sich gegen alle ihre Freunde über ihn, ohne eine bestimmte Ursache zu nennen, allein durch Seufzer, durch halbe Worte, aus denen sich alles machen ließ — wie es ihre Art war. Eben so beklagte sie sich allezeit über mich, — mit dem empfindsamsten Ton, und ohne je eine Unart von mir anführen zu können. Dahingegen ist es ausgemacht, daß der Herzog von Chartres sich nie gegen sie vergangen hat, selbst wenn seine Freunde, unter andern Lord Fitz James *) ihn warnten, daß sie ihn mit Verläumdungen verfolge. Die unseligsten Vorurtheile, welche man gegen diesen unglücklichen Fürsten gefaßt hat, rührten von ihr her. Sie war so erpicht gegen ihn, daß viele Personen geglaubt haben, ihr Haß müsse Folge der Verachtung einer zu zärtlichen Empfindung seyn, das ist aber durchaus falsch. Der Herzog von Chartres war kein Hyppolit, meine Tante keine Phädra, außer in der Eigenliebe war ihr alle Heftigkeit fremd. Der Herzog von Chartres sezte ihrem Haß nie Etwas andres als Ruhe, Geduld und Gleichgültigkeit entgegen. Von folgenden zwei

---

*) Der Herzog von Fitz James ist ein Enkel des berühmten Marschalls von Berwick, natürlichem Sohnes Jakobs des Zweiten von England. Anm. des Herausg.

Vorfällen bin ich, wie das ganze Palais Royal, Zeuge gewesen. Hier bemerkten wir eines Tages, daß alle Gedecke bei der Tafel verschieden waren, und ein jeder erkannte auf seinem Besteck sein eignes Wappen. Der Herzog von Chartres fragt den Controlleur Joli, *) was das zu bedeuten habe? Joli nahte sich ihm, um die Antwort ganz leise zu geben. Nach der Tafel sagte uns der Herzog, sein Vater habe plötzlich alles Silberzeug abfordern, und nach St. Assise bringen lassen, weil man das der Frau von Montesson, welches keine modige Formen mehr habe, umschmelzen lasse. Wirklich gehörte das Silbergeschirr im Palais Royal dem Herzog von Orleans; allein diese Art, ohne die geringste Rücksicht auf seinen Sohn darüber zu verfügen, war doch seltsam! Den folgenden Winter kam man, auf eben diese Weise ganz unerwartet dem Herzog und der Herzoginn alle die Juwelen, welche man den Familienschmuck nennt, abzufordern. Frau von Montesson, die sich diesen Winter mehrere Male puzte, wollte damit ein Sammtkleid besetzen. Diese Handlungsweise, welche sehr unzart war, ertrug der Herzog stets mit einer bewunderungswürdigen Ruhe.

So lange ich noch mein Haus im cul de sac St. Dominique bewohnte, hatte ich persönlich mancherlei Kummer. Den empfindlichsten verursachte mir der Tod meiner lieben guten Großmama, Frau von Droménil — denn diese ehr-

---

*) Dieser Joli, ein sehr wackrer Mann, ist der Vater des jezt in Paris vom Publikum so beliebten, angenehmen und natürlichen Schauspielers gleiches Namens.

würdige Frau war durch meine Dankbarkeit und Liebe, meine wahre Großmutter geworden. Sie ward sechs und achtzig Jahre alt, aber ich beweinte sie, als hätte ich sie noch lange zu behalten hoffen können. Sie hinterließ mir die Herrschaft Bouleuse bei Rheims, mit einem niedlichen Schloß, die siebentausend Livres eintrug. Sie hatte die Clausel hinzugefügt: „Indem ich der Gräfinn von Genlis dieses Gut vermache, will ich aus Liebe zu ihr in der Pfarrkirche desselben begraben seyn.“ Dieses rührende, und für mich so ehrenvolle Legat, war vergeblich gemacht. Der Marquis von Noailles, der Gemahl von Frau von Droménils Enkelinn, ließ es für ungültig erklären; es war von einem Notar unterschrieben, allein ihm mangelte eine Förmlichkeit, und der Marquis von Noailles, der seitdem mein Witthum der Nation ersezte, das heißt 200,000 Fr. statt 2000, weil er in gefallenen Assignaten auszahlte, fing über dieses Testament einen Prozeß an, den er gewann. Herr von Genlis erhielt, so wie der Verewigten beide Enkelinnen, von dieser Erbschaft nur seinen Kindstheil und die Herrschaft Bouleuse ging uns verloren. Meine Dankbarkeit gegen Frau von Droménil ist darum aber nicht geringer; sie wird mir als meine Wohlthäterinn und Mutter ewig unvergeßlich seyn.

Damals begegnete mir Etwas, das die Nützlichkeit von Herrn Tissots Werk: „guter Rath an das Volk, über dessen Gesundheit“ (avis au peuble sur sa santé) beweist. Wir gaben einem italienischen Abbé freye Wohnung, er las den Tasso mit mir, und spielte ganz vortrefflich das Klavier. Wie ich eines Abends nach Hause kam, sagte

man mir, er liege an der Cholera morbus am Tode; sein Arzt, ein Herr Soulier, hatte ihm Theriak in Wein gegeben; da ich in Genlis und sogar in Sillery so viel gedoktert, war mir Tissot so geläufig, daß ich sogleich sagte, dieses Mittel tauge nichts. Wir schlugen unverzüglich in Tissot nach und fanden: daß unwissende Aerzte, welche dasselbe unter solchen Umständen gäben, ihren Kranken so gut tödteten, als schössen sie ihn vor den Kopf. Es ist unbegreiflich, wie ein Arzt so unwissend seyn kann, den Tissot nie gelesen zu haben! — Aber dieses ist eine Thatsache. Der arme Abbé bekam noch Abends zehn Uhr in meinem, und Herrn von Genlis Beiseyn die Sterbesakramente, und verschied eine halbe Stunde darauf. Sein Anblick hatte mich so erschreckt, daß ich Herrn von Genlis erklärte, wie es mir unmöglich sey, diese Nacht im Hause zu bleiben; er willigte daher ein, daß ich Frau von Balincour um ein Nachtlager bitten durfte. Man war dort sehr erstaunt und erfreut, mich zu sehen; Herr von Balincour räumte mir sein Zimmer ein, und ich legte mich um halb ein Uhr nieder. Kaum war ich eingeschlafen, so weckte mich die lustige Stimme des Herrn von Balincour, der in dem finstern Zimmer — denn ich brenne nie ein Nachtlicht — ein höchst komisches Lied nach der Weise der Baronne, sang, zugleich hörte ich das Geflüster von fünf oder sechs Menschen, die mit ihm herein geschlichen waren. Da wir das, was uns sehr belustigt hat, nie vergessen, weiß ich auch noch die Worte dieses Liedchens, sie lauteten also:

Dans mon alcove
Je m'arracherai les cheveux, (bis)
Je sens que je deviendrai chauve
Si je n'obtiens ce que je veux
Dans mon alcove.

(Wörtlich:) In meinem Alkoven werde ich mir die Haare ausreißen, ja ich weiß daß ich kahlköpfig werden muß, wenn ich nicht erhalte, was ich will — in meinem Alkoven.

Nach einigem Besinnen antwortete ich durch folgendes Impromptu, wobei ich noch bemerken muß, daß Herr von Balincour eine völlige Glatze hatte.

Dans votre alcove
Moderez l'ardeur de vos feux.
Car enfin pour devenir chauve
Il faudroit avoir des cheveux
Dans votre alcove.

(Wörtlich:) In deinem Alkoven mäßige die Glut deines Feuers; denn um kahlköpfig zu werden, müßte man Haare haben, in deinem Alkoven.

Meine Antwort erregte ein allgemeines Gelächter, und ward unglaublich bewundert! Man brachte Licht, Frau von Balincour und ihre Schwägerinn, Frau von Ranché, eine allerliebste junge Person, warfen sich auf mein Bett, die Herren sezten sich im Kreis herum, man schwazte und machte tausend Thorheiten bis um drei Uhr; da verschwand Herr von Balincour auf einen Augenblick, kehrte aber bald mit einem Pastetenbeckerjungen zurück, der einen großen Korb voll Backwerk, trocknes Eingemachtes und Früchte trug; wir machten einen Aufwe-

cker *), der bis um fünf Uhr währte, weil Herr von Balincour uns wenigstens Dreiviertelstunden lang lauter Zeitvertreibe vorschlug; Tanzen, Schattenspiel, Marionetten u. s. f. Endlich ließ man mich schlafen; worauf ich auch erst Mittags, und über neue Possen des Herrn von Balincour aufwachte. Herr von Genlis kam, mich abzuholen, allein man ließ uns Beide mit aller Gewalt fünf Tage lang nicht fort. Mein Mann stand Herrn von Balincour vortrefflich bei; er machte zwanzig Liederchen, verkleidete sich auf tausenderlei Weise, man tanzte, besuchte das Schauspiel, die Halle, den Markt, man machte kleine Spiele, Musik — man kurzweilte sich ohne Aufhören — ich habe nie fünf so lärmige Tage zugebracht. Die Marschälle von Balincour und von Biron waren dabei gegenwärtig, und ergözten sich ungemein darüber. Biron war um sechzehn oder siebzehn Jahre jünger als Balincourt, also vielleicht sechzig, man hätte ihn aber für einen Fünfziger gehalten; er hatte einen majestätischen Wuchs, eine schöne Gestalt, das edelste, gebietendste Wesen von der Welt. Man sagt von Brutus, er sey der lezte der Römer gewesen, von dem Marschall von Biron kann man sagen: er war in Frankreich der lezte Fanatiker für das Königthum. Er hatte nie über die verschiedenen Regierungs-Formen, noch über die Politik nachgedacht; er war dazu geboren, am Hof aufzutreten, das blaue Band

---

*) Reveillon, so nennt man die Collationen, mit denen man eine durchschwärmte Nacht beschließt. Anm. des Ueb.

zu tragen, mit Anstand und Anmuth zu einem König zu sprechen, die zartesten Schattirungen der Ehrfurcht, welche man dem Monarchen, den Prinzen vom Geblüt, die Achtung, welche man Edelleuten schuldig ist, die Würde, die einem großen Herrn ziemt zu kennen und zu empfinden. Das System der Gleichheit hätte seine ganze Wissenschaft, seinen guten Geschmack, seine Annehmlichkeiten vernichtet. Er liebte den König, weil er König war, er hätte wie Montaigne von seinem Freund la Boetie, sagen können: ich liebe ihn, weil ich ihn liebe, weil er Er ist und ich Ich. Mit andern Ausdrücken erklärte der Marschall seine leidenschaftliche Liebe für den König ganz auf dieselbe Art. Schon damals war es lustig, ihn über Republiken sprechen zu hören; er sah freie Bürger als eine Art Barbaren an. Dieses bei Seite, hatte er viel gesunden Verstand, und eine Redlichkeit und Rechtschaffenheit, die sich auf seiner schönen Physiognomie schon ausdrückte. Er hatte sich im Krieg sehr tapfer betragen, und die französische Garde, deren Oberster er war, betete ihn an. Eines Tages zählte man in seiner Gegenwart die Marschälle von Frankreich aus seiner Familie auf: „Sie nennen einen zu viel, sagte er; der seinem König untreu war, darf nicht genannt werden.“ *) Er liebte junge Frauenzimmer, und begegnete ihnen mit der ritterlichen

---

*) Sein Urahn, der, nachdem er sich mit Spanien und Savoyen gegen seinen Freund und König Heinrich IV. verschworen, 1602 auf dem Blutgerüst starb. Anm. des Uebers.

Galanterie, welche an den Hof Ludwigs XIV. erinnerte, dessen lezten Zeitraum er in seiner Jugend gesehen hatte. Der Marschall von Balincour war ihm ehrwürdig, weil er diesen Hof noch länger gekannt hatte, er beneidete sein hohes Alter und sagte von ihm voll Bewunderung: „er war bei dem Tod des Königs dreißig Jahre alt!“ Das war seinem Bedünken nach ein Lobspruch. Ich hörte diese beiden ehrwürdigen Männer ungemein gern zusammen schwatzen; und wenn der ein und neunzig Jahr alte Marquis von Canillac mit ihnen war, glaubte ich mich wirklich in das Jahrhundert Ludwigs XIV. versezt, mit dem mich der Marschall von Richelieu schon bekannt gemacht hatte. So gewann ich schon in meiner Jugend die leidenschaftliche Liebe, für den Hof Ludwigs des XIV., die sich seitdem durch meine Lektüren noch vermehrt hat. Wenn ich diesen glänzenden Hof habe malen können, so ist es, weil ich ihn kannte. Ich liebte den Marschall von Biron nicht allein, weil er mir immer Feigen und Pfirschaprikosen schickte — die ersten die man in Paris kannte — auch Blumen aus seinem prächtigen Garten, sondern eben sowohl weil ich, ihn anhörend, Unterricht schöpfte.

Ich las damals die Briefe der Frau von Sevigné, der Frau von Maintenon, die Erinnerungen der Frau von Caylus, die Memoiren vom Kardinal von Retz von Neuem. Man wird nicht müde daran. Wie liebte, wie dachte, wie schrieb, wie erzählte man damals! wie viel Geist, Vernunft, Natürlichkeit, Anmuth, Erhabenheit des Gefühls, und welche Empfindsamkeit ohne sie zur Schau zu legen, ohne Prunk. — O damals waren wir Franzosen!

Wie

Wie ich so liebe, angenehme Freunde, bei denen ich mir die Zeit so herrlich vertrieben hatte, verließ, kehrte ich doch mit Vergnügen in meinen cul de sac St. Dominique zurück. Es war mir ein Bedürfniß zu lesen, zu schreiben, zu denken, zu schweigen, und auszuruhen. Das Haus meiner Freunde, in dem ich so viele Freuden genossen, ward nach wenigen Tagen mit Trauer erfüllt. Der gute Marschall von Balincour ward krank. Ich kehrte zu ihnen zurück, um mit ihnen zu trauern; sie verloren diesen verehrten Oheim, diesen geliebten, der Liebe so würdigen Wohlthäter nach wenigen Tagen. Ich habe in meinen Erinnerungen diesen eben so rührenden als heiligen Tod geschildert. Unsre Familie traf dieses Jahr mehr als ein Verlust: der Marschall von Etrée starb an einem langsamen, unheilbaren Uebel: auf seinem Ruhbett ausgestreckt sah er täglich seine Familie, seine Freunde, man sprach, man spielte, wie in seinen gesunden Tagen: seine Gefahr war ihm nur undeutlich bekannt; da er schon so lange litt, fürchtete er keinen tödtlichen Ausgang. Nach des Marschalls von Balincour Tode ging ich regelmäßig jeden Abend zu Herrn von Etrée, der viele Güte für mich hatte. Mich ergriff eine Art von schmerzlichem Erstaunen, wie ich einen großen, ruhmbedeckten auf den Gipfel gesellschaftlichen Ansehens gelangten Mann vor mir erlöschen sah. Mir war, als wenn so viel glänzende Bande, die sein Leben ehrten, es auch befestigen sollten, und jezt mußte er alles dieses, Ansehn, Glück, Freunde, verlassen! — Wie ich eines Abends zu ihm kam, fand ich das ganze Haus trostlos; er lag in den lezten Zügen, forderte selbst die Sakra-

mente und empfing sie mit um so größrer Erbaulichkeit, da er immer religiöse Gesinnungen gehegt hatte. Er starb in derselben Nacht und hinterließ ein Andenken, das wegen eines mackellosen Lebens, großer Handlungen, eines schönen Karakters als Krieger und Staatsmann, und wegen seiner Talente verdientermaßen geehrt worden ist.

In dieser Zeit wollten Herr und Frau von Puisieux uns eine Wohnung in ihrem prächtigen Hotel in der Straße Grenelle einräumen; sie gaben uns ein allerliebstes Entresol aufs zierlichste meublirt. Ich hatte dem Platz, welcher mir bei Madame versprochen war, aus sehr ehrenwerthen Gründen entsagt. Der König hatte sich erklärt, daß diese Stellen nur den Damen die zu Madame dů Barri gehen würden, ertheilt werden sollten. Man kann sich leicht denken, daß man diese Entscheidung nicht förmlich ausgesprochen, allein sie fand in der That statt. Einige Personen die auf der Liste standen, wurden davon benachrichtigt, — man nannte das: zu der Gesellschaft des Königs eingeladen seyn. Uns ließ man nichts sagen, allein wir hörten von allen Seiten, daß alle diese Personen zu Madame dů Barri gingen; man brauchte nur darum zu ersuchen, so fand man sogleich Zutritt. Herrn von Genlis Denkart war es nicht, mir einen solchen Schritt, zu dem mich übrigens auch keine Gewalt vermocht haben würde, vorzuschreiben, seine Verwandten dachten eben so; die Stellen wurden aber nur unter dieser Bedingung gegeben, also erhielt ich, ungeachtet des feierlichst gegebenen Versprechens deren keine. Hätte ich diese Stelle erhalten, mein ganzes Schicksal würde

anders geworden seyn; ich würde der Prinzessinn, zu deren Hofstaat ich gehört hätte, gefolgt, der König würde mich in müssigen Augenblicken vielleicht ausgezeichnet haben, ich würde mich in einer edeln Lage, vor aller Verläumdung, allen falschen Schritten geschüzt gefunden haben. Wie viel Arbeit, wie viel Kummer hätte das mir erspart! — Und diese reine, ehrenwerthe, ruhige Bestimmung verfehlte ich, weil Ludwig XV. sich und seinen Hof von einem alten, geistlosen Freudenmädchen beherrschen ließ.

Ich habe vergessen von einem sehr bekannten Manne zu sprechen, den ich häufig bei Herrn von Puisieux sah; den Abbée Raynal. Nie gab es in der Gesellschaft einen Menschen, der so absprechend, widersprechend, so wenig liebenswürdig war. Ich habe ihn mit dem Marschall von Etrée über Kriegsoperationen unerhört schneidend und unverschämt streiten hören. Eines Abends machte der Marschall dem Streit mit den Worten ein Ende: „Sie haben recht, Herr Abbé, denn ich sehe Sie verstehen alle diese Sachen besser wie ich.“ Ein andermal spielte ich Harfe, er wollte mich laut schreiend um den Mechanismus des Pedals ausfragen; Frau von Puisieux unterbrach ihn schnell, indem sie sagte: „Ersparen Sie uns eine Abhandlung, Herr Abbé, denn Frau von Genlis ist im voraus überzeugt, daß Sie ihr Unterricht auf der Harfe geben könnten.“ Er hatte damals seine „philosophische Geschichte von Indien“ *) noch nicht geschrieben, wäre die-

*) Dieses Werk, das 1772 zuerst erschien, dann 1774 eine neue Auflage erlebte, ward 1781 durch einen Parlaments-Befehl verboten, und gegen den Verfasser Arrest erkannt. Er floh

ses schwerfällige, schwülstige, gefährliche Buch schon bekannt gewesen, würde ich Eckel und Verachtung empfunden haben, neben diesem alten abtrünnigen Liederlichen zu sitzen, der so wohlgefällig ein so unzüchtiges Bild der Bayaderen macht, neben einem gottlosen Aufrührer, der folgende verabscheuungswürdige Worte geschrieben: „Völker, wollt ihr glücklich seyn, so werft die Throne um, stürzt die Altäre." — Man hat ihm gehorcht! er hat es mit angesehen; es war seine Züchtigung; auch hat er es bereut; allein sein Widerruf, so schimpflich er für die Philosophie ist, war nicht demüthig genug, um der Religion zu genügen, die er so unwürdig geschmäht hatte.

Ich sah bei Herrn von Puisieux auch den jungen König von Schweden,*) bei seiner ersten Reise ins Ausland, (denn er machte eine zweite um Spaa zu besuchen); er war liebenswürdig, höflich, verbindlich und sprach mit vieler Anmuth.

Eine Person, die in ihrem Alter reich und Mode geworden ist, und im sieben und dreißigsten Jahr weder das eine,

---

und begab sich nach Deutschland. Der Abbé Raynal war 1713 in St. Genica in der Rouergue geboren, und starb 1793 in Passy; seine sämmtliche Hinterlassenschaft bestand in einem Assignat von fünfzig Franken, die damals fünf Sous an wirklichem Werth hatte. A. d. Herausg.

*) Der Kronprinz von Schweden; nachmals Gustav III., erfuhr in Paris im Anfang des Jahres 1771 den Tod seines Vaters. Er übernahm bei einem Souper die Vertheidigung Voltaire's gegen den Marschall von Broglie, der Patriarch von Ferney erfuhr es durch Herrn von Argental, den Preußischen Gesandten, und antwortete mit folgenden Versen:

noch das andere war: Frau von Coaslin, kam zuweilen zu Frau von Puisieux; sie hatte eine Minervengestalt, eine hochtrabende, langsame Art zu sprechen, die seltsam gegen ihre gemeinen Reden und schlüpfrigen Histörchen mit denen ihre Unterhaltung immer vermischt war, abstach. Sie schrieb sehr lächerlich, hatte wenig Verstand, aber Schönheit und ein gebietendes Aussehen. Viel Keckheit und eine scharfe Zunge, haben sie bemerklich gemacht, und gaben ihr einen oberflächlichen Anschein von Originalität. Der Prinz von Conti gab alle Montage im Temple Souper, man drängte sich dahin, es fanden sich immer wenigstens hundert und fünfzig Personen ein; um bis zu dem Prinzen zu gelangen, mußte man durch einen unermeßlichen Saal gehen, durch eine dreifache Reihe von Männern, die vor Tisch sich immer stehend verhielten, indem nur die Damen oben im Saal in einem Zirkel saßen. Eines Abends als das Gedräng größer, wie gewöhnlich war, sah der Prinz von Conti Frau von Coaslin eintreten, er ging ihr entgegen und sagte ironisch: bei ihrer angebornen Blödigkeit würde sie sehr verlegen gewesen seyn, sich unter so vielen Menschen zu finden. „Ja, gnädiger Herr, ant-

---

On dit que je tombe en jeunesse;
Tachez de me bien élever.
Ne pourriez - vous pas me trouver
Quelqu' accés près de son altesse?
De vieux hèros, de vieux savans
Prendront de ses leçons, peut - être
Je veux m'instruire, il en est temps:
C'est à moi de chercher mon maître.

A. d. Herausg.

wortete sie, ich bin so verschüchtert gewesen, habe den Kopf solcher Gestalt verloren, daß ich diesem Herrn — sie zeigte auf einen Mann über den sie zu klagen, und der satyrische Verse auf sie gemacht hatte, — daß ich diesem Herrn eine Verbeugung gemacht habe.“ *)

Damals sah ich häufig die schöne Gräfin von Brionne, sie hatte die erste Jugend schon überschritten, allein ihre majestätische Schönheit fiel noch auf; wenn man aber von ihrer Gestalt gesprochen hat, ist ihr Portrait vollendet, es bleibt nichts zu sagen übrig. Sie speiste oft mit dem Prinzen Louis, nachmals berüchtigten Kardinal von Rohan, bei dem Marquis. Der Prinz hatte eine angenehme Gestalt, für seinen Stand ein viel zu leichtes Betragen, seine Unterhaltung war frivol, lebhaft, geistreich; er war nichts von allem, was er seyn sollte, aber so liebenswürdig, wie man es nur ausserhalb seines Berufs und seines Karakters seyn kann. Seine Lebhaftigkeit, sein Wankelmuth, seine Haltung, seine Reden verriethen nur zu deutlich die Verirrungen seiner Jugend, und verhiessen ihm für sein reiferes Alter nur Fehltritte, Unglück und Reue.

Kurz nach des Marschalls von Etrées Tode erfuhren wir einen neuen, noch viel empfindlichern Verlust: Herr von Puisieux starb am fünften Tag an einer Brustentzündung; er war einer der redlichen Männer seiner Zeit. Die zarteste Gewissenhaftigkeit war in seinen Augen nur einfache Redlichkeit; nie hat ein Mensch eines vollkom-

*) Ich habe diesen Zug von Frau von Coaslin selbst erzählen hören, und der Prinz von Conti hat mir dessen Wahrheit verbürgt. A. d. Verf.

nern Rufes der Rechtschaffenheit und Geradheit genossen. Er war Heiliger-Geist-Ritter gewesen, Gesandter in der Schweiz, in Schweden, in Neapel, und dann Minister der äußern Angelegenheiten; wie er diese Stelle niederlegte, forderte der König, daß er im Geheimrathe bleibe. Er verhinderte durch seinen Ausspruch eine Menge Prozesse zwischen den Hofleuten, die ihn unaufhörlich zu Rath zogen. Der Marschall von Etrée sagte von ihm, er sey der Schiedsrichter über den Ehrenpunkt streitiger Händel. Der tugendhafteste aller Prinzen (von Geblüt), der Herzog von Penthievre, hatte ihm sein ganzes Vertrauen geschenkt, auf sein Zureden gab er seine einzige Tochter, die durch den Tod des Prinzen von Lamballe die reichste Erbinn geworden war, dem Herzog von Chartres. Der Herzog von Orleans gestand ein, ihm diese Verbindlichkeit zu haben. Herr von Puisieux starb mit der größten Frömmigkeit; er war bei den Jesuiten erzogen, und nach seinem Tode fand man auf seiner Brust die Zeichen seiner Gemeinschaft mit diesem Orden, welches er niemanden anvertraut hatte, selbst seine Leute hatten es nie gesehn. Diese Gemeinschaft verpflichtete: 1. aus allen Kräften zur Aufrechthaltung der Religion beizutragen. 2. Den Orden und jedes seiner Glieder bei allen Gelegenheiten, wo sie Schutz nöthig hätten, oder solcher gefordert werden würde, wenn er weder den Gesetzen noch der Moral widerstrebe, zu beschützen. 3. Alle Tage ein besonderes, sehr kurzes Gebet herzusagen. 4. Jederzeit ein Scapulier als Zeichen der Gemeinschaft auf der Brust zu tragen. 5. Das Geheimniß dieser Gemeinschaft, welche von dem Papst gut geheißen war, zu verwahren.

Von der andern Seite versprach man dem Aufgenommenen alle Dienste und Liebesbeweise, deren er in jeder Lage und jedem Lande bedürfen könnte; endlich war er aller Gebete, die für den Orden gethan und alles vom Pabst ertheilten Ablasses, theilhaftig. Der Tod dieses würdigen Mannes, des Oberhauptes der Familie, stürzte uns in tiefen Kummer; doch niemand mehr, als seine tugendhafte Schwester, die Fräulein von Sillery; sie pflegte ihren Bruder, wachte bei ihm, ohne ihn die fünf Tage seiner Krankheit einen Augenblick zu verlassen. Sobald sie seinen lezten Seufzer abgewartet hatte, legte sie sich nieder und stand nicht mehr auf. Sie forderte den folgenden Tag die Sakramente und starb sechs Tage darauf *).

Ich blieb lange mit Frau von Puisieux eingeschlossen, mit nichts als sie zu trösten, und ihre Gesundheit, die durch ihren traurigen Verlust sehr gelitten hatte, zu pflegen beschäftigt. Ihre Wittweneinsamkeit ward gar nicht

---

*) Wie Herr von Puisieux, am fünften Tage seiner Krankheit, in den lezten Zügen lag und schon kein Bewußtseyn mehr hatte, begab ich mich zu seiner Gemahlinn; es war früh um drei Uhr, Herr von Genlis begleitete mich; wie ich durch den Saal ging, wollte ich sehen, wie viel Uhr es sey; wir näherten uns einer prächtigen Pendeluhr, die Ludwig XV. Herrn von Puisieux geschenkt hatte; drei Parzen hielten das Zifferblatt; doch wie erschraken wir bei der Wahrnehmung, daß der Goldfaden, der an der Spindel hing, abgerissen war, ohne daß wir erfahren konnten, wie dieses zugegangen sey. In demselben Augenblick hauchte Herr von Puisieux den lezten Athem aus.

Anmerk. der Verf.

unterbrochen; in den ersten Monaten sah sie niemand, als ihre Familie, und verließ nur, die Kirche zu besuchen, das Haus. Zu Ende dieses Zeitpunktes wollte sie nicht die Erleuchtung und das — nur zu unselig berühmte — Feuerwerk sehen, welches des Dauphins Heirath zu Ehren auf dem Platz Ludwig XV. abgebrannt wurde. Mich schickte sie aber dahin; Herr von Genlis war so eben zu seinem Regiment abgereist, ich ging in Begleitung der Marquise von Brugnon, deren Mann im Seewesen diente und jetzt als Gesandter in Marocko sich befand. Dieses gab ihm großes Ansehn bei mir, denn ich hielt so eine Gesandtschaft für weit gefährlicher, als eine Campagne zur See. Herr de la Regnières ließ damals an den Platz Ludwigs XV. ein schönes Haus bauen und räumte mir, um das Feuerwerk zu sehen, ein Zimmer im Erdgeschoß ein. Da man ein ungeheures Gedränge voraussah, begab ich mich gleich nach der Mittagstafel mit meiner Gesellschaft dahin; wir langten ohne Hinderniß daselbst an, mußten aber ungleich länger, als wir gerechnet hatten, warten, was mich so ungeduldig machte, daß ich sagte, mir sey die Lust, das Feuerwerk zu sehen, so völlig vergangen, daß ich gar nicht dahin blicken wollte. Man hielt es für einen Scherz, bot mir eine Wette an, und ich nahm sie an. Bei der ersten Rakete machte ich die Augen zu und öffnete sie nicht mehr, so lange das Feuerwerk währte. So bald es beendigt war, verließen uns zwei unserer Begleiter, um unsere Leute mit den Wägen herbei zu rufen; kamen aber erst um Mitternacht wieder; wir waren um so ängstlicher, da wir auf den Platz ein ungeheures Lärmen vernahmen

und nun von diesen Herren hörten, daß man sich dränge, niederwürfe, erdrücke — daß sich alles in der furchtbarsten Verwirrung befinde. Sie erklärten zugleich, daß sie in dieser ungeheuern Unordnung unsere Leute nicht hätten finden können, und es nöthig sey, wenigstens noch zwei Stunden zu warten. Dabei zogen sie eine Poularde und Gebackenes hervor, das sie bei einem Speisewirth genommen hatten; wir wollten uns eben darüber hermachen, als ein Gestöhne unter den Fenstern unsre Aufmerksamkeit anzog; es kam von zwei alten Damen, der Frau Marquise von Albert und der Frau Gräfin von Renti, vormaligen Ehrendame der verstorbenen Frau Prinzessinn von Condé. Diese beiden Damen waren beim Suchen ihres Wagens von dem Strom der Menge fortgerissen und von ihrer Dienerschaft getrennt worden. Wir nahmen sie in den unsern, und da man durchaus nicht um das Haus fahren konnte, um sie an ihre Hausthüre zu bringen, so half man ihnen zum Fenster hinein, das zu gutem Glück nicht hoch war; ihr Alter, ihre großen Reifröcke und ihr Schrecken machten aber dieses Geschäft sehr schwierig. Die ganze Heiterkeit, in die wir dadurch versezt wurden, verschwand aber bei dem Anblick der Madame Albert, deren Brust mit Blut überdeckt war, weil man im Gedränge einen ihrer Ohrenringe ausgerissen hatte.

Wir blieben dort bis zwei Uhr Morgens, und da unsere fremde Damen weder ihre Dienerschaft, noch ihre Wägen wiederfanden, so mußte ich sie nach Hause führen und kam auf diese Art erst um ein Viertel nach drei Uhr in das Hotel Puisieux. Hier war alles auf den Beinen und in

der größten Unruhe; man glaubte mich todt, da man bereits den Untergang von sehr vielen Menschen, von dem ich durchaus nichts wußte, auf diesem verhängnißvollen Platze (nach der mäßigsten Schätzung gegen 6000 Personen), erfahren hatte. Frau von Puisieux empfing mich mit Thränen der Rührung und unaussprechlicher Freude oben an der Treppe und erzählte mir alles Unheil dieses unglückseligen Abends. Das Unglück wurde durch nicht sehr tiefe Gräbchen auf dem Platze Ludwigs XV. veranlaßt. Diese sah man im Gedränge nicht, und die hineingefallenen Personen wurden von den andern zertreten oder erstickt. Frau von Puisieux hatte zum erstenmal seit ihrem Wittwenstande außer dem Hause bei Frau von Egmont gespeist. Nahe bei dem Hause Egmont war eine Hauptwache, in der Nähe des Platzes Ludwigs XV.; man brachte eine Menge Leichname dahin, die man vergebens wieder ins Leben zu bringen suchte, und so hatte Frau von Puisieux diese schreckliche Katastrophe erfahren. Der folgende Tag war trostlos, vorzüglich für das Volk und die Handwerker; fast jede Familie hatte hier ein Unglück zu beweinen. Milot, der Haushofmeister der Frau von Puisieux, verlor ein Geschwisterkind; meine Kammerfrau suchte auf der Morgue den Leichnam ihrer Schwester, eines Mädchens von 20 Jahren, die bei einem Kürschnermeister in der Lehre war. Alle Personen von unserer Bekanntschaft erzählten uns ähnliche Vorfälle; vier bis fünf Tage hindurch war diese traurige Geschichte der Gegenstand aller Gespräche, und jedermann sah sie als die unheilbringendste Vorbedeutung an. Es ist auch in der That auffallend, daß bei Gelegenheit der

Heirath des unglücklichen Ludwigs XVI. so viel Blut auf demselben Platze floß, wo dieser Fürst und seine Gemahlinn mit so vielen andern unschuldigen Opfern hingerichtet wurden! ....

Von dieser Zeit an brachten wir noch acht Monate bei Frau von Puisieux zu; ich sollte den folgenden Winter von einem der heftigsten Schmerzen meines Lebens betroffen werden! Frau von Custines, die sich in Lothringen auf einem Landgute ihrer Schwiegermutter aufhielt, kam in den lezten Tagen des Herbsts, aber ohne ihren Gatten, zurück, der durch Geschäfte bis zum Januar in Lothringen hingehalten wurde. Ich ging täglich zu ihr und fand sie verändert und abgemagert. Sie hatte einen Husten, der mich sehr besorgt machte. Da ich täglich bei ihr frühstückte, so blieb ich von 10 Uhr an bei ihr, bis ich zu Frau von Puisieux zu Tische ging. Ihr Schwager, der Vicomte Custines, war fast immer als dritte Person bei uns, was mir sehr ungelegen war; da indessen Frau von Custines sein Betragen gegen mich auf keine Weise in Verdacht zog und ich niemals zu vertrauten Eröffnungen Neigung fühlte, so verschloß ich auch hier meine Gesinnungen in meinem Busen. Frau von Custines glaubte nun zu bemerken, daß ihr Schwager mir mißfalle; sie äußerte mir mehr als einmal ihr Erstaunen darüber und rühmte dabei seinen Charakter und seine Moralität. Sie wußte wohl von der herrschenden Sage, daß er nur mir zu Gefallen die schnelle Reise nach Corsika gemacht hatte, und versicherte mich, daß dies falsch sey und der Vicomte, ihrer Ueberzeugung nach, keinen Gedanken hegte, der mich beleidigen könnte. Ich hütete mich wohl, ihr die Wahrheit zu

berichten und antwortete nur, er habe in seinem Benehmen und in seiner Unterhaltung etwas Bitteres und Spöttisches, das mir nicht zusagte. Sie wiederholte, ich beurtheile ihn falsch und sey ungerecht gegen ihn. Ich ließ ihr diese Ansicht, um ihre Achtung und Freundschaft für ihn nicht zu stören, da mir einmal sein falsches Benehmen gegen mich ganz klar war.

Bei einem Besuche, den ich eines Morgens bei Frau von Custines um zehn Uhr machte, fand ich sie so verändert und abgemattet, daß ich ihr zusprach, sich ins Bett zu legen. Der Vicomte schickte nach ihrem Arzte, der sogleich kam und sie in heftigem Fieber erklärte; wir folgten ihm, als er das Zimmer verließ, um ihn zu fragen; ich fühlte mich im innersten Herzen ergriffen, als er uns eine Brustentzündung bei ihr fürchten ließ und entschloß mich, den ganzen Tag bei ihr zu bleiben. Am Abend erklärte uns der Arzt, daß sich die Brustentzündung wirklich eingestellt habe. Ich blieb nun mit einer ihrer Verwandtinn in ihrem Hause, die entschlossen war, sie mit mir zu pflegen und sie, so lange sie in Gefahr wäre, nicht zu verlassen. Der Vicomte gesellte sich dabei zu uns, und rührte mich durch sein höchst anständiges Benehmen; er sprach nicht ein Wort von den Empfindungen, deren Ausdruck ich ihm verboten hatte, nnd zeigte die größte Anhänglichkeit für seine Schwägerinn, mit der er sich allein beschäftigte. Seinem Bruder schickte er einen Courier; wir wußten aber wohl, daß, da es sich hier um eine Entfernung von hundert Stunden handelte, derselbe nicht früher ankommen könnte, als bis wir entweder der Besorgniß enthoben, oder der Hoffnung beraubt seyn würden!...

Frau von Custines war gleich vom ersten Tage an sehr gefährlich; am dritten wurde Hr. Tronchin berufen und erklärte sie für tödtlich. Sie täuschte sich nicht über ihren Zustand und empfing die lezten Tröstungen der Religion mit einer engelartigen frommen Fassung. Ihr Bewußtseyn blieb bis zum lezten Augenblick. Sie sprach uns mehrmals zu, uns niederzulegen und befahl, da sie uns entschlossen sah, bei ihr zu wachen, uns auf die Nacht erfrischende Getränke, Limonade und Mandelmilch zu bereiten; auch wollte sie immer Pomeranzen und Zwieback im Salon vorräthig haben. Alle diese Anordnungen machte sie mit einer Ruhe und fortwährenden Aufmerksamkeit, die uns in Erstaunen sezten. Im Salon stand ein Canapee und sie ließ noch ein zweites bringen, damit wir alle drei mit Bequemlichkeit ausruhen könnten. Vom zweiten Tage an bat sie mich, ihr geistliche Bücher laut vorzulesen; zuerst die quatre fins de l'homme von Nicole, mit der Anzeige einer Stelle über den Tod, worüber wir oft gesprochen hatten und die uns immer als eine der denkwürdigsten Stellen über diesen Gegenstand erschienen war. Gleich darauf aber nahm sie ihre Aufforderung mit den Worten zurück: „Nein, dieß könnte sie angreifen, lesen Sie mir die Nachahmung.“ Endlich behielt sie noch bis zum lezten Augenblick ihren bewundernswürdigen Charakter bei. Die vierte Nacht ihrer Krankheit war schrecklich; sie hatte beständigen Husten und die heftigsten Schmerzen, zeigte aber unerschütterliche Sanftmuth und Geduld; um zwei Uhr verlangte sie ihren Beichtvater und empfing um drei Uhr die lezte Oelung.

Beim Beginnen des fünften Tags kam Hr. Tronchin, den wir hatten wecken lassen, um halb vier Uhr; er verordnete ihr einen beruhigenden Trank; ich wollte ihn beim Fortgehen nicht befragen, da ich nur zu deutlich sah, daß alle Hoffnung verloren wäre. Um vier Uhr suchte ich mich einen Augenblick im Salon zu erholen, das heißt, meinen Thränen freien Lauf zu gestatten. Dort traf ich den Vicomte Custines im tiefsten Kummer, sezte mich zu ihm und wir weinten über eine Stunde zusammen ohne ein Wort zu sprechen; in diesen traurigen Augenblicken fühlte ich eine wahre Liebe zu ihm. Zwei Personen, die einerlei Schmerz theilen, sympathisiren in Allem; so lange der Schmerz dauert, erfolgt bei denen, welche sich mit einander den Thränen und dem Kummer überlassen, die rührendste und innigste Vereinigung der Gemüther. Um fünf Uhr kehrte ich wieder in das Zimmer meiner unglücklichen Freundinn zurück; ich traf sie viel ruhiger und um sechs Uhr sagte sie mir, daß sie durchaus nicht mehr litte. Bei genauerer Betrachtung fand ich sie blaß, aber durchaus keine Entstellung ihrer Züge und war selbst von ihrer Schönheit so betroffen, daß ich den Vicomte, der im Salon geblieben war, herbeiholte; wir konnten nicht umhin, uns der angenehmsten Hoffnung zu überlassen. Es war gerade Sonntag; Frau von Custines bat mich, ihr die Messe laut vorzulesen und forderte mich dann auf, in die Kirche zu gehen, da sie sich ganz wohl befände. Ich ließ mich selbst überzeugen; sie umarmte mich, ließ sich das Stundenbuch bringen, das sie gewöhnlich mitnahm und reichte es mir mit den Worten:

Behalten Sie es. Diese Worte sezten mich in Schrekken! Ich ging und nachdem ich mich einige Schritte entfernt hatte, sagte sie: Bitten Sie Gott für mich. Diese Worte waren die lezten, die ich von ihr hörte!... Ich besuchte die Messe, kam nach drei Viertelstunden wieder und traf sie nicht mehr lebendig! *)

Ich

*) Das Geschick der Frau von Custines brachte es mit sich, daß sie nur sich allein ihre Tugenden und ihren Ruf verdankte. Sie besaß zu ihrer Leitung in der Welt weder einen Führer, noch einen Rathgeber; ihre Schwiegermutter lebte in Lothringen und doch beging sie, ohne alle Aufsicht und allen Rath, keinen Fehlschritt, weil sie bei der Festigkeit ihres Charakters und der Schüchternheit ihres Betragens, keiner Uebereilung fähig war. Sie war sehr geistvoll und benuzte alle ihre Zeit zur Vervollkommnung ihrer Einsichten und ihres Charakters. Sie war reich, jung und schön wie ein Engel, lebte aber sehr still, ging nur aus Pflicht an den Hof, aus Gefälligkeit ins Theater und niemals auf Bälle. Bei ihrer großen Lebhaftigkeit war sie doch so sanft, einfach und nachsichtig, daß ihr Geschmack für Eingezogenheit und strengen Lebenswandel als ein Ergebniß der Trägheit erschien. Sie war voll Freude darüber, wenn sie diese Ansicht fand. „Ich will lieber, sagte sie zu ihren Freundinnen, daß man mir Trägheit als Sonderbarkeit Schuld gibt." Sie war weder als Gattinn, noch als Mutter, noch als Freundinn kalt, sondern erfüllte vielmehr die häuslichen Pflichten mit dem größten Eifer, so wie sie ihren Freunden auch mit der größten Anmuth Dienste leistete. Frau von Custines lebte sechs Jahre in der Welt in dem Genusse einer persönlichen Achtung, wie sie einer Frau von vierzig Jahren zukommt, deren Betragen immer das Gepräge der Vollkommenheit hatte. Anmerk. d. Herausg.

Ich kehrte nun zu Frau von Puisieux in einem kaum zu beschreibenden Zustande zurück. . . . Der Vicomte brachte den größten Theil des Tages bei mir zu und wir fühlten uns gegenseitig dadurch getröstet. Der Kummer und die Ermattung hatten uns beide so sehr angegriffen, daß wir kein Wort sprechen konnten. Am folgenden Tage kam er wieder und brachte mir die herrlichen Kinder der Freundinn, die wir beide beweinten! Mein Herz war bei ihrem Anblick zerrissen und der unglückliche Graf Custines kam noch denselben Abend an. Sein erster Gang war in seiner Verzweiflung zu mir; wir verpflichteten uns von nun an zu einer ewigen Freundschaft zu einander, der wir auch beiderseitig treu blieben. Drei Wochen hindurch widmete ich ihm meine ganze Zeit und behielt mir nur zwei oder drei Stunden am Abend bevor, die ich Frau von Puisieux schenkte. Er kam jeden Morgen und frühstückte mit Herr von Genlis und mir; hierauf fuhren oder ritten wir, wenn das Wetter es gestattete, alle drei spazieren; nachher nahm uns Herr von Custines zu Tische zu sich, wo wir den Vicomte trafen und bis sechs oder sieben Uhr zu Hause blieben. Herr von Custines gab mir das ähnlichste Porträt der Frau von Custines und das ihrer Kinder und fügte noch ein Geschenk hinzu, das mich sehr rührte. Frau von Custines hatte, um mir die Mühe zu ersparen, meine Harfe zu ihr zu bringen, sich eine sehr schöne, gute, schwarze und vergoldete Harfe angeschafft; Herr von Custines schickte mir dieselbe mit einem Schlüssel zu, den er für mich dazu hatte machen lassen. Dieser Schlüssel war von Gold, schwarz emaillirt, mit der Auf-

schrift: Vergessen Sie ihn niemals. Ich habe ihn sieben Jahre hindurch sorgfältig aufbewahrt, dann wurde er mir zu Villers Cotterêts mit einer diamantenen Nadel und einigem andern kleinen Schmuck gestohlen. Ich versprach mir, auf der Harfe der Frau von Custines nie etwas anderes, als Adagio's und ernste Romanzen zu spielen. Das erste Stück, das ich auf diesem Instrumente spielte, war eine Romanze zum Lobe dieser verstorbenen unvergleichlichen Freundinn. Sie hatte sechs Verse nach der Melodie der Gabrielle von Vergi; ich habe sie leider vergessen, sie war sehr rührend. Beim ersten Singen derselben konnte ich nicht einmal den ersten Vers zu Ende bringen; der erste Akkord verursachte mir ein unausdrückbares Entsetzen; meine Freundinn schien mit mir zu sprechen, und mir aus dem tiefen Grabe zu antworten! . . . Wie wandelbar sind aber solche Eindrücke, und wie sehr werden sie durch Gewohnheit geschwächt und verwischt! . . . Diese Harfe, die ich ohne Thränen im Auge nicht anblicken konnte, deren Töne mich so tief ergriffen hatten, wurde in der Folge ein ganz gewöhnliches Instrument für mich! . . . Die einzigen Eindrücke, die nicht vergehen, sind die mit religiösen Gefühlen verknüpften, weil nur diese uns überleben sollen.

Außer der erwähnten Romanze machte ich im Laufe dieses Jahrs eine Lobrede in Prosa auf die Frau von Custines, die ich mit vielen andern Manuscripten verloren habe. Frau von Custines starb mit vier und zwanzig Jahren; sie war sechs Monate älter als ich. Mit siebzehn Jahren

verheirathet, brachte sie sieben Jahre in der großen Welt zu, wo sie ein Muster der seltensten Vollkommenheit darbot. Ihr Leben war kurz, aber rein, vorwurfsfrei, und vollkommen glücklich. Nie habe ich in der Jugend mit auffallenderer Schönheit, einen so festen Verstand, so strenge Grundsätze und Frömmigkeit, mit so viel Heiterkeit, Sanftmuth und Nachsicht gepaart angetroffen; sie besuchte keine Schauspiele und Bälle, fand es aber ganz in der Ordnung, daß ihre Freundinnen dahin gingen. „Ich bin überzeugt, sagte sie zu mir, daß diese Vergnügungen für Sie nicht gefährlich sind, weil Sie einmal hingehen, sie würden es aber vielleicht für mich seyn." Fast immer speiste ich, wenn ich auf den Ball ging, Abends bei ihr, weil sie mich ankleiden sehen, und bei meiner Toilette den Vorsitz führen wollte. Ich erlebte sechs Jahre in der innigsten Freundschaft mit ihr, ohne jemals die leiseste Veränderung in ihrer Stimmung bemerkt zu haben — hätte sie noch länger gelebt, so würde mein Schicksal ganz anders ausgefallen seyn. Sie besaß eine so unumschränkte Herrschaft über mich, daß ich, wie ich ihr auch versprechen mußte, nie in das Palais Royal gegangen wäre, und sicher würde ich ihr Wort gehalten haben. Der Himmel raubte mir diese theure Freundin, diese so heilsame Führerin; hätte sie aber das reife Alter erreicht, so würde sie den Tod ihres Gatten und ihres Sohnes *) auf dem Schaffott erlebt haben.

---

*) Der durch die Angebereien Marats und den Haß der Jakobiner verfolgte Graf von Custines wurde von der Nord-

Frau von Montesson hegte aus einem besondern, nur auf sie berechneten Beweggrunde, damals den innigsten Wunsch, ich möchte in das Palais Royal eintreten; und da der Herzog von Orleans persönlich dasselbe wünschte, so durfte sie nicht einmal ihr Ansehen dafür verwenden. Ich hatte seinen Beifall, und er glaubte, ich würde zur Erheiterung der langen Reisen von Villers Cotterêts nicht ganz unnütz seyn. Uebrigens besaß ich viele Ansprüche zu einer Stelle bei der Herzogin von Chartres, weil Herr von Puisieux, der Freund und Rathgeber des Herzogs von Penthievre, diesen Fürsten bestimmt hatte, die Heirath mit der Prinzessinn, seiner Tochter, zu schließen, und der Ruf des Leichtsinns und der Galanterie des Herzogs von Chartres, den Herzog Penthievre dieser Verbindung sehr abgeneigt gemacht hatte. Indessen war es Herrn von Puisieux mit Eifer und Ausdauer gelungen, diese Einwilligung zu erhalten. Der Herzog von Orleans bekannte sich auch offen zu dieser Verpflichtung gegen ihn. So wie es nun einmal entschieden war, daß ich die Stelle bei der Gräfinn von Provence nicht haben sollte, so erklärte mir meine Tante, daß es nur von mir abhängen würde, diese Stelle im Palais Royal zu erhalten, wenn ich sie nachsuchte. Ich

---

armee, deren Obergeneral er war, zurückgerufen, des Verraths beschuldigt, und am 27. August 1793 hingerichtet; sein Sohn überlebte ihn nur sechs Monate, und starb auf dieselbe Art den 3. Januar 1794. Er ward 1768, und der General Custines sein Vater, 1740 geboren. A. d. H.

sprach darüber mit Frau von Custines, die sich sehr eifrig dagegen sezte, und mir die Gründe davon entwickelte, die eben so vernünftig als unwiderleglich waren. Sie sezte hinzu, ich sollte bei Frau von Puisieux bis zu ihrem Tode bleiben, und ließ mich ihr versprechen, die Stelle im Palais Royal nicht anzunehmen. Ich sagte nun meiner Tante, daß mich Dankbarkeit an Frau von Puisieux fesselte, und so wurde von der Sache nicht mehr gesprochen. Acht Monate darauf starb Frau von Custines; ich hatte mehr als drei Monate lang keinen Umgang mit der großen Welt, und kehrte nun mit meiner Tante, die ich seit dem Tode meiner Freundin nur sehr selten gesehen hatte, wieder dahin zurück. Sie führte mich öfters ins Palais Royal und nach Raincy, das der Herzog von Orleans vor Kurzem gekauft hatte. Man sprach mir wieder von einer Stelle bei der jungen Prinzessinn, die ich in Gestalt uud Charakter reizend fand. Ich gab indessen keine bestimmte Erklärung, vertraute aber bei der Rückkehr nach Paris der Frau von Puisieux, der ich noch nie davon gesprochen hatte, alle Anträge, die man mir darüber gemacht hatte, nur mit Ausnahme meines Versprechens an Frau von Custines, und der Gründe derselben gegen diese Annahme! . . Ich entwickelte ihr aber alle Vortheile dieser Stelle, wenn man Kinder hatte: die Regimenter, über welche die Prinzen verfügten, die immer den Kindern oder Tochtermännern der Damen verliehen wurden, ihre eigenen Plätze, die sie ihren Töchtern oder Schwiegertöchtern abtreten konnten, den Schutz der Prinzen u. s. w. Frau von Puisieux hörte mir aufmerksam zu, und war im Kampfe

mit zwei Gedanken: der eine war unsere Trennung, und der andere die glänzenden Erfolge, die ich nach ihrer Vorstellung an einem durch seine Pracht und Geschmack so ausgezeichneten Hofe haben müßte. Obschon sie vormals durch ihren Geist und ihre seltene Schönheit die reizendste Person am Hofe war, so bin ich doch überzeugt, daß sie niemals für sich selbst die Eitelkeit, wie für mich gehabt hatte; sie opferte derselben, bei dieser Gelegenheit, ihr Glück und das meinige auf! Denn die leiseste Gegenäußerung von ihrer Seite würde hinreichend gewesen seyn, mich bei ihr festzuhalten. Ich bat sie um Rath, mit dem Zusatz, daß ich ganz ihre Vorschriften befolgen würde. Sie sagte mir, daß ich zu Gunsten meines Gatten und meiner Kinder die Stelle annehmen sollte. Ich weinte, leistete aber keinen Widerstand! . . .

Ich schreibe alles dieß mit einem peinlichen Gefühle nieder, weil ich hier von einem der größten Fehlgriffe meines Lebens Rechenschaft gebe. Mir scheint, man müsse in den Memoiren, wo man nicht gerade seine ganze Geschichte mittheilt, aus Achtung für sich selbst, seine etwaigen großen Fehler übergehen, außer sie seyen mit den Ereignissen, die man erzählen will, verknüpft, und alsdann muß man sich aufrichtig anklagen, und sein Unrecht nicht zu verkleinern suchen. Dieß ist nun meine Absicht. Ich könnte wohl sagen, das Interesse meiner Kinder habe mich bestimmt, der Entschluß habe mich Ueberwindung gekostet, und sey ein mütterliches Opfer gewesen: wäre dieß der Fall, so würde der Himmel diese Handlung gesegnet haben, aber Gott, der im Grunde des Herzens liest, kannte

die Beweggründe dieses Entschlusses, und hat ihn, wie er es verdiente, streng bestraft. Allerdings legte ich einen großen Werth auf die glänzenden Vortheile, die mir dadurch zur Versorgung meiner Kinder zu Theil wurden; wenn ich aber auch keine Kinder gehabt hätte, so würde ich doch diesen Platz gewünscht haben; ich hatte zu Erhöhung der Achtung und Freundschaft der Frau von Custines redlich darauf Verzicht geleistet. Nach ihrem Tode verlor ich jene großherzige Nacheiferung, welche die Seele aufschwingt und sie der größten Opfer fähig macht. Ich glaubte, es gebe nun Niemand mehr auf der Erde mit dem gehörigen Zartgefühl, der Strenge und der Kenntniß meiner Empfindungen, der mich über Handlungen tadeln könnte, die an sich nichts Böses hatten. Die Bewunderung, welche ich seit sechs Jahren für Frau von Custines hegte, der Enthusiasmus, den mir ihre hervorragenden Tugenden eingeflößt hatten, ließen mich ihre Ansicht wie mein zweites Gewissen betrachten. In meiner Jugend hatte ich für Fräulein Mars eine ähnliche Empfindung gehabt; überhaupt habe ich meine Eigenliebe und meinen Ruhm nicht in der öffentlichen Meinung, sondern in dem Urtheil der Personen gesucht, für die ich wahre Liebe fühlte. Dieß ist eine Art von Anbetung, welche durch feste und wohlverstandene religiöse Empfindungen in den meisten Fällen verdrängt werden kann: übrigens war diese so gefährliche Art von Götzendienst nie im Stande, meine Seele von ihrem höhern Standpunkte zu entfernen, da ich immer nur aus Bewunderung, sie mochte nun begründet seyn oder nicht, liebte, und meine Gefühle auf das

höchste steigerte, weil ich glaubte, dieser Steigerung zu bedürfen, um die Anhänglichkeit, welche ich einflößte, zu verdienen und zu bewahren. Für Frau von Puisieux fühlte ich eine wahrhaft kindliche Zuneigung, und doch schenkte ich ihr nicht mein ganzes Vertrauen; ich haßte, wie sie, die Spitzfindigkeiten des Geistes, aber ich liebte die feinen Genüsse der Empfindungen, die sie nicht einmal ahnete. Sie besaß durchaus nichts Romantisches in ihrem Charakter, und mein Kopf und meine Einbildungskraft waren voll von Idealen. Hätte ich aufrichtig über alle diese Dinge mit ihr gesprochen, so würden wir uns sicher nicht verstanden, und sie sich lustig über mich gemacht haben. Da sie in Allem offen zu Werke ging, so rieth sie, so unangenehm ihr auch die Trennung von mir war, Herrn von Genlis, den nöthigen Schritt zur Erhaltung dieser Stelle zu machen, der darin bestand, den Herzog von Orleans darum zu bitten. Hr. v. Genlis kümmerte sich nicht darum, und erklärte, mein Eintritt in das Palais Royal würde nur dann seine Einwilligung erhalten, wenn er selbst darin angestellt sey. Er verlangte und erhielt die Stelle des Garde-Kapitäns bei dem Herzog von Chartres; eine der ersten Stellen des Hauses, die 6000 Franken eintrug. Meine Stelle als Dame war mit einem Gehalt von 4000 Franken verbunden. Man kam überein, ich sollte noch sechs Wochen bei Frau von Puisieux bleiben, und diese Zeit verfloß mir sehr peinlich. In meinem Innern war ich entzückt über den Zutritt bei diesem glänzenden Hofe, dessen Haltung und Eleganz mich verführt hatten; doch konnte ich mir dabei nicht verbergen, daß es vernünftiger

gewesen wäre, bei Frau von Puisieux zu bleiben, und daß ich durch meine Trennung von ihr sowohl eine Pflicht verlezte, als meine Ruhe gefährdete. Weit entfernt, mir einen Vorwurf zu machen, glaubte sie vielmehr, mich zum Entschlusse gebracht zu haben, und war überzeugt, daß ich im Grunde dem Aufenthalte bei ihr den Vorzug würde gegeben haben. Ich beobachtete zum erstenmal in meinem Leben Verstellung in meinem Betragen, und zwar sowohl mit ihr, als Herrn von Genlis, und mußte diese fortsetzen, so daß ich ganz gleichgültig für die Erhaltung der Stelle, und, was nicht der Fall war, über die Trennung von Frau von Puisieux bekümmert erschien, indem ich hier eine so ruhige Lebensart mit so vieler Abhängigkeit, Geräusch und Kampf vertauschte. Der Zwang, den wir dabei empfinden, wenn wir aus unserm Charakter treten, veranlaßt doppelte Leiden. Die einsamen Gespräche mit Frau von Puisieux, die sonst so vielen Reiz für mich hatten, wurden mir nun höchst peinlich. Ihre Liebkosungen, ihr Vertrauen und ihre Lobsprüche durchbohrten mir das Herz; ich fühlte mich undankbar und treulos; dieß machte mich traurig und nachdenkend, dazu gesellte sich ein Uebelbefinden, das mir das Ansehen eines tiefen Kummers gab, und dessen Gefühl immer bitterer wurde, je mehr Frau von Puisieux davon gerührt war.

Endlich kam der verhängnißvolle Tag meines Eintritts ins Palais Royal! . . . Statt um ein Uhr abzureisen, wie ich mit Frau von Puisieux übereingekommen war, ging ich schon vor ihrem Erwachen, um einen Abschied zu vermeiden, der mir das Herz tausendfach verwundet haben

würde! . . Ich verließ dieses achtungsvolle Haus, wo ich so friedlich gelebt, so freundlich behandelt worden war, mit einem unaussprechlichen Gefühle. Tausend peinliche aber zu späte und überflüssige Betrachtungen stellten sich vor meine Einbildungskraft; ich verließ mit vier und zwanzig Jahren (im Jahr 1770) die sicherste und ehrenvollste Freistätte, und vertauschte sie gegen einen gefährlichen Aufenthalt, wo ich versichert war, weder einen Führer, noch einen einzigen Freund zu finden! . . . Bisher hatte man mich gesucht, ich war allgemein geliebt, und hatte nur Aeußerungen des Wohlwollens und der Freundschaft empfangen; mir war noch kein Feind aufgestoßen, keine Bosheit, selbst kein Schein einer Verfolgung hatte sich mir genaht. Ich brachte einen vorwurfsfreien Ruf in das Palais-Royal, und begann nun eine neue Laufbahn. Viele Klippen und Gefahren stellten sich verworren vor meine Seele; aber ich sah hier Glanz . . . . und ließ mich durch die Eitelkeit, die Neugierde und Eigendünkel verblenden. Die großen Leidenschaften sind es gemeiniglich nicht, die uns zu Grunde richten; ihre Gefahr ist offenkundig: wenn man von der Natur nicht vernachlässigt ist, so sezt man ihnen seine ganze Kraft entgegen, und besiegt sie; gegen eine Menge kleiner kindischer Empfindungen aber, die an sich nichts Lasterhaftes darbieten, uns allmählig beherrschen, und uns zu falschen Schritten veranlassen, ist man nicht auf seiner Huth. Es ist im praktischen Leben ein höchst schädliches Verfahren, sich nur auf die Erwägung einer Handlung an sich, zu derselben zu entscheiden, und sein Ge-

wissen durch die Vorstellung zu beschwichtigen, sie sey nicht zu tadeln. Man muß hauptsächlich die Folgen derselben ins Auge fassen, und wohl untersuchen, ob unsere Lage, unsere Privat-Empfindungen sie nicht entweder gefährlich oder verwerflich für uns machen. Wenn man eine Neigung zu einer Sache hat, so hütet man sich wohl so zu urtheilen, und doch wäre dieß das einzige rechte Verfahren. Ich verließ um neun Uhr Morgens meine Zimmer, und zitterte dabei; mir war, wie wenn ich nach einem Verbrechen die Flucht ergriffe... Auf der Treppe begegnete ich mehreren Bedienten, die sich mit Thränen von mir verabschiedeten; der gute Milot schluchzte: „Ach! sagte er, wie unglücklich wird sich Frau von Puisieux beim Erwachen fühlen!... O! Frau Gräfinn, warum verlassen Sie uns? Man wird Sie nirgends mehr so lieben, wie man sie hier liebte...." Dieß waren seine Worte; sie drangen durch mein Innerstes; ich konnte ihm nur mit Thränen antworten... reichte ihm die Hand, und er führte mich bis zu meinem Wagen. Ich gab ihm ein Billet für Frau von Puisieux, und fuhr ab. So lang ich noch in der Straße war, blickte ich auf die Vorderseite des Hauses zurück, das ich auf immer verließ. Ich fühlte, daß ich dort die Ruhe meines Lebens zurückgelassen und sie nie wiederfinden würde!... Der Wagen kam durch die Straße Bac, an dem Hause vorbei, das Frau von Custines bewohnt hatte. Ich blickte an ihre Fenster hinauf und zerfloß in Thränen.

Da meine Wohnung im Palais Royal noch nicht bereit war, so wohnte ich zuerst in der Abtheilung, die man

die kleinen Zimmer des Regenten nannte, und welche dieser Fürst in der That bewohnt hatte. Sie waren noch auf dieselbe Weise verziert; alle Thürfächer und die Alkove des Schlafzimmers waren mit Spiegeln, in goldnen Rahmen gefaßt, ausgelegt; sie waren am Ende der großen Gallerie im ersten Stockwerk, und hatten eine kleine Nebentreppe und eine Thüre, welche auf die Straße Richelieu führte. Durch diese zog ich ein. Beim Umwenden in diese Straße, wollte mein Kutscher einem Fiaker vorfahren, und fuhr an einen steinernen Pfeiler. Der Stoß war sehr heftig; ich glaubte, wir würden umwerfen und zerschmettert werden, und rief aus: „Mein Gott! welche Vorbedeutung!" aber ich kam noch mit dem Schrecken davon. Indessen wurde ich durch diesen Unfall ganz erschöpft, und betrat diese Wohnung zum erstenmal unbeschreiblich traurig und bekümmert. Ich sezte mich nieder, und alle diese Spiegel, alle diese Pracht eines Boudoir machten mir einen sehr unangenehmen Eindruck. Ich glaubte, hier seyen die Orgien unter der Regentschaft vorgefallen, und vermißte mein niedliches Zimmer im Hotel Puisieux. Von meiner traurigen Stimmung betroffen, suchte ich mir meine neue Lage unter dem Gesichtspunkte, der mich verführt hatte, vorzustellen, aber vergebens, und immer stellten sich mir die Abhängigkeit und die Gefahren dar. Die Wirklichkeit durchbebte meine ganze Einbildungskraft, und machte mich für die Täuschungen der Eitelkeit unzugänglich. Wenn man von Natur nicht vernachlässigt ist, so bahnen sich die Gründe der Vernunft immer den Weg; sie dienen uns entweder zur Leitung oder zur Strafe.

Die Gesellschaft des Palais-Royal war damals die glänzendste und geistvollste in Paris. Unter den Damen war Frau von Blot, Ehrendame der Prinzessinn. Sie war nicht mehr in der ersten Jugend, hatte aber noch ein sehr angenehmes Gesicht, einen zierlichen Wuchs und die schönste Haltung. Sie hatte gleichsam zwei Personen in sich vereinigt: war sie im Kreise einer kleinen Gesellschaft und ohne Anmaßung, so zeigte sie sich heiter, lachend, natürlich und sehr liebenswürdig; wollte sie aber sich geltend machen und glänzen, so hatte sie etwas Affektirtes, sie stritt, statt zu sprechen, behauptete höchst langweilige Sätze über die Empfindsamkeit und die Erhabenheit der Gefühle; in allen ihren Reden war nichts Wahres, und sie verfiel entweder in eine lächerliche Uebertreibung, oder in einen unerträglichen Galimathias. Wenn der Geiz dem Charakter noch etwas Höheres übrig lassen konnte, so hätte man Frau von Blot edel nennen dürfen; ich habe aber wenige Personen gekannt, die interessirter und ehrgeiziger gewesen wären. Endlich legte sie auf die sogenannten Manieren, den bon ton und die Höflichkeit den höchsten Werth. Darin hatte sie ein ausnehmendes Zartgefühl, das aber häufig bis ins Kleinliche ausartete. Die andere Dame war die Vicomtesse von Clermont-Gallerande, vormalige Gräfinn von Choisi, die sich vor Kurzem wieder verheirathet hatte. Sie hatte mit ihrem ersten Gatten, der in der Schlacht von Minden umgekommen war, sehr unglücklich gelebt; bei seinem Tode war sie noch sehr jung und sehr schön; sie hatte kein Vermögen; Herr von Clermont, Kammer-

herr des Herzogs von Orleans, heirathete sie aus Neigung, trotz der Einsprache seiner Verwandten vorzüglich aber, weil der Herzog von Orleans es wünschte. Frau von Choisi war eine Freundinn meiner Tante, die ihr bei dieser Gelegenheit hülfreiche Dienste leistete, wofür sich aber Frau von Clermont nicht gehörig dankbar benahm. Sie war noch schön, aber nicht sehr angenehm und viel zu dick. Ich kannte nie eine Frau von so vielen Launen und Eigensinn. Ohne gerade geistreich zu seyn, hatte sie zuweilen originelle und lustige Einfälle; bald war sie still, bald streitsüchtig, bald von einer albernen Heiterkeit, dabei aber hatte sie gesunden Verstand, und etwas Eigenthümliches und Pikantes. Oft war sie unerträglich, nie aber langweilig, und zuweilen wußte sie sehr angenehm zu erzählen. Man hatte sie noch sehr jung mit Herrn von Choisi verheirathet, der viel älter als sie war, und dessen Aeußeres etwas Widerwärtiges und Abstoßendes (rébarbatif) gehabt haben soll. Frau von Choisi erzählte mit sehr heiterer Stimmung mehrere Anekdoten von ihm, unter andern folgende: Sie war achtzehn Monate verheirathet, und hatte ihr sechszehntes Jahr angetreten, als Herr von Choisi, der fünfzig Stunden von Paris ein Landgut gekauft hatte, auf acht Monate dahin reiste und seine Frau mitnehmen wollte; Frau von Choisi war in Verzweiflung, sich in ein altes Schloß einsperren zu müssen, betrachtete diese Reise als die roheste Handlung des unerträglichsten Despotismus; beim Einsteigen in den Wagen zerfloß sie in

Thränen, wagte aber nicht eine Klage laut werden zu lassen, da Herr von Choisi, wie sie sagte, mit seinem rothen um den Kopf gebundenen Schnupftuch (sein gewöhnlicher Reiseanzug) ein so furchtbares Gesicht hatte, und ihr solche niederschmetternde Blicke zuwarf, daß sie im Schrecken darüber fast ihren Kummer vergaß. Den Mittag des ersten Reisetags brachte man in einer Stadt zu, deren Denkwürdigkeiten Herr von Choisi, der sehr neugierig war, sehen wollte. Er schlug seiner Frau vor, ihn zu begleiten, sie entschuldigte sich aber mit Müdigkeit und dem Bedürfniß der Ruhe. Er ließ sie nun im Gasthofe des Posthauses, und sie überließ sich, als sie auf ihrem Zimmer allein war, ohne Zwang dem vollen Ausbruch ihres Kummers. Nach einer kleinen Viertelstunde kam die Wirthin, um ihr einige Erfrischungen anzubieten und war höchst erstaunt, diese junge Dame in Jammer und Thränen anzutreffen. Auf ihre Fragen darüber erwiederte Frau von Choisi in einem schnellen launigen Einfall, sie sey von einem garstigen Türken entführt worden, der sie in sein Harem nach Konstantinopel brächte. Die Wirthinn gerieth über diese Erzählung in Erstaunen und Rührung: „dieß wundert mich nicht! rief sie aus; dieser Türke genirt sich nicht; denn er hat nicht einmal seinen Turban, der uns so auffiel, abgelegt.“ Hierauf schlug sie vor, sich an die Obrigkeit zu wenden, und diesen garstigen Türkeu festsetzen zu lassen. Frau von Choisi sezte sich unter dem Vorwande dagegen, daß sie sich in ihr Schicksal ergeben hätte. Die Wirthin bemerkte ganz richtig, hier müßte

man sich nicht ergeben, und bestand auf ihrem Vorschlag. Frau von Choisi suchte sich von ihr loszumachen, bat sie, ihr eine Viertelstunde Zeit zum Nachdenken zu lassen, mit der Versicherung, der Türke würde erst nach drei Stunden zurückkehren. Die Wirthin entfernte sich, versezte aber das ganze Haus in Aufruhr, und die Knechte und Mägde betheuerten, sie würden dem Türken nicht gestatten, die junge Dame mitzunehmen, um eine heidnische Ketzerinn aus ihr zu machen. Herr von Choisi kam kurz darauf zurück, und war über seinen Empfang in dem Gasthofe äußerst erstaunt. Man erklärte ihm geradezu, er dürfte die junge Dame nicht entführen, die Wirthin und ihr ganzes Haus nähmen sie unter ihren Schutz, und er sollte nur allein in die Türkei zurückkehren. Herr von Choisi rief seine beide Bedienten herbei; und da jede Erklärung bei diesem Getümmel unmöglich wurde, so wollte man eben handgemein werden, als Frau von Choisi, die den Lärm gehört hatte, unvermuthet erschien, und die Wirthin und ihre Dienerschaft anflehte, die Waffen niederzulegen. Man gehorchte auch um so schneller, als der herausgezogene Hirschfänger des Herrn von Choisi, seine und seiner Bedienten Unerschrockenheit, den Muth der Stürmenden schon gewaltig abgekühlt hatten.

Herr von Choisi fragte nun seine Gattin, die Alles in Gegenwart der Wirthin gestand, welche sich zwar den Schein gab, die leztere Erzählung zu glauben, von der Wahrhaftigkeit der erstern aber bei einer so jungen und naiven Dame überzeugt blieb. Indessen ließ man das

Ehe=

Ehepaar ohne Widerstand abreisen, bedauerte aber das Schicksal eines so interessanten Opfers.

Die Gräfinn von Polignac, Tochter der Gräfinn von Rumin, war nach mir die jüngste Dame bei der Herzoginn von Chartres; sie war seit zwei Jahren Wittwe, und Mutter eines damals fünf- oder sechsjährigen Kindes, das später die Frau von Chambord geworden ist. Die Gräfinn von Polignac war gerade nicht schön, aber ihr niedlicher Wuchs, ihr kleines Füßchen, und ihre zierlichen kleinen Hände, ihre angenehmen Gesichtszüge, und etwas Kindliches in ihrem Benehmen gaben ihrer ganzen Person Grazie und Reiz; sie war liebenswürdig und gut; ich hatte mich nie über sie zu beschweren, und ihr wenige Jahre darauf erfolgender Tod machte mich sehr bekümmert.

Noch waren im Palais-Royal einige Damen, welche bei dem Hofe der verstorbenen Herzoginn von Orleans gewesen waren. Sie hatten ihre Wohnungen behalten, und kamen häufig zu den Diners und Soupers der jungen Prinzessinn. Eine dieser Damen war die Frau Marquise von Barbantane, von dem Alter der Frau von Blot, und eine ihrer innigsten Freundinnen. Sie war Dame bei der verstorbenen Herzoginn gewesen, und wurde später Gouvernante der Herzoginn von Bourbon, Schwester des Herzogs von Chartres. Die junge Prinzessinn wurde ihr erst mit funfzehn Jahren übergeben, und blieb bis zu ihrem Eintritt in die Welt, der zwei oder drei Jahre nach meinem Eintritt im Palais Royal erfolgte, bei ihr. Man sagte, Frau von Barbantane habe schön ausgesehen; davon war aber damals nichts mehr zu erkennen. Sie

hatte eine glänzend rothe Nase, ein gewöhnliches Betragen, und eine trockene und affektirte Haltung. Man lobte ihre Sitten und ihren Geist, fand sie aber allgemein nicht natürlich. Sie erklärte sich von unsrer ersten Zusammenkunft an als meine Feindinn, und blieb es auch nachher. Deßwegen werde ich auch nicht von ihrem Charakter sprechen, und mich in dieser Beziehung für unfähig erklären *). Die alte Marquise von Polignac, deren Gesicht ganz einem Affen glich, war lebhaft, natürlich, geistvoll und pikant. Obschon sich etwas Bosheit zu ihrem Verstande gesellte, so gefiel sie doch allgemein, weil sie in ihrem Tone und in ihrem Benehmen etwas Entschiedenes hatte, das ihr das Ansehen von Aufrichtigkeit gab. Sie genoß jener Art von Achtung, die immer verständigen Personen zu Theil wird, die man häufig wegen ihrer Witz-

---

*) Meine alten Erinnerungen hindern mich nicht, sie mit Vergnügen von einer, in den vorgegebenen Memoiren des Baron von Besenval enthaltenen, Beschuldigung freizusprechen. Diesen Memoiren zu Folge soll Frau von Barbantane in ihrer ersten Jugend Maitresse des alten Herzogs von Orleans gewesen seyn. Der Herzog von Orleans war allerdings lange in sie verliebt; Frau von Barbantane machte ihm aber nie die geringste Hoffnung, und diese Thatsache war im Schlosse allgemein bekannt. Frau von Barbantane verdankte später ihrer guten Aufführung und der Achtung des Herzogs von Orleans die Stelle als Gouvernante der Herzoginn von Bourbon. Ich werde in der Folge umständlicher von diesen, dem Baron von Besenval fälschlich zugeschriebenen, Memoiren sprechen. (A. d. Verf.)

reden, und zuweilen wegen ihrer Epigramme nennt, wenn die leztern nicht so oft vorfallen, um einen gehässigen Ruf von Bösartigkeit zu veranlassen. Man drängte sich zu ihr, weil sie Erheiterung verschaffte; man huldigte ihr, weil man sie fürchtete. Ihr Geist und ihre Aufrichtigkeit gaben ihrem Beifall Gewicht, man wollte ihn gewinnen, und er war für eine junge Person eine nützliche Eroberung. Sie kannte die Welt vollkommen, und wußte, daß sie die Verirrungen und Fehler geistvoller Menschen, welche Kühnheit besitzen, und in Lagen, wo andere in Verlegenheit gerathen, eine zuversichtliche Haltung bewahren, duldet, ohne sie jemals ins Lächerliche zu ziehen. Ein sehr verständiger Mann, Herr von Valence, sagte mir eines Tages, daß man, um lächerlich zu erscheinen, das Lächerliche annehmen muß, daß man aber nie in diese Verlegenheit gerathen wird, wenn man sich selbst ohne alle Betroffenheit darüber lustig macht; und dieß ist allerdings vollkommen wahr. Die Marquise hatte vormals den Grafen von Maillebois zum Liebhaber, und weit entfernt, dieß zu verstecken, rühmte sie sich desselben; sie hatte für ihn eine wahre Leidenschaft behalten, und es gab für ihr Alter und ihr Aussehen nichts Lächerlicheres. Sie machte sich nun aber selbst mit so vieler Originalität darüber lustig, daß sie den Tadel entwaffnete. Dem Herrn von Maillebois zu Gefallen war sie bei Madame dů Barri gewesen, ein Schritt, der damals, und besonders im Palais Royal, am wenigsten geduldet wurde, und doch ließ man ihn ihr hingehen, weil sie durchaus darüber nicht verlegen war, und wiederholt äußerte,

daß, da sie diesen Schritt nicht für sich gemacht habe, sie versichert wäre, daß alle Personen, die zu lieben verstehen, sie entschuldigen würden. Mit Kühnheit, Verstand und gewissen unwiderstehlichen Redensarten kommt man durch die Welt.

Die Gräfinn von Rochambault, eine andere alte Dame, Gouvernante der Kinder der Prinzen des Hauses in ihrer ersten Kindheit, war in den Jahren schon sehr vorgerückt, hatte aber das schönste Alter, das man sich wünschen kann. Es war der Lohn eines weisen, reinen und vorwurfsfreien Lebens; ihre Frömmigkeit war aufrichtig, ihre Heiterkeit erfreulich und immer gleich; sie erzählte sehr angenehm, und ihr Gedächtniß war unerschöpflich an kurzen und erheiternden Anekdoten. Nie hörte ich eine derselben zum zweitenmale aus ihrem Munde, außer man hätte sie ausdrücklich verlangt. Sie war, vermöge ihres Charakters und ihrer Grundsätze, unfähig, mir mit Falschheit zu begegnen, und betrug sich eben so gütig als liebenswürdig.

Die alte Gräfinn von Montauban, Mutter der Frau von Clermont, war gleichfalls eine gute Person, die sich aber durch nichts Besonderes auszeichnete, als durch ihre Leckerei und ihre lustige Zerstreuung. Es fehlte ihr nicht an Verstand, und sie war sogar Schriftstellerinn. Sie hatte nämlich eine morgenländische Erzählung von ihrer Erfindung drucken lassen, die zwar geschmacklos, aber doch nicht lächerlich war. Sie spielte sehr viel, mehr aus Gewohnheit und Erholung, als aus Spielsucht. Eines Tages machte sie beim Pharaospiel ein sogenanntes Paroli

de campagne, aber unrecht und zu ihren Gunsten; der Bankier machte sie mit Höflichkeit darauf aufmerksam, und sie erwiederte ganz ruhig: „Es kann wohl seyn, aber es ist ein sehr verzeihliches Streben zu einer Ponte.“ Ein andermal holte ein dicker Spieler, der hinter ihr stand, mit seinem Arm über ihre Achsel her eine große Menge gewonnener Louisd'ors. Beim Zurückziehen des Armes ließ er mehr als drei Viertheile derselben der Frau von Montauban in den Rücken fallen, die sich umdrehte und zu ihm sagte: „Wie, mein Herr, halten Sie mich für eine Danae? Sie stand auf, um sich zu schütteln, und diesen goldenen Regen wieder herunter fallen zu lassen; der Spieler behauptete, sie mache sich einen dicken Rücken, damit er nur einen Theil der Summe bekäme. Frau von Montauban war der Sache müde, sezte sich wieder ans Spiel, und erklärte sehr witzig, man gebe vier und zwanzig Stunden zur Bezahlung der Spielschulden, jezt wäre noch keine Stunde, und der Gläubiger könne daher bis Morgen warten. In der That fand sie beim Auskleiden noch einige Louisd'ors, die pünktlich zurückgeschickt wurden. Der Abbé von Montauban, ihr Sohn, war in jeder Beziehung liebenswürdig, und eben so rechtschaffen als verständig. In seiner Unterhaltung machte er gern Einwendungen, aber auf die angenehmste Art. In allem, was sich auf gute Grundsätze bezog, war er unerschütterlich, und stellte bei allen gleichgültigen Dingen das Für und Wider ohne Bitterkeit und mit unendlicher Anmuth und Heiterkeit gegenüber. Mit ihm konnte die Unterhaltung nie ins Stocken gerathen. Er wurde später Bischof von

Nancy, und bewies in seiner Amtsführung eben so viele Aufklärung und Talente als Frömmigkeit. Bei Ausbruch der Revolution verließ er Frankreich sogleich, zog nach Spanien, und begab sich sogleich auf den Mont-Serrat, um unter die Zahl der dortigen Eremiten einzutreten. Daselbst brachte er mehrere Jahre zu, und starb im Geruch der Heiligkeit.

Ich hätte nun noch die andern Personen des Palais Royal zu schildern, und fange mit dem Prinzen an.

Der Herzog von Chartres war damals im vollen Glanze der ersten Jugend, mit einer schon etwas, sowohl durch das von seiner Mutter geerbte Blut, als durch eine ausschweifende Lebensart, verdorbenen Gesichtsfarbe. Seine ganze Figur war edel, von freier und zierlicher Haltung. Sein Gouverneur, der Graf von Pont Saint-Maurice hatte bei ihm nur drei Dinge beobachtet, nämlich ihm Höflichkeit, angenehmes Betragen und guten Ton beizubringen; alles Andere hatte er den übrigen Erziehern überlassen. Die Lezteren hätten alle Fähigkeiten besessen, dem Prinzen eine gründliche Erziehung zu ertheilen; der Gouverneur legte aber einen so geringen Werth auf die Bildung des Geistes, daß der Prinz, der dieß sehr bald inne wurde, es sehr bequem fand, sich derselben Gleichgültigkeit zu ergeben. Herr von Foncemagne, Mitglied der französischen Akademie, ein sehr ausgezeichneter Gelehrter, war sein Untergouverneur; der Abbe Alary, ein rechtschaffener, gelehrter und verständiger Geistlicher, war sein Lehrer. Diese beiden Erzieher ermahnten ihren Zögling vergebens zum Fleiße, und beschwerten sich fruchtlos bei

dem Gouverneur über seine Faulheit. Herr von Pont war mit seinem Ton und seinem Benehmen zufrieden, und ließ nur zu deutlich bemerken, daß er auf alles Uebrige keinen sehr besondern Werth legte. Herr von Foncemagne und der Abbe Alary verloren dadurch den Muth, gaben ihren Unterricht nur der Form wegen, und sahen wohl, daß der Prinz nichts lernte. Uebrigens fehlte es ihm nicht an Verstand, Gedächtniß und Einsicht, und er zeigte gute Neigungen. Folgenden Zug erzählte mir Herr von Foncemagne: der Prinz empfing in seinem funfzehnten Jahre schon die Besuche, die des Morgens aus der Audienz des Herzogs von Orleans kamen. Darunter waren die Offiziere von allen Graden bei den Regimentern der beiden Prinzen. Der Herzog von Chartres bemerkte einen, der ihn durch seine schöne Physiognomie und sein melankolisches Wesen interessirte. Man sagte ihm, er sey sehr arm; weil er Alles entbehrte, um seine Mutter und seine zwei Schwestern zu erhalten, die keine andere Stütze als ihn hatten. Darauf sammelte der Herzog von Orleans zwei Monate seine Taschengelder, ohne das Geringste auszugeben. Dieß betrug vierzig Louisd'ors. Der Prinz fühlte nun aber Verlegenheit über die Art, wie er sie ihm geben sollte, als er auf einmal Tauf-Confect erhielt. Er brachte dieses in Düten, und legte in eine derselben die 40 Louisd'ors, die er alsdann in der Audienz dem armen Offiziere gab, und die andern im Scherze als Tauf-Confect an die übrigen Offiziere austheilte. Der arme Offizier fand seine Düte so schwer, daß er eine Aeußerung des Erstaunens darüber gab;

der junge Prinz gab ihm aber ein Zeichen, still zu bleiben. Bei seinem Austritt aus dem Palais Royal war er hingegen mit seiner Dankbarkeit weniger verschwiegen, als mit seinem Erstaunen; er erzählte die Geschichte, die nun allgemein bekannt wurde. Ich wußte sie schon lange, und Herr von Foncemagne bestätigte mir alle näheren Umstände.

Nach vollbrachter Erziehung des jungen Prinzen war die erste Vatersorge des Herzogs von Orleans, ihm eine Maitresse zu geben, welche ein schändliches Geschöpf, die sie zu diesem Zwecke erzog, ihm als noch ganz frisch verkaufte. Sie war funfzehn Jahre alt, und jene berüchtigte Mademoiselle Duthé, die später meinen Schwager und viele Andere zu Grunde richtete. Der Herzog von Orleans rühmte sich dieser Handlung, als einer sehr klugen und für die Gesundheit seines Sohnes zweckmäßigen Vorsicht. Welche Sitten konnte man wohl von dem unglücklichen jungen Mann erwarten, der diese erste Lehre von einem Vater bekam! Alsdann munterte der Herzog von Orleans, weit entfernt, seinen Sohn an tugendhafte Freunde zu fesseln, ihn vielmehr zum vertrautesten Umgang mit den lockersten und verschwenderischsten jungen Hofleuten auf, z. B. mit dem Ritter von Coigny, den Herren von Fitz-James, von Conflans u. s. w. Indessen zeichnete der Prinz von selbst einen verständigen und gesitteten Mann aus, der vierzehn Jahre älter als er war, nämlich den Ritter von Durfort, der bei dem Hause des Prinzen angestellt war. Der Herzog von Chartres fühlte sich aufrichtig zu ihm hingezogen, und er ist der einzige

Mann, den er wahrhaft liebte, obschon der Ritter sich niemals seinen geheimen Lustgesellschaften anschließen wollte. Er entschuldigte sich dabei immer auf eine so schonende Art, daß der Prinz dadurch nicht zu moralischen Betrachtungen aufgemuntert wurde. Er sagte ihm, er hätte eine besondere Zuneigung, die ihm diese Art von Zerstreuung nicht gestattete. Ohne demnach dem Prinzen etwas Verwerfliches zu zeigen, ohne sein Ansehen bei ihm zu benutzen, wollte er nur nicht der Mitschuldige seiner Verirrungen seyn. Er wurde es aber dadurch, daß er ihn nicht davon abzuleiten suchte, was ihm damals wohl möglich gewesen wäre. Der Herzog von Chartres war bei seinem Eintritte in die große Welt über die Affektation und die Sprödigkeit der Damen des Palais Royal, welche die Gesellschaft seines Vaters ausmachten, sehr erstaunt, und fand ein Vergnügen daran, zur Vereitlung dieses Prunkens mit übertriebenen Gefühlen, entgegengesezte Behauptungen aufzustellen. Er verfiel dabei in eine andere Uebertreibung, affectirte Unempfindlichkeit, Sorglosigkeit und Leichtsinn in solchen Dingen, wo man am wenigsten so verfahren darf, und immer in Widersprüche mit seinem Gewissen und seiner bessern Ueberzeugung gerāth. Diese Art von Widerspruch wurde bei ihm zu einer verderblichen Gewohnheit, welche allmählich den klaren Blick seines Geistes und die natürliche Güte seines Herzens verderbte. Da er sich bei seinen Erörterungen immer sehr höflich, fein und heiter benahm, so waren jedesmal die Lacher auf seiner Seite; die häufig aus der Fassung gebrachte sentimentale Secte wurde ärgerlich und

erboßt gegen ihn; sie nahm ihre Rache dadurch, daß sie sein Herz, seine Grundsätze und seinen Charakter verdächtig machte, und dadurch seinem Rufe die ersten Stöße beibrachte. Man nahm bald in der großen Welt für entschieden an, daß der Herzog von Chartres bei vielem Geist, Anmuth, dem besten Ton, und den angenehmsten und edelsten Formen, die unempfindlichste und härteste Seele habe, was in der That nicht der Fall war. Dieser Ansicht zu Folge dichtete man ihm viele eingebildete Fehler an, man verläumdete ihn. Er wußte es; statt aber die irre geleitete öffentliche Meinung wieder zur Wahrheit zu kehren, entschloß er sich zu der gefährlichen Parthei, sie zu verachten und ihr zu trotzen! Man sah ihn auch in der Folge unzähliche Mal darauf verzichten, sich gegen gehässige Beschuldigungen zu rechtfertigen, wo es öfters nur eines einzigen Wortes bedurft hätte.

Die andern Männer in Palais-Royal waren folgende.

Ich habe bereits des Grafen Pont Saint-Martin erwähnt, der Gouverneur bei dem Herzog von Chartres gewesen, und damals erster Kammerherr bei dem Herzog von Orleans war. Er stand gerade in einem Alter von etwa fünfzig Jahren, hatte die schönste Gestalt, und eine majestätische Haltung. In Allem, was die Sitten der grossen Welt und die Etikette betrifft, war er äußerst erfahren; man führte ihn als Muster der Höflichkeit an, und man konnte nichts Edleres sehen, als seinen Ton und sein Benehmen. Bei der höchsten Unwissenheit war seine Unterhaltung doch angenehm. Frau von Pont, seine Gattinn, Wittwe eines reichen Financiers (Hr. Mazade) hatte ihn

aus Liebe geheirathet. Sie war noch sehr schön, aber ihr Gesicht war ohne allen Ausdruck und Adel; dabei hatte sie Erziehung, sehr wenig Verstand, viel Pedanterie, die reinsten Sitten, einen schroffen und kalten Karakter, und die trockenste Unterhaltung. Herr und Frau von Pont stellten ein vollkommenes Muster ehelicher Liebe bis in die kleinsten Details des Lebens dar. Sie waren so unzertrennlich, daß sie sich selbst bei sehr feierlichen Gastmalen immer neben einander sezten, und man versicherte, seit den fünfzehn Jahren ihrer Verbindung hätte auch nie der geringste Zwist, oder die unbedeutendste Meinungs-Verschiedenheit unter ihnen statt gefunden. Der Graf Pont besaß ein wahrhaft einziges Talent zum Komödienspiel. Ich habe ihn bereits wegen seiner erstaunenden Vollkommenheit in der Rolle des Misanthropen angeführt.

Der Ritter Durfort hatte wenig Verstand, aber Kenntnisse, sehr feines Benehmen, gute Sitten, (nach den Erfordernissen der großen Welt), und mit den Frauen eine Galanterie von gutem Geschmack; auch machte er sein Glück bei denselben. Mir kam er nie liebenswürdig vor, weil es ihm an natürlichem Benehmen fehlte, und er für Talente, Künste und Wissenschaften einen Enthusiasmus affektirte, den er nicht empfand, und den er in tausend Dingen, aus Mangel an Kenntnissen, nicht empfinden konnte.

Der Graf von Thiars, Bruder des Grafen von Missy, galt für einen der liebenswürdigsten Männer in der Gesellschaft. Bei einer auffallenden Häßlichkeit hatte er berühmt gewordene Leidenschaften eingeflößt. Er hatte nur eine Art von Geist, nämlich den Geist der Unterhaltung, und dieß

ist hinreichend für die Welt. Den von ihm verfaßten Gesellschaftsliedern fehlte es am Sylbenmaß und an den Reimen; indessen machte er dadurch doch einigen Frauen Vergnügen. Er hatte auch einen abscheulichen kleinen Roman verfaßt, war aber doch so klug, ihn nicht drucken zu lassen. *) Einige Personen, denen er ihn geheimnißvoll vorgelesen hatte, sprachen davon, wie von einem Meisterstück. Ich war seit acht Monaten im Palais Royal, Hr. von Thiars zeigte sich sehr gefällig gegen mich, und ließ mich gern einer Vorlesung in sehr kleiner Gesellschaft beiwohnen. Ich erwartete etwas Leichtes, Angenehmes, und vernahm nichts, als eine fade Geschichte, die kaum das Niederschreiben verdiente. Er behauptete, viele beißende Anspielungen darin angebracht zu haben; ich konnte aber keine auffinden, weil Alles gemein, alltäglich war, und weder Schilderungen, noch hervorstechende Züge, noch Wahrheit in dem Werke zu treffen war. Bei jeder Stelle, wo er eine Anspielung angebracht zu haben glaubte, sah er mich an, und da er am Ende fand, daß ich keine einzige verstände, so wurde er, trotz aller Lobsprüche, welche ihm die andern Personen zollten, die das kleine Meisterstück schon zum dritten- oder viertenmal anhörten, auffallend in üble Laune versezt. Die Sache war mir eine wahre Peinigung; es war mir unmöglich, mich entzückt zu stellen, und doch bemühte ich mich, von Zeit zu Zeit zu lä-

---

*) Dieser Roman wurde nach seinem Tode gedruckt, blieb aber unter der unzähligen Menge schlechter Produkte dieser Art begraben. Anm. der Verf.

cheln, und wiederholte: dieß ist sehr schön, aber mit solcher Unbestimmtheit, so aufs Gerathewohl und unpassend, und mit der Miene der Albernheit und Verlegenheit, indem ich wohl bemerkte, daß man mit mir unzufrieden war und sich von meinem Urtheil und meinem Geist eine sehr schlechte Vorstellung machte. Von diesem Tage her schreibt sich mein Widerwillen gegen Vorlesungen in Gesellschaft, über die ich mich später so lustig gemacht habe. Hr. von Thiars hat es mir niemals verziehen, dieses Werk nicht bewundert und empfohlen zu haben. Uebrigens war Hr. von Thiars in Gesellschaft in der That pikant, erheiternd, von einem sanften und geistvollen Frohsinn, und im Ganzen sehr liebenswürdig.

Der Graf von Schomberg hatte viel Geist und Bildung, und einen sehr loyalen Karakter; obschon er eben nicht häßlich war, so lag doch in seiner Gestalt, seinem Ton und seiner Unterhaltung etwas so Fades, und in seinem Benehmen etwas so Linkisches, daß er einen sehr unangenehmen Eindruck machte; er wußte Tausende von Versen auswendig, und deklamirte sie auf eine lächerliche Art. Meine Tante bekam den Einfall, Zaire zu spielen, und dieß geschah zu Bagnolet, in einem Hause des Herzogs von Orleans. Graf von Schomberg übernahm die Rolle des Orosmann. Man kann sich aber keinen unpassendern Orosman vorstellen; jedermann hielt das Schnupftuch vor, um ein unaufhaltsames Gelächter zu verbergen. Ich habe in meinem Leben nicht so viel ausgestanden und so viel gelacht, als bei dem schönen Bekenntniß.

„Je ne suis point jaloux . . . Si je l'étois jamais! . . .“

Dabei machte er eine so seltsame Bewegung, und verzog das Gesicht so furchtbar, daß im ganzen Saale ersticktes Gelächter ausbrach, das eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Beifallsrufe hatte. Er glaubte nun, eine so wundervolle Wirkung hervorgebracht zu haben, und nahm eine so selbstzufriedene Stellung an, die ihn vollends so lächerlich machte, daß sich mehrere Personen nicht mehr halten konnten, und sich schnell aus dem Saale entfernten, um ungestört lachen zu können. Als kleines Stück wurde der König und der Pächter gegeben, in welchem ich die Nichte spielte. Meine Tante spielte die Zaire ganz erbärmlich, was bei einem solchen Orosman wohl zu entschuldigen war. Wir hatten ihn bei den Proben schon sehr schlecht gefunden, er übertraf sich aber selbst bei der wirklichen Aufführung. Voltaire war sein Abgott; er war mehrmals nach Ferney gereist, stand in beständigem Briefwechsel mit Voltaire, und war somit Philosoph, d. h. äußerst gottlos. Er rühmte sich, ein Atheist zu seyn, und hatte, wie Hobbes, eine unüberwindliche Furcht vor Gespenstern. So wie er einem Leichenzug begegnete, oder einer von seinen Bekannten starb, ließ er seinen Kammerdiener fünf oder sechs Tage lang neben seinem Bette schlafen. Im Kriege hatte er indessen eine ausnehmende Tapferkeit an den Tag gelegt, auch hatte er mit einem Offizier seines Regiments, Hrn. Lefort, einen berühmt gewordenen Duell, wo Beide, auf einem Mantel knieend, zu gleicher Zeit ein Pistol abfeuerten. Hr. Lefort stürzte Knall und Fall; Hr. von Schomberg, der nicht gestreift wurde, bezahlte seiner Wittwe eine Pension, und besorgte die Er-

ziehung seiner Kinder. Ich weiß nicht, ob es gut ist, das nöthige Geld zu einer guten Erziehung seiner Kinder abzulehneu, wenn man selbst keines hat; sicher würde es aber besser seyn, von der Arbeit seiner Hände zu leben, oder als Kammerfrau und Magd zu dienen, als eine Pension von dem Mörder seines Gatten auzunehmen. Hr. von Schomberg wurde durch die Revolution bekehrt; er gieng nach Dresden, und starb daselbst nach vier oder fünf Jahren als ein sehr frommer Mann. Ungeachtet seiner philosophischen Affektation, die allein von den Schmeicheleien Voltaire's und seinem Hang zur Schöngeisterei herrührte, habe ich ihn doch sehr geschäzt. An seinem Benehmen gegen mich konnte ich nichts aussetzen, und fand ihn immer zu jedem Freundschaftsdienste bereit. Von Religion sprach er in meiner Gegenwart niemals; ich hatte ihn ausdrücklich darum gebeten. Er fühlte sich in Gesellschaft von Frauen behaglich, und da er persönlich kein Glück bei ihnen machte, so entschloß er sich bei ihnen zu der Rolle des Vertrauten. Er benahm sich bei allen ihren besondern Interessen, von welcher Art sie auch seyn mochten, so theilnehmend, daß er sich dadurch unentbehrlich machte. Uebrigens wußte er, sey es nun aus System, oder aus Gutmüthigkeit, die Ueberzeugung mitzutheilen, daß er Alles, was man ihm sagte, glaubte, und nie eine Uebertreibung, eine Verschweigung, oder eine Arglist ahnete. Dabei hatte er immer für eine seiner Freundinnen eine unglückliche Leidenschaft, die er nie erklärte, die man aber deutlich sah, und bei der man ihm für sein Benehmen Dank wußte. Diese Leidenschaft hegte er sechs Jahre hin-

durch für Frau von Blot in der Zeit, wo er ihr und des Grafen von Frize Vertrauter war, den sie damals liebte. Nach ihm legte ich in dem kühnen Gelübden (Voeux téméraires) den Karakter des Barons an.

Der Graf von Valencey, Bruder des Marquis von Estampes und Verwandter der Herren von Genlis, war auch im Palais Royal angestellt. Er war äußerst sanft und gütig, wodurch sein Umgang ausnehmenden Reiz erhielt. Für die Künste, besonders aber für die Malerei, besaß er ein wahres Talent; er war Kenner, und sprach sehr gut darüber. Niemand verstand in der französischen Komödie, in den Stücken von Marivaux, die Verliebten besser zu spielen, als er. Der Graf von Blot, Gatte der Ehrendame, war ohne Ausnahme der beschränkteste Kopf. Er hatte einige sentimentale Behauptungen, die seine Frau immer vertheidigte, und einige Kraftworte auswendig gelernt, die er immer auf die unpassendste Weise in die Unterhaltung mischte. Da er nun zugleich dem Herzog von Chartres gefallen wollte, so gesellte er zu dieser Pedanterie ein Haschen nach Lustigkeit. Dieses Wortgepränge seines ernsthaften Tons mit der Unbehülflichkeit seiner Späße, gaben ihm eine Art von komischer Originalität, und da er sonst ein sehr guter Mann war, so ergözte man sich an seinen Lächerlichkeiten, ohne sich je darüber lustig zu machen, und er war überzeugt, daß er bei den kleinen Soupers im Palais Royal sehr geliebt würde.

Der Graf Osmond, verständig, natürlich und zerstreut, ward allgemein geliebt.

Der Vicomte von Latour = du = Pin hatte einen gebil=

bildeten Verstand, Freimüthigkeit, Heiterkeit, einen verbindlichen Karakter, angenehme Talente, und spielte vortrefflich Sprichwörter und Komödie.

Der Vicomte von Clermont hatte damals ein hübsches Aussehen, dem nur einige unangenehme Züge entgegen waren. Er las viel, war aber so unglücklich, Alles zu vermischen, und bei seinem Haschen nach Belegen immer falsche Stellen aufzusuchen.

Der Baron von Poudens, erster Haushofmeister, war ein trefflicher Mensch, und ein Mann von großen Ansichten; gegen jedermann wohlwollend hatte er keine Ahnung selbst von der offenbarsten Bosheit. Er blieb allen Feindschaften fremd, und brachte vierzig Jahre im Palais Royal in dem festen Glauben zu, es hätte in dieser ganzen Zeit kein Mißverständniß statt gefunden. Er glaubte, wir lebten Alle in der schönsten Einigkeit, und dieser Hof bestehe ohne alle Ausnahme aus den besten Menschen der Welt. Seine rücksichtslos ausgetheilten Lobsprüche waren komisch, denn er lobte unaufhörlich die Gutmüthigkeit oder die Aufrichtigkeit solcher Personen, welche diese Eigenschaften am wenigsten besaßen. In dieser Art von Mangel an Takt, der von der Güte aus dem goldenen Zeitalter herzustammen schien, fand ich in der That etwas Rührendes.

Dem Marquis von Barbantane fehlte es nicht an Verstand, aber er hatte etwas Spöttisches mit einer zuweilen übertriebenen Höflichkeit, und war nicht sehr mittheilend. Er besaß weder die Annehmlichkeiten, noch den offenen und freimüthigen Charakter, noch die Heiterkeit seines Bruders, des Ritters von Barbantane.

Noch waren im Palais Royal ein Herr und Frau von Saint-Elix. Leztere hatte zu dem Hause der verstorbenen Herzoginn von Orleans gehört; sie war eine Frau von dem seltensten Verdienste durch ihre Tugend und die Vollkommenheit ihres Charakters und ihres Betragens. Ihre Gatte war ebenso tugendhaft; sie lebten beide sehr zurückgezogen, und kamen sehr selten zu den Diners der Prinzessinn.

Außer einigen bereits erwähnten auswärtigen Personen sah man im Palais Royal noch öfters an den sogenannten kleinen Tagen den Herrn und die Frau von Duchatelet, die später auf dem Schaffott starben. Hr. Duchatelet war ernsthaft und sprach wenig, hatte aber dem Rufe nach viel Verdienst, und hinterließ Memoiren, welche die schönste Seele beurkunden. Frau Duchatelet hatte ein ganz untadelhaftes Betragen, und mischte sich niemals in eine Intrigue. Diese Frau war es, welche von der Herzoginn von Grammont bei dem Revolutions-Tribunal mit eben so viel Muth als Energie vertheidigt wurde. Hr. von Talleyrand *), der sich damals aus Frankreich flüchtete, und nach England kam, wo ich mich aufhielt, erzählte uns die näheren Umstände auf die rührendste Art. Als Frau von Grammont vor dem Gericht erschien, so dachte sie durchaus nicht an ihre Vertheidigung, sondern blos an ihre Freundinn, die bei diesem Verhör gegenwärtig, mit gefalteten Händen und gesenkten Augen ein tiefes Stillschweigen beobachtete. Frau von Gram-

*) Später Fürst von Talleyrand.

mont drückte sich auf folgende Art aus: „Daß ihr mich „zum Tode verurtheilt, mich, die ich euch verachte und „verabscheue, mich, die ich so gern ganz Europa gegen „euch aufgebracht hätte, daß ihr mich auf das Schaffot „schickt, finde ich ganz in der Ordnung; was hat euch aber „dieser Engel gethan (auf Frau von Duchatelet deutend), „der immer gelitten hat, ohne eine Klage vernehmen zu „lassen, und dessen ganzes Leben nur durch Handlungen „der Sanftmuth und der Menschlichkeit ausgezeichnet war?“ Man schickte sie Beide mit Hrn. Duchatelet zur Hinrichtung! . . .

Die übrigen Personen, die ich noch zu nennen habe, sind der Marquis von Durfort, den man den großen Durfort nannte. Man sagte von ihm, er sey aus lauter Eifer für Rechtlichkeit und Güte liebenswürdig gewesen. Es war nichts Glänzendes an ihm, als die schönste und edelste Gestalt, und er genoß einer Achtung, die er auch verdiente.

Der geheimnißvolle Graf, später Herzog von Chabot, der in einem Kreise nie mehr sprach, als daß er kurze Antworten ertheilte, oder zwei bis drei Personen einige Worte ins Ohr sagte, Reden, die man alsdann mit einer Art von Enthusiasmus wiederholte: sein Bruder, der Vicomte von Jarnac galt als das vollendeste Muster der Höflichkeit und Annehmlichkeit; er liebte die Künste und verstand sie.

Der Ritter von Oraison, dessen Charakter und Benehmen zu den originellsten, in der angenehmsten Bedeutung des Worts, gehörte, war ausnehmend gebildet; und er

ist der einzige, der von seiner Bildung täglichen Gebrauch in der Gesellschaft machte, ohne daß man ihn je der Pedanterie beschuldigt hätte. Er erzählte unaufhörlich Züge und hervorstechende Aussprüche der Alten, aber immer passend, leicht und mit großer Kürze. Diese untermischte er mit kleinen, unbedeutenden, aber sehr kurzen Geschichten aus dem bürgerlichen Leben, die seiner ganzen Unterhaltung eine Art von Traulichkeit und Heiterkeit, ohne allen Schein von Anmaßung, mittheilten.

Weit weniger liebenswürdig war der Marschall von Castries: seine Freunde hatten ihm einen Ruf als großer Staatsmann gemacht, und sein Betragen im Felde hatte ihm den Ruhm eines glänzenden Kriegers erworben. Er besaß die Bescheidenheit im Salon beständig gehaltlos und von einer vollständigen Nullität zu seyn.

Damals (1770) wurden noch durch große Erinnerungen und neuere Traditionen in Frankreich gute Grundsätze, vernünftige Ansichten und National-Tugenden aufrecht erhalten, wiewohl sie schon durch schädliche Schriften und eine äußerst schwache Regierung locker zu werden anfingen; man traf aber noch, sowohl in der Stadt als am Hofe, jenen Ton des guten Geschmacks und jene Höflichkeit, auf die mit Recht jeder Franzose stolz war, da sie in ganz Europa als das vollkommenste Muster der Grazie, der Zierlichkeit und des Adels aufgeführt wurden. Auch sah man damals in der Gesellschaft mehrere Damen und einige Männer von hohem Stande, welche noch Ludwig XIV. gekannt hatten; sie standen wie die Trümmer eines schönen Jahrhunderts in Achtung; die von ihrer bloßen Ge-

genwart in Schranken gehaltene Jugend wurde von selbst in ihrer Nähe zurückhaltend, bescheiden, aufmerksam; man hörte ihnen mit Theilnahme zu, und glaubte die Sprache der Geschichte zu vernehmen. Sie waren es, die man in Sachen der Etikette und der Gebräuche zu Rathe zog; ihr Beifall war einer der größten Wünsche für diejenigen, welche ihre Laufbahn in der Welt begannen; endlich schienen diese Zeitgenossen so vieler großen Männer in allen Fächern, diese ehrwürdigen Personen gleichsam als Wächter in der Gesellschaft aufgestellt, um die Liebe zu Urbanität, Ruhm, Patriotismus aufrecht zu erhalten, oder wenigstens einen traurigen Zerfall derselben möglichst aufzuhalten! Bald wurde aber der Ausdruck dieser Empfindungen nur noch Sache edler Redensarten, eine bloße Theorie großherzigen und zarten Benehmens; man achtete die Tugend nur noch aus Rücksicht auf den guten Geschmack, der noch den Ton und den Schein derselben in Ehren hielt. Jeder wurde, um seine Denkart zu verbergen, strenger in seinem Anstande; man grübelte in der Unterhaltung über das Zartgefühl, über Seelengröße, und die Pflichten der Freundschaft; man schuf sogar chimärische Tugenden, und machte sich solche Dinge sehr leicht. Der schöne Einklang zwischen Sprechen und Betragen fand nicht mehr statt, die Heuchelei aber enthüllte sich durch die Uebertreibung. Es gab nun keinen Anhaltpunkt; die falsche Empfindsamkeit hat keine Schatten, sie braucht zu ihrer Schilderung die stärksten Farben, und verschwendet sie auf die lächerlichste Art. So entstand in der Gesellschaft eine sehr große Sekte von Männern und

Frauen, welche sich für Anhänger und Bewahrer der alten Traditionen über den Geschmack, die Etikette und selbst über die Moral erklärten, die sie sich rühmten, vervollkommnet zu haben; sie drängten sich als oberste Richter alles gesellschaftlichen Anstands auf, und maßten sich ausschließlich den Titel der guten Gesellschaft an. Ein schlechter Ton, und jeder Zufall, der Aergerniß im Gefolge hatte, veranlaßten die Ausschließung oder die Verbannung aus dieser Gesellschaft; aber weder ein tadelloser Lebenswandel noch ein ausgezeichnetes Verdienst wurde als Bedingung des Zutritts erfordert. Man nahm ohne Unterschied die starken Geister, die Frommen, die Spröden, die Frauen von leichtsinniger Aufführung darin auf. Nur zwei Dinge verlangte man: einen guten Ton, edlen Anstand, und eine Art von Achtung, die man sich in der Welt, entweder durch Rang, Geburt oder Ansehen bei Hofe, oder durch Aufwand und Reichthum, oder durch Verstand und persönliche Annehmlichkeiten erworben hatte.

Ansprüche, selbst wenn sie nicht begründet sind, geben am Ende doch, wenn man sie fortwährend behauptet, je nach ihrer Art, in der Welt eine Art von mehr oder minder ehrenvoller Stellung, wenn man Vermögen, etwas Verstand und ein gutes Haus hat. Die Kritiker und die Spottvögel machen sich darüber lustig; sie folgen aber doch dem Strome, und jene finden somit in der Ausdauer ihre Rechtfertigung. So sehr die Gecken auch von allen Frauen verschrieen und verachtet werden, so weiß man nichts desto weniger, daß sie

ihr Glück machen. Die Anmaßenden ohne Kredit imponiren Niemand; indessen werden sie doch von allen Ehrgeizigen und Intriguanten geschont und aufgesucht, da leztere in jedem Fall es für klug halten, sich ihres Ausspruchs zu versichern, und sie in ihr Interesse zu ziehen. Die Spröden erhalten die äußern Achtungsbezeugungen, die man der Tugend zollt; die Pedanten genießen, ohne wahre Bildung, in der Gesellschaft fast alle die Huldigungen, die man den wahren Gelehrten erweist. Wenn man über diesen ohnfehlbaren Erfolg ausdaurender Ansprüche nachdenkt, wie kann man noch einen großen Werth darauf legen, in der Gesellschaft Glück gemacht zu haben?

Der erwähnte anmaßende und herabsehende Zirkel, diese alle andern so höhnisch behandelnde Gesellschaft, zog sich viele Feindschaften zu; da sie aber in ihrer Mitte alle durchaus anerkannte Verdienste, oder auch solche Personen aufnahm, welche durch glänzende Glücksumstände in der Mode waren, so war der durch sie eingeflößte Haß offenbar durch Neid erzeugt; sie gewann dadurch nur um so höhern Glanz, und es war nur Eine Stimme, sie durch den Namen der großen Gesellschaft zu bezeichnen, den sie auch bis zu der Revolution beibehielt. Damit wollte man nun durchaus nicht die große Zahl ausdrücken, sondern das, was nach der öffentlichen Meinung, das Ausgezeichnetste und Glänzendste im Rang, im persönlichen Ansehen, im Ton und im Anstand der Mitglieder derselben ausmachte. Hier, in den Zirkeln, die zu ausgedehnt waren, um Traulich-

keit zu gestatten, dabei aber doch nicht so groß, um eine allgemeine Unterhaltung unmöglich zu machen; hier, in diesen Versammlungen von fünfzehn bis zwanzig Personen war in der That Alles versammelt, was man sich nur unter französischer Annehmlichkeit und Grazie denken konnte. Alles, was nur immer gefallen und Interesse erregen konnte, war daselbst mit erstaunendem Scharfsinn zusammengestellt. Es herrschte das allgemeine Gefühl, daß man, zur Unterscheidung von schlechter Gesellschaft und von gewöhnlichen Vereinen, (in Beziehung auf äußere Repräsentation) den Ton und die Sitten beibehalten müßte, durch welche der Ausdruck von Bescheidenheit, Zurückhaltung, Güte, Nachsicht, Wohlanständigkeit, Sanftheit und Adel der Empfindungen am meisten hervorleuchtete. Schon der bloße gute Geschmack führte also zu der Ueberzeugung, daß man, um in der Welt zu glänzen und sein Glück zu machen, sich wenigstens alle äußere Formen der liebenswürdigsten Tugenden aneignen müßte. Die Höflichkeit erschien in diesen Versammlungen mit dem Gepräge jener Ungezwungenheit und Grazie, die nur durch Angewöhnung von der frühesten Kindheit und durch Zartgefühl des Geistes errungen wird. Das Medisiren war bei diesen der allgemeinen Theilnahme geweihten Unterhaltungen ausgeschlossen; der Zauber der Sanftheit, welcher die ganze Gesellschaft umschlang, vertrug sich durchaus nicht mit jenen rauhern Mißtönen. Nie artete die Erörterung in wirklichen Streit aus. Hier war in höchster Vollkommenheit die Kunst anzutreffen, Lob zu ertheilen, ohne ins Abgeschmackte und Schwülstige zu verfallen, Lob

zu beantworten, ohne seiner Würde zu vergeben, und ohne es ganz zu genehmigen; den Werth Anderer geltend zu machen, ohne dabei als ihr Beschützer zu erscheinen, und sie mit gefälliger Hingebung gewähren zu lassen. Wäre diese ganze Ausstattung auf die Moral begründet gewesen, so würde man hier das goldene Zeitalter der Civilisation gefunden haben. War es denn Heuchelei? Durchaus nicht, sondern es war noch die Rinde alter Sitten, welche immer die Grundsätze noch eine Zeit lang überlebt, da ihr aber eine feste Unterlage mangelt, sich allmählig abnüzt, und am Ende vollends durch Erkünstelung und Uebertreibung zu Grunde geht.

In den kleinern Kreisen derselben Gesellschaft benahm man sich bei weitem nicht so vorsichtig; zwar blieb der Ton noch immer in den Gränzen der strengsten Wohlanständigkeit, aber er nahm viel mehr Pikantes an. Nie vernahm man etwas von Kränkung der Ehre, und immer war Zartgefühl obwaltend; gleichwohl konnte sich das Medisiren unter den schalkhaften Formen der Traulichkeit, der Unbesonnenheit und der Zerstreuung ohne Aergerniß einschleichen. Die eindringendsten Hiebe wurden geduldet, wenn sie nur mit Geschicklichkeit und scheinbarem Gleichmuth geführt wurden; denn üble Nachrede gegen anerkannte Feinde fand keinen Zutritt. Die erste Bedingung beim Medisiren war immer ein unverdächtiger Ursprung desselben, und man mußte, um Gefallen daran zu finden, an die Ergüsse desselben glauben können. Selbst aber auch in der vertrautesten Gesellschaft mußte der Stachel der Bosheit die Schranken der Blutsverwandtschaft, der Freundschaft,

der Dankbarkeit, und der gewohnten Hausbesuche schonen: sonst aber war Alles gleichgültig ohne Bedenken preis gegeben. Zwar wurde der Ruf nicht angetastet; aber man spottete über den schlechten Ton, über die ländlichen oder gemeinen Sitten, im Gegensatz der städtischen; man machte diejenigen lächerlich, denen man nicht gewogen war; und dieß hieß allerdings sie aufopfern, da solche frivole Aussprüche, wie es nicht anders möglich war, das Ansehen von Gesetzen hatten. Ueberall wo ein Verein besteht, der sich einmal das höchste Ansehen über andere ähnliche erworben hat, übt derselbe zugleich die Herrschaft eines Gerichtshofes, der in lezter Instanz seine Urtheile fällt. Wohin sollte man auch seine Zuflucht nehmen, wenn kein Asyl einer souveränen Macht mehr möglich ist? Ist einmal eine solche Gesellschaft aus dem Schooße einer Nation verschwunden, die von harmonischer Empfindung beseelt über guten Geschmack entscheidet, das ersehnteste Lob spendet, und über jede Art von Schicklichkeit das Urtheil fällt, so ist die mächtige Waffe des Lächerlichen zerbrochen; und darum ist denn auch bei rohen, oder in Barbarei versunkenen, und selbst solchen Völkern, die lange Zeit von heftigen politischen Stürmen heimgesucht waren, das Lächerliche verschwunden. Die wichtigste und eiligste Aufgabe nach solchen Stürmen ist die Wiederherstellung der Grundsätze; die Grazie aber läßt sich nicht organisiren, und Edikte verleihen ihr noch kein neues Leben; ihre Flucht erfolgt leider nur zu schnell, aber es bedarf langer Zeit, um sie wieder heimzuführen. Das einzige Lächerliche, das noch seinen Bestand, selbst bei dem Ver-

fall des guten Geschmacks, behauptet, ist die mit Unverschämtheit gepaarte Thorheit. Diese springt immer und allgemein in allen Ländern und bei allen Nationen in die Augen.

Zur Vollendung des Gemäldes der großen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts muß noch erwähnt werden, daß man in ihren vertrautesten Kreisen von ihr verlangte, daß sich das Medisiren gewissermaßen vertheilte; dieselbe Person, die sich beständig mit Verbreitung desselben beschäftigt hätte, würde sich Haß zugezogen haben. Was man aber vorzugsweise verlangte, war Grazie oder Originalität: schwarze Bosheit ist immer traurig, und hat ein gemeines und grobes Gewand; auch würde der Kontrast derselben mit der sonst daselbst üblichen Sprache zu groß gewesen seyn; ihre Heimath war die schlechte Gesellschaft.

Gemeinheit in den Sitten oder in der Sprache, und ebenso in Handlungen, so wie sie erwiesen war, erhielt nie weder Verzeihung noch Entschuldigung. Es fehlte an Reichthum der Grundsätze, um in tiefster Seele von einer Niederträchtigkeit entrüstet zu werden, durch welche großer Gewinn oder eine vortheilhafte Stelle errungen wurde; man besaß aber damals noch mehr Eitelkeit als Habsucht, und so lange der Stolz diesen Charakter aufrecht erhält, kann er noch den Anschein von Größe haben. Wenn die einträglichen Niederträchtigkeiten mit einiger Vorsicht und gewissen äußern Formen begangen wurden, so schien man sich leicht zu überreden, in ihnen, so wie sie gelungen waren, nur eine erlaubte Geschicklichkeit zu sehen: gerade wie bei

den Lacedämoniern unter den Dieben nur die Ungeschickten bestraft wurden. Man hat in jener Periode niemals freche Niederträchtigkeiten gesehen, und dieß will schon viel heißen; nie sah man, daß ein Freund den andern bei Hofe gestürzt hätte, oder daß ein entlassener Minister feig von denen verlassen worden wäre, die ihm in den Tagen seiner Gunst beständig den Hof gemacht hatten. Im Gegentheil, da das Herz und die Grundsätze einen unendlich geringern Einfluß auf das Betragen hatten, als die Eitelkeit, so übte man alle großmüthige Handlungen mit einem gewissen äußern Pomp, der sich am Ende bis zum Uebermuth steigerte; denn man begnügte sich nicht damit, einem verwiesenen Minister Besuche zu machen, sondern man weihte ihm eine Art höherer, religiöser Verehrung, man bot dem Souverän, der ihn verbannt hatte, offenbaren Trotz...

Das moralische Gesetzbuch dieser glänzenden Gesellschaft beruhte, wie bereits erwähnt, nur noch auf einer sehr zerbrechlichen Grundlage, die immer den Einsturz drohte; es gab aber doch noch Gesetzgeber und Richter, die Gesetze waren noch nicht aufgehoben. Diese große Gesellschaft (grande société) oder der gute Verein (bonne compagnie) beschränkte sich nicht blos auf den Ausspruch frivoler Urtheile über guten Ton und Sitten; sie übte auch eine strenge sehr nützliche Polizei über die Sitten aus, die gewissermaßen als Ersatz für mangelnde Gesetze diente. Durch ihren Tadel steuerte sie den Lastern, welche von Seite der Gerichtshöfe unbestraft blieben, dem Undank, dem Geize. Die Gerichte befaßten sich mit der Bestrafung schlechter Handlungen, und die Gesellschaft

mit der Züchtigung schlechten Betragens. Eine von ihr ausgehende allgemeine Mißbilligung machte für die betreffende Person einen Theil ihres persönlichen Ansehens aus, eine Ausschließung aus ihrer Mitte hatte den nachtheiligsten Einfluß auf ihr Geschick. Ein ganzes Daseyn wurde durch den furchtbaren Ausspruch zu Grunde gerichtet: Jedermann hat ihm seine Thüre verschlossen; und darunter verstand man nur die Mitglieder dieser Gesellschaft. Diese Macht war weder die des Königthums, noch die der Parlamente und der Gerichtshöfe; es war die Macht der Ehre, die bis zu der Revolution eine unumschränkte Herrschaft genoß, und die Personen, welche sie vermöge einstimmiger Bewilligung, ohne Widerspruch und ohne Empörung übten, waren um so mehr berechtigt, sich ausschließend die gute Gesellschaft zu nennen, da sie ihre Herrschaft niemals mißbrauchten. Nachsichtig in solcher Art von spöttischem Tadel, der den Ruf nicht befleckte, waren sie darin einig, entehrenden Beschuldigungen nur dann Glauben beizumessen, wenn die öffentliche und allgemeine Stimme, und die stärksten moralischen Beweise ihnen als Unterlage dienten. In einem bewundernswürdigen Gerechtigkeitsgefühle aber wurde diese Ehre, die von zarterer Beschaffenheit als die Gesetze ist, aus diesem Grunde auch beschränkter gehandhabt: da ihre Urtheile sich nicht auf unwidersprechliche Beweise gründeten, so waren sie auch nicht in lezter Instanz gesprochen; es war bloß eine Verweisung in die schlechte Gesellschaft damit verknüpft, ohne daß eine Rückkehr auf immer abgeschnitten gewesen wäre. Wir haben bereits erwähnt, und

wollen hier von Neuem darauf aufmerksam machen, daß man nie den Unterschied aufstellte, der zwischen Personen Statt fand, die durch die öffentliche Meinung beschimpft, oder durch eine auffallende unwidersprechliche Handlung, oder durch einen gesetzlichen Urtheilsspruch gebrandmarkt waren. Beides wurde immer mit einander vermischt: in jedem von diesen Fällen nannte man solche Personen entehrt, und darin liegt weder Gerechtigkeit noch Wahrheit.

Wer von öffentlicher Meinung spricht, hat es blos mit einer Ansicht zu thun, die nicht auf bestimmten Beweisen beruht. Wären solche Beweise vorhanden, so fände nicht eine bloße Meinung statt, sondern ein förmliches, unabweisbares Urtheil: nur aber ein solches Urtheil führt eine wirkliche Entehrung herbei. Die bloße öffentliche Meinung, so allgemein, so gegründet sie auch erscheinen mag, versezt, wie gesagt (so fern sie die Ehre angreift) die betreffende Person in die schlechte Gesellschaft; dieses Urtheil ist aber nicht unwiderruflich, weil es die Macht zu entehren nicht besizt. Daher sah man auch Leute, die von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt waren, zehn, fünfzehn, und zwanzig Jahre lang in sehr schlechter Gesellschaft, dann aber, durch eine Veränderung der Sitten, durch glückliche Vorfälle, schnell ein anderes Daseyn gewinnen, und in die sehr gute Gesellschaft eintreten. Ein Mann, auf dem der Schimpf eines öffentlichen gerichtlichen Verfahrens haftete, oder der auf eine unbezweifelbare Art vor einer Armee geflohen ist, bleibt unwiederbringlich entehrt, weil sich die Entehrung niemals verwischt. Bei gesellschaftlichen Beschuldigungen aber

gibt es weder gesetzmäßige Zeugen, noch Confrontationen, noch unabweisliche Gewißheit, und man kann bestimmt annehmen, daß sich immer viele verläumderische Zusätze einmischen. Eine Frau kann durch einen einzigen auffallenden Vorfall, wenn man ihn nicht läugnen kann, verloren seyn; sie kann aber auch, nach tausend Ausschweifungen, sich aufrecht erhalten, oder wieder erheben, wenn bloßes Hörensagen, bloße Meinung gegen sie vorliegt. Dieß ist gerecht, indem der Grundsatz, nämlich die Entehrung, d. h. der unauslöschliche Flecken, sich nur mit unwidersprechlichen Beweisen verträgt, und dann Billigkeit mit Nutzen paart. Besäße die öffentliche Meinung die Macht zu entehren, so würde die Bosheit keine Schranken, die Verläumdung keinen Zaum mehr haben. Man muß sich in der That wundern, wie sich diese Dinge, ohne Gesetze und Verordnungen, von selbst in der Gesellschaft eingerichtet haben. Hätte die öffentliche Meinung keine Macht, so würde das Laster in abscheulicher Unverschämtheit erscheinen, und der Schwache und Furchtsame würde dadurch weit leichter überwältigt werden. In einer wohlgeordneten Gesellschaft genießt die öffentliche Meinung genau den gebührenden Grad des Einflusses, und ihr vollkommenes Gleichgewicht ist die beste Stütze der guten Sitten.

Damals, gleich in den ersten Tagen meines Eintritts in das Palais Royal, machte ich die traurigste Betrachtungen über mein verändertes Daseyn, und Alles schien dazu beizutragen, ihnen einen größern Ernst zu ertheilen, und meine mitgebrachte melankolische Stimmung zu vermehren. Nichts

gewährt der Mißstimmung über eine neue Gesellschaft und eine veränderte Lebensweise so viele Nahrung, als ein unruhiges Gewissen, das sich selbst etwas vorzuwerfen hat!... Zum erstenmal sah ich mißgünstige Blicke; mir fehlte die natürliche Zuversicht und Behaglichkeit; ich sprach nur mit Vorsicht und Mißtrauen, und verlor auf diese Art die Annehmlichkeit, die man bisher so sehr an mir gerühmt hatte, und die sich auf ein natürliches und heiteres Benehmen gründete. Alle Männer bewillkommten mich auf das angelegentlichste; wenn man aber die Feindschaft der Frauen befürchtet, so gewähren ihre freundlichen Höflichkeitsbezeugungen noch lange keine volle Beruhigung. Man konnte mich immer sehr leicht durch Trockenheit und Kälte einschüchtern, aber die Unverschämtheit brachte jederzeit die entgegengesezte Wirkung auf mich hervor. Davon legte ich gleich Anfangs zu großem Erstaunen Aller, welche Zeugen des nachfolgenden Auftritts waren, einen Beweis ab.

An den Tagen, wo eine Oper aufgeführt wurde, stand der Zutritt allen Personen, welche bei Hofe vorgestellt waren, offen, so daß sie ohne eine besondere Einladung bei dem Souper erscheinen konnten. Die übrigen Tage nannte man die kleinen Tage; es bestand eine Liste für die engere Gesellschaft, die ein für allemal eingeladen, nach Belieben kam. Wir waren zuweilen zu achtzehn oder zwanzig, gewöhnlich aber nur zu zehn oder zwölf. Diese Soupers waren sehr angenehm: man spielte hier nicht; die Prinzessinn und alle Damen saßen um einen runden Tisch, zupften oder waren mit einer andern kleinen Arbeit beschäftigt;

tigt; die zur Seite oder etwas zurück sitzende Herren misch=ten sich lebhaft in die Unterhaltung, die gewöhnlich geistreich und pikant war. Eines Abends saß ich, nach dem Sou=per, zwischen Hrn. von Thiars und dem Ritter von Dur=fort; die Herzoginn von Chartres und mehrere Da=men des Palais Royal, unter andern Frau von Blot und Frau von Montboissier, ihre Freundinn, zupften; der Herzog von Chartres und drei oder vier Herren gingen im Salon auf und nieder. Ich strickte einen Beutel. Das Gespräch kam auf J. J. Rousseau's Neue Heloise. Frau von Blot sprach ganz entzückt über dieses Werk und ihr Enthusiasmus wurde allmählig so überstiegen und so laut, daß der Herzog von Chartres und die mit ihm gehenden Herren sich näherten und stehen blieben; sie bildeten einen Halbkreis um unsere Tafel und der Her=zog von Chartres stellte sich der Frau von Blot gegenüber, die dadurch etwas verlegen wurde. Es war ihr gar nicht angenehm, in seiner Nähe empfindsame Sätze zu behaup=ten, da sie wohl wußte, daß er nur darum mit Aufmerk=samkeit zuhörte, um sich darüber lustig zu machen. Da sie nun aber einmal im Zuge der Beredsamkeit und der Erörterung war, so fuhr sie mit demselben Feuer fort und gerieth dabei in eine solche Begeisterung, daß sie am Ende erklärte, es gebe keine Frau von wahrem Gefühl, die nicht einer außergewöhnlichen Tugend bedürfen möchte, um nicht ihr ganzes Leben Rousseau zu widmen, wenn sie mit Bestimmtheit wissen könnte, leidenschaftlich von ihm ge=liebt zu seyn. Nach dieser auffallenden Erklärung rief der Herzog von Chartres aus, er bitte uns Alle um unser

Wort, nichts von dem Geständniß der Frau von Blot auszusagen, weil, wenn Rousseau es erführe, er Frau von Blot entführen würde und sie dann auf immer für Herrn von Blot, das Palais Royal, ihre Freunde und die Gesellschaft verloren wäre. Ich war so höflich, mich zurückzuhalten und mir nicht einmal ein Lächeln zu gestatten. Frau von Blot nahm mit Bitterkeit von Neuem das Wort; Frau von Montboissier, die HH. von Thiars und von Schomberg kamen ihr zu Hülfe; sie sagten, man müsse einer so lebhaften Bewunderung auch etwas Uebertreibung zu gut halten; der Herzog von Chartres gestand dieß mit vieler Artigkeit und einem ernsten Ton zu, und sezte nun wieder seinen Spaziergang in dem Zimmer fort. Alles war scheinbar in der vorigen Ruhe, Frau von Blot blieb aber empfindlich, sehr unzufrieden und mißlaunig. Man kam von Neuem auf die Neue Heloise und Frau von Blot bemerkte auf einmal, daß ich während dieser ganzen Erörterung den Mund nicht geöffnet hatte; sie fragte mich um die Ursache und zwar mit einem Tone, der durchaus nicht wohlwollend war. Ich antwortete ganz einfach, daß ich mich in diese Unterhaltung nicht hätte mischen können, weil ich (was bestimmt wahr ist), die neue Heloise und sogar den Emil noch nicht einmal gelesen hätte. Darüber machte sie großes Aufheben und wiederholte mit äußerst spöttischem Tone, daß dieß erstaunlich sey; dabei entschlüpfte ihr der Zusatz, dieß sey eine sonderbare Prätention; dieses Wort beleidigte mich, weil die Bedeutung darin lag, als glaube sie, ich hätte gelogen. „Nein, erwiederte ich, nein, gnäd'ge Frau; ich sehe nur zu oft lä-

cherliche Prätentionen, als daß ich selbst solche machen sollte. Diese beiden Werke habe ich nicht gelesen, weil ich weiß, daß sie für mein Alter nicht taugen; wenn ich einmal in Ihr Alter komme, so werde ich sie lesen, weil sie viel Treffliches enthalten sollen und ich alsdann ohne Beleidigung des Anstands davon werde sprechen können.“ Diese, ohne Gemüthsbewegung und ohne Verlegenheit vorgebrachte kleine Aeußerung, und zwar von einer Person, die man bisher so schüchtern gefunden hatte, versezte die ganze Gesellschaft in ein unaussprechliches Erstaunen, und brachte Frau von Blot in den äußersten Zorn. Da sie eine Frau war, die alle Prätentionen hatte, so befand sich auch der Anspruch auf Jugend darunter, so daß ich sie in jeder Beziehung aufgebracht hatte; sie kam aus aller Fassung, wurde roth, stotterte und sagte, sie hätte nicht gewußt, daß ich zu den Frommen gehörte und von solcher Strenge wäre. Ich antwortete, daß ich mich eben so geehrt fühlte, die verdienstliche Bezeichnung als Fromme zu erhalten, als es mir leid seyn würde, die Altkluge zu heißen; übrigens wüßte ich gewiß, daß mich meine Strenge nie veranlassen würde, ausschweifende Behauptungen aufzustellen. Diese Antworten sezten Frau von Blot in Verwirrung; ich fühlte meinen ganzen Vortheil, und behauptete ihn durch eine unerschütterliche Ruhe. Frau von Blot verlor nun vollends den Kopf; noch nie hatte man sie so aus ihrem Charakter fallen gesehen, der nicht blos abgemessen, sondern abgezirkelt war. Endlich sagte mir Herr von Schomberg ganz leise: „Es fehlt Ihnen nur noch Ein Sieg, nehmlich nachzugeben

und zu endigen.“ Nach dieser Aeußerung senkte ich meinen Blick auf die Arbeit und sprach nicht weiter. Frau von Blot griff mich fortwährend an und Hr. v. Schomberg und einige andere faßten nun die Unterhaltung auf; man kam auf andere Gegenstände und Frau von Blot schmollte. Ich blieb bescheiden bei meinem Siege, was immer leicht ist; erwarb an diesem Abend fünf oder sechs Bewunderer, aber zog mir eine Feindinn zu, die mir diesen kleinen Sieg nie verziehen hat.

Dieser Auftritt machte in dem Palais Royal großes Aufsehen und verschaffte mir jene Art von Achtung, die man Personen zollt, die sich zu rechter Zeit und mit der gebührenden Mäßigung in Entrüstung zu zeigen verstehen; da indessen Frau von Blot im Palais Royal nicht allgemein beliebt war, so gab mir Jedermann mit Vergnügen Recht.

Herr von Schomberg kam zwei Tage darauf zu mir, um über diese wichtige Sache zu sprechen und die Entschuldigung der Frau von Blot, nach vorausgeschicktem Geständniß, daß ich durchaus nicht Unrecht hätte, zu versuchen; er behauptete gegen mich, sie hätte eine natürliche Vorliebe zu mir und wünsche meine Freundschaft. Ich war mit meiner natürlichen Leichtgläubigkeit geneigt, dieser Aeußerung zu vertrauen und versprach, gegen sie einen Eifer, ihr gefällig zu werden, und den Ton des Wohlwollens wieder anzunehmen. Ich hielt Wort; und da mich die Leichtgläubigkeit und Redlichkeit meines Charakters niemals verhinderten, den Ausdruck in den Gesichtern zu lesen und von Allem, was einmal falsch ist, be-

troffen zu werden, so entdeckte ich in ihrem Gesichte und in ihrer Haltung etwas Gespanntes, überzeugte mich aber, daß es nur Verlegenheit war. Uebrigens benahm sie sich mit vieler Anmuth gegen mich, wenigstens in ihren Aeußerungen und Gesprächen, und ich zweifelte keinen Augenblick an ihrer Aufrichtigkeit.

Durch eine stille und allgemeine Uebereinkunft waren alle Feindschaften in der großen Welt aufgehoben, und nicht nur die anerkanntesten Feinde zeigten daselbst keine Empfindlichkeit gegen einander, sondern sie behandelten sich sogar mit allen Rücksichten der feinen Lebensart; indessen verlangte man nicht, daß diese gesellschaftliche Hingebung sich jemals bis auf wirkliche zärtliche Aeußerungen erstreckte; denn die Falschheit wurde, so wie sie durchblickte, durchaus übel aufgenommen. Da ich bisher die Wirkungen des Hasses und selbst der Mißgunst noch niemals erfahren hatte, so waren mir diese gesellschaftlichen Schattirungen unbekannt und ich täuschte mich lange in denselben; dieß ist nun aber ein Unglück, das häufig zu sehr nachtheiligen Irrthümern Anlaß gibt.

Ich sah zuweilen den Grafen Custines und glaubte, er hätte auf jene Leidenschaft verzichtet, die so viel Aufsehen gemacht hatte, und der ich alle Hoffnung entzogen zu haben vermuthete. Mir gefiel sein zartes und inniges Andenken, das er für seine herrliche Schwägerinn bewahrte und ich fühlte mich zu wahrer Freundschaft für ihn geneigt. Ich habe schon früher bemerkt, daß ich die Geschichte seiner Verhältnisse zu mir mittheilen würde; daher fasse ich sie hier wieder auf und führe sie bis zum Ende. Diese

sonderbare Geschichte dürfte für junge Leute viel Lehrreiches enthalten.

Der Vicomte von Custines war nie verheirathet, er wohnte bei seinem Bruder, der ihm zärtlich zugethan war. Gleich beim Anfang meiner Bekanntschaft mit seiner Schwägerinn, schien er sich sehr mit mir zu beschäftigen; er war damals acht und zwanzig Jahre alt, und hatte einen besonders zierlichen Wuchs und Gestalt; man fand sein Gesicht hübsch; mir hat es nie gefallen, denn es drückte beständig Ironie und Spott aus, sein Blick hatte etwas Verstohlenes, Boshaftes, Falsches, wie ich nie an jemand Andern sah, und dieses war um so seltsamer, da er blond war und blaue Augen hatte, welches gewöhnlich einer Physiognomie etwas Sanftes giebt. Er besaß Geist, Feinheit, zuweilen Fröhlichkeit; seine Unterhaltung war angenehm, er hatte den besten Ton und den Ruf eines sittlichen, unterrichteten, sehr liebenswürdigen Mannes. Er hatte viel gelesen, besonders über die französische Geschichte, sprach gut darüber und ohne Pedanterie. Befragte ich meine Vernunft und meine Urtheilskraft, so schien er mir des größten Lobes würdig, sah ich ihn aber und beobachtete ich ihn, so mißfiel er mir ausnehmend. Er that sich etwas darauf zu gut, die Musik leidenschaftlich zu lieben, damit erklärte er sein Entzücken, wenn ich Harfe spielte und sang; besonders gerieth er bei der schönen Arie aus Castor und Pollux: Tristes apprêts, pâles flambeaux, außer sich; eines Abends in einem solchen Grade, daß er ohnmächtig zu werden schien und das Zimmer verließ. Nach einer Viertelstunde kehrte er zurück, und war so blaß, daß

es aller Welt auffiel. Ich bin immer überzeugt gewesen, daß er ein besonderes Mittel hatte, um sich nach eigner Willkühr erblassen zu machen. An diesem Abend sagte er mir verstohlener Weise mehreres, das einer Liebeserklärung ähnlich war; zwei Tage später, an einem Sonntag, wo sich Herr von Genlis immer in Versailles befand, schrieb er mir einen leidenschaftlichen, vier Seiten langen Brief, in dem er die reinste, uneigennützigste Liebe ausdrückte, und versicherte, daß er mich nur anbeten, mir nur sein Leben widmen wollte. Der Brief war geistreich, aber im Ganzen gesucht und schwülstig. Ich antwortete nicht. Abends speiste ich bei Frau von Custines (seiner Schwägerinn); ich war mehr neugierig, als verlegen; mein Herz war keineswegs gerührt, allein ich begriff nicht, wie ein so spottsüchtiger Mensch so leidenschaftlich seyn könne. Es waren nur fünf bis sechs Personen versammelt, das Gespräch blieb allgemein, der Vicomte behauptete grandiose Sätze über zärtliche Gefühle, die mir in seinem Munde nur wie Persiflage vorkamen. Bei der Tafel sezte er sich neben mich und sagte mir nach einigen Minuten, daß ich heute früh recht lange im Bade Poitevin geblieben sey. Ich fragte ihn, woher er wisse, daß ich gebadet habe? „Ich weiß alles, was Sie machen, antwortete er, denn ich umgebe Sie unablässig in tausend Verkleidungen. Wie oft hat Ihr Blick schon, ohne mich zu erkennen, auf mir geruht! Gestern Mittags waren Sie in Luxemburg, Sie trugen ein blaues Kleid; heute nach dem Bad gingen Sie zu den Carmelitern in die Messe, — ich war eine Viertelstunde lang dicht hinter Ih-

nen, nachher erwartete ich Sie an der Thür; Sie gaben mir im Vorbeigehen ein Almosen ...“ Diese Erzählung ward von Jemand, der ihn anredete, unterbrochen; ich war ganz bestürzt und suchte mich aller Armen, denen ich Almosen gegeben hatte, zu erinnern. Nach der Tafel bat ich ihn, mir zu sagen, wie viel mein Almosen betragen habe? — „Drei Sous, antwortete er, ich werde sie in Gold fassen lassen und an einer Kette lebenslang auf dem Herzen tragen.“ Ich lachte und scherzte über diese Verkleidungen; da er mir aber wirklich alles sagte, was ich vorgenommen, was ich den Armen für kleine Münze gegeben, so war ich doch eigentlich sehr ungewiß über diese Sache.

Ich habe immer die Sonderbarkeit, wenn sie nichts Abstoßendes hatte, geliebt. Dieses ist ein Fehler an einer Frau, denn es kann sie zu vielen falschen Schritten verleiten. Diese Verkleidungen erregten meine größte Neugier, allein ich kann mit der gewissenhaftesten Wahrheit versichern, daß sie mich nie vermochte, dem Vicomte die geringste Hoffnung zu gewähren; sie verhinderte mich nur, ihm seine Briefe uneröffnet zurück zu schicken. Er schrieb mir alle Sonntage ganze Hefte, um mir über alles, was ich die Woche über vorgenommen, Bericht zu erstatten, so weitläuftig, so genau, daß er mich überzeugen mußte, unaufhörlich von ihm, nicht nur außer dem Hause, sondern selbst in meinem Zimmer und Garten, bewacht zu seyn. Seine Verkleidung war aber stets so sorgfältig, daß es mir nie gelingen konnte, ihn zu erkennen. Hätte ich ihn geliebt, so hätte ich nicht öfter an ihn denken kön-

nen, denn ich war, wo ich ging und stand, immer beschäftigt, alles, was sich mir nahte, zu beobachten, um ihn in irgend einer Vermummung zu entdecken. Wie ich eines Abends bei Frau von Custines meine Harfe stimmte, nahete er sich mir, öffnete sein Gilet und zeigte mir meine drei Sous in einer niedlichen Fassung an eine Schnur von braunen Haaren befestigt. Ich lächelte und fragte: wem die Haare gehörten? „Ich konnte nur die Ihrigen dazu brauchen," antwortete er. Ich erstaunte, und er versprach, es mir beim Souper zu erzählen. Die Gesellschaft war zahlreich, also konnte man sich, ohne Furcht gehört zu werden, unterreden. Ich wiederholte sogleich meine Frage wegen der Haare. „Nun, sagte er, ich habe sie, indem ich Sie frisirte, Ihnen selbst abgeschnitten." Bei diesen Worten lachte ich laut auf. „Nein, ich scherze nicht, fuhr er fort. Ihre Coiffeuse, Madame Dufour, schickt Ihnen, statt selbst zu kommen, immer eine ihrer Lehrjungfern, und so habe ich Sie in Frauenkleidern — Dank meiner Kunst, mich zu vermummen — die ich Ihnen verdanke — vor drei Wochen ungefähr, frisirt. Das Mädchen zu bestechen ward mir leicht." Ich hörte diese tollen Mährchen mit Erstaunen an, denn ich erinnerte mich, daß sich unter den Mädchen, die mir Madame Dufour schickte, eine befunden, die keine Sylbe sprach, und über deren viele tiefe Seufzer ich fast aufgelacht hätte. Jezt glaubte ich treuherzig, der Vicomte habe diese Rolle gespielt, obgleich das Gesicht des Mädchens, so viel ich es mir jezt dunkel erinnerte, mit dem Vicomte gar keine Aehnlichkeit hatte; allein ich glaubte an die ausnehmende

Kunst, sich zu verkleiden, deren er sich rühmte. Ich fand es ganz natürlich, daß er von Frau von Custines die Nachrichten über Madame Dufour, die sie ebenfalls frisirte, erfahren, nur sein Talent, die Haare aufzusetzen, blieb mir unbegreiflich. Er versicherte, daß er sich, in der Absicht mir eine Haarlocke zu rauben, mehr als sechs Wochen ingeheim darin geübt habe. Die Sache enthielt viel Wahres, aber auch viel Falschheit und Lügen; allein unerachtet meiner Vorliebe für das Außerordentliche, flößte mir die unerhörte Kühnheit dieser Unternehmungen doch Schrecken ein; ich forderte sein Ehrenwort, daß er sich nie in mein Haus einschleichen wolle. Aber dennoch hatte sich meine ganze Neugier in Angst verwandelt. Wenn ich beim Durchgehn des Vorzimmers einen fremden Bedienten sah, wenn ich einer fremden Gestalt auf der Treppe begegnete, schauderte mir, denn ich glaubte immer, Er könnte es seyn. Wenn Herr von Genlis, um zu schmählen, die Stimme erhob, wurde ich fast ohnmächtig, denn ich bildete mir gleich ein, daß er Ihn erkannt habe, und sie sich schlagen würden. Diese peinlichen Empfindungen machten mir den Helden des Romans, der mir drei oder vier Monate so viel Kurzweil gewährt hatte, ganz unerträglich. Ich schickte ihm nun — was ich nach Lesen seines ersten hätte thun sollen — seinen nächsten Brief unentsiegelt zurück. Wenige Tage, nachdem ich dieses gethan, traf ich ihn bei einem großen Frühstück bei einer meiner Freundinnen, die er oft besuchte. Er fand Mittel, mir mit drohendem Blick zu sagen, daß er, wenn ich diese Härte wiederholte, fähig wäre, das Aeußerste zu thun;

führe ich aber fort, seine Briefe zu lesen, möchte ich ihn auch immer so übel behandeln, wie bisher, so würde er mir das, nur auf diese Bedingung gegebene, Ehrenwort gewissenhaft halten. Die Furcht verleitete mich, den Handel einzugehen, obschon ich empört war, daß er Mittel gefunden hatte, mich solchergestalt zu beherrschen. Ich sagte ihm, nicht scherzend, aber voller Zorn, daß er keine Großmuth in der Seele habe. Er antwortete: kein Mensch käme ihm, wie sein ganzes Betragen gegen mich hinlänglich beweise, an Seelengröße und Reinheit der Empfindung bei. Ich schwieg, ich fürchtete ihn, und wollte ihn nicht unnöthiger Weise reizen. Er sezte also seine Briefe fort, da aber von keinem Spioniren und keinen Verkleidungen, die mich so sehr gekurzweilt hatten, mehr darin die Rede war, fand ich sie nur voll schwülstiger Redensarten, wie aus einem schlechten Roman, und las sie nicht mehr zur Hälfte. Mit Eintritt des Frühlings ward ich ihn los, denn ich ging auf sechs Wochen nach Isle Adam (den Sommer-Aufenthalt des Prinzen von Conti), wohin er keine Einladung hatte. Wie ich ihn nach meiner Rückkehr bei seiner Schwägerinn wieder sah, war er eben so eifrig, eben so leidenschaftlich, wie vorher. Eines Tages war bei der Abendtafel die Rede von einigen jungen Leuten vom Hof, die ohne Erlaubniß nach Corsika gegangen waren, um als Freiwillige zu dienen. Jedermann tadelte sie, ich allein nahm mich ihrer, obschon ich mit keinem von ihnen in Verbindung stand, aus allen Kräften an. Ich lobte sie und sagte, dieser Schritt habe etwas Ritterliches, das allen Frauen gefallen müsse. Beim Weggehen führte mich

der Vicomte an den Wagen; sobald wir an der Treppe waren, fragte er: „Gnädge Frau, haben Sie etwas in Corsika zu bestellen?“ — „Wie? rief ich lachend, Sie gehen nach Corsika?“ — „Haben Sie nicht denen, welche diese Reise machen, Ihren Beifall gegeben?“ — „Sie scherzen doch nur?“ — „Nein, gnädge Frau, es ist mein Ernst. Ich lege mich gar nicht nieder, sondern reise um fünf Uhr, das heißt in vier Stunden, ab.“ Ich konnte nicht glauben, daß er so einer Thorheit fähig sey; allein den folgenden Morgen erhielt ich ein Billet von Frau von Custines, in welchem sie sehr ernst mich ausschalt, daß meine Reden vom verflossenen Abend ihren Schwager bewogen hätten, denselben Morgen um fünf Uhr nach Corsika abzureisen *). Ich gestehe, daß diese Begebenheit meiner Eitelkeit sehr schmeichelte, sie machte vieles Aufsehen, und die empfindsamen Damen tadelten mich sehr, bei dieser Gelegenheit nicht mehr Gefühl für einen, der Ritterzeiten würdigen, Liebhaber gezeigt zu haben. Das ist gewiß, daß mich diese Handlung gänzlich überzeugte, daß er jene abentheuerlichen Dinge, mit denen er mich immer unterhielt, wirklich um meinetwillen vorgenommen habe. Eine meiner Freundinnen, die noch sehr jung und recht hübsch war, sprach eines Tages von dem Vicomte und seiner Neigung mit einem Feuer und einer Lebhaftigkeit, die mich in Erstaunen sezte; er sey, sezte sie zu seinem Lobe hinzu, der zartfühlendste, tugendhafteste Mann in

---

*) Ich habe diesen Zug in einer meiner Erzählungen, Lindane und Valmire, angebracht.

der Welt. Als sie wahrnahm, daß mir dieses Lob übertrieben schien, rief sie: „Sie müssen ihn ganz kennen lernen, und ich will meine Eigenliebe der Freude aufopfern, Ihnen alle Achtung für ihn einzuflößen, die solch ein Charakter verdient.“ Nun vertraute sie mir, daß sie, bevor seine Liebe für mich bekannt geworden sey, die heftigste Leidenschaft für ihn gefaßt, in einem Augenblick von Wahnsinn sich geliebt geglaubt, und ihm ihre Empfindung entdeckt hätte. Unverzüglich fiel er ihr zu Füßen, flehte um ihr Mitleid, ihre Freundschaft, und gestand ihr, sein Herz sey gefesselt, er habe für mich die heftigste, unglücklichste Liebe. Diese junge Person schwärmte eine Viertelstunde über die Schönheit und Freimüthigkeit dieses Betragens — ich fand es auch achtungswerth, doch vermochte ich nicht den bösen Gedanken zu unterdrücken, daß der Vicomte, welcher die Lebhaftigkeit und Aufrichtigkeit des jungen Frauenzimmers kannte, voraus berechnet hätte, daß sie mir dieses Geheimniß anvertrauen, dasselbe aber der Frau von Custines, deren große Strenge sie fürchtete, sorgfältig verschweigen würde. Der Vicomte blieb, wie ich früher gesagt habe, ein Jahr in Corsika, wo er die glänzendste Tapferkeit bewies; ich sah ihn, wie ich erzählt habe, bei jenem Maskenball in Versailles wieder, und will nun in seiner Geschichte fortfahren. Seit ich im Palais Royal war (Hofdame der Herzoginn von Chartres), erwähnte er seiner Liebe nicht mehr; ich bezeigte ihm, wenn auch kein Vertrauen, welches er mir nie einzuflößen vermochte, doch aufrichtige Theilnahme. Eines Abends äußerte ich ihm meine Besorgniß um Frau von Merode, die

mir von Brüssel geschrieben, daß sie mit ihrer Gesundheit unzufrieden sey. Da seitdem zwei Posttage ohne Nachrichten von ihr verflossen waren, fürchtete ich, daß sie wirklich krank geworden sey. Er hörte mich stillschweigend an und begab sich schnell hinweg. Zwei Tage darauf trat er Mittags unerwartet in mein Zimmer, gestiefelt, in der einen Hand die Peitsche, in der andern ein Billet. Ich sah ihn erstaunt an. „Hier, gnädge Frau, sagte er, ist ein Billet von Frau von Merode, die Ihnen meldet, daß sie wirklich sehr krank gewesen, aber jezt hergestellt sey. Ich habe sie auf ihrer Chaise longue gefunden.“ — „Wie? rief ich, Sie kommen von Brüssel?“ — „Gewiß, erwiederte er, Sie waren unruhig; als ich Sie verließ, nahm ich Courier-Pferde und eilte, ohne mich aufzuhalten, nach Brüssel. Ich bin nur eingetreten und fortgegangen bei Frau von Merode, und eben so schnell zurück geeilt. Nun lesen Sie Ihren Brief.“ — Sehr gerührt las ich diesen Brief, der mir, was er gesagt hatte, bestätigte; Frau von Merode bezeigte den größten Enthusiasmus für diesen zierlichen Courier und ich war selbst bis zu Thränen gerührt. Jezt glaubte er endlich den Weg zu meinem Herzen gefunden zu haben; einige Tage darauf kam er zu einer Stunde, wo er gewiß war, mich allein zu finden, warf sich mir plötzlich zu Füßen, und sprach von seiner Leidenschaft mit dem furchtbarsten Ungestüm, indem er sich zu tödten drohte, wenn ich sie nicht erwiedere. Seine Wuth und Drohungen machten mich eiskalt und flößten mir einen solchen Unwillen ein, daß mir alles nöthige kalte Blut zu Gebote stand. Ich saß am Kamin und zog

die Klingelschnur; der Vicomte stand wie ein Rasender auf — wie der Kammerdiener eintrat, sagte ich sehr ruhig: „Leuchtet dem Herrn Vicomte.“ Es war Abend, aber ich wußte, daß die Gänge des Palais Royal noch nicht erleuchtet waren. Er verließ mich mit einem Ausdruck von Wuth, der bis zur Verzweiflung ging, und ich behielt, ungeachtet des so eben gezeigten Muthes, einen Eindruck von Furcht und Schrecken, der mich den ganzen Abend nicht verließ. Den folgenden Morgen, bei meinem Erwachen, erhielt ich ein Billet von ihm, das mich schaudern machte; folgendes Datum ging ihm voran: „Den 30. August, den lezten Tag meines Lebens.“ Es enthielt nur vier Zeilen, sie verriethen die höchste Verzweiflung und den bestimmtesten Entschluß, sich das Leben zu nehmen. Ich kann das Entsetzen und die Reue nicht ausdrücken, welche mich, ihn mit zu viel Verachtung behandelt zu haben, erfüllten. Mir bedünkte, ich hätte bei seinen Drohungen, sich selbst zu tödten, wenigstens Unruhe und Mitleid zeigen sollen. Ich blieb über eine Stunde starr, versteinert, und dieses unselige Ereigniß bitterlich beklagend; endlich schrieb ich dem Grafen von Custines, um von ihm Nachrichten von seinem Bruder, der noch immer bei ihm wohnte, zu erbitten. Statt mir zu antworten, kam der Graf sogleich selbst, und so wie er in mein Zimmer trat, las ich die Bestätigung dieses abscheulichen Unglücks schon in seinem Gesicht. Er sagte mir, sein Bruder habe früh um vier Uhr, ohne Bediente, ohne irgend etwas mit sich zu nehmen, das Haus verlassen — ein Billet an seinen Bruder, das mir der Graf

zeigte, sagte diesem in wenigen Worten, man solle seine Rückkehr nicht erwarten, man werde nie erfahren, was aus ihm geworden sey. Graf von Custines, der ein vortreffliches Herz hatte, war in der tiefsten Betrübniß; er wiederholte unaufhörlich: „Dahin haben Sie ihn gebracht!“ Ich war selbst so angegriffen, daß ich mich eine ganze Woche außer Stand fand, im Palais Royal zu erscheinen; meine Thür blieb einem Jeden ohne Ausnahme verschlossen, den Grafen von Custines ausgenommen, der mich täglich besuchte. Er machte, jedoch ganz vergeblich, alle mögliche Nachforschungen nach seinem Bruder; wir kamen aber überein, diese tragische Geschichte Niemanden zu erzählen, und sie, unter dem Vorwand, der Vicomte sey in die Schweiz gereist, zu verbergen. Endlich fügte ich mich wieder in meine alte Lebensweise, und ging alle Morgen mit meinen zwei Töchtern, die ich jezt bei mir hatte und von denen die älteste sechs Jahre alt war, im Palais Royal spazieren. Nach einigen Tagen bemerkte ich einen Armenier oder Türken, wie mir seine Kleidung, Bart und Turban zu verrathen schien, der mir überall mit starrem Blicke nachfolgte. Das wiederholte er wohl vierzehn Tage, dann war er verschwunden. Anfang Oktobers ging ich nach Chantilly, von wo ich erst Mitte Novembers zurück kam; der Graf von Custines war in Lothringen, und von ihm erhielt ich im Dezember ein Billet, ungefähr in folgenden Ausdrücken:

„Wir brauchen den verzweifelten Liebhaber nicht mehr zu beweinen; er ist wieder aufgestanden. Ich komme heute Abend, meiner lieben Trösterinn (so nannte

er

er mich seit dem Tode seiner Frau), alle Umstände dieser wunderbaren Geschichte zu erzählen.“

Nachdem ich dieses Billet gelesen, hatte ich Anfangs eine freudige Empfindung, ihr folgte aber schnell die Beschämung meiner Eitelkeit, diesen Selbstmord geglaubt zu haben. Der Graf brachte den ganzen Abend mit mir zu und erzählte mir eine lange Geschichte, von der ich die vorzüglichsten Umstände mittheile. Der Vicomte hatte sich in den Wald von Senard begeben, um dort, wie er sagte, seiner Qual und seinem Leben ein Ende zu machen, aber an einem so einsamen Ort, daß niemand erfahren könne, wo er sein Daseyn beschlossen. In dem Augenblick, wo er, im Dickicht des Waldes, das Opfer vollbringen wollte, kam ein Einsiedler, verhinderte ihn und führte ihn in seine Klause. — Wirklich gab es in diesem Walde eine große Einsiedelei, wo mehrere Klausner vereint lebten und sich mit Weberei von Seidenstrümpfen und leichten gemodelten seidnen Zeuchen, die in Paris sehr Mode waren und guten Absatz hatten, beschäftigten. Der Vicomte, zur Vernunft, zur Religion zurückgekehrt, brachte in dieser Einsiedelei wirklich drei bis vier Monate zu; seine Wirthe kannten ihn nicht und glaubten an ihm die schönste Bekehrung gemacht zu haben. Als er zu seinem Bruder zurückgekommen war, hatte dieser die Neugier, die Einsiedler zu besuchen; er fragte sie nach ihrem Gast; die guten Klausner hielten ihn für einen Heiligen! Er hatte alle ihre frommen Uebungen mitgemacht und sogar mit ihnen gearbeitet; sie rühmten seine Sanftmuth, Einfachheit, Offenheit. Ueberdieß hatte er sich sehr großmü-

thig gegen sie betragen, denn, außer seinem reichlichen Kostgeld, hatte er ihnen noch einen ungeheuren Pack Seide zu ihren Arbeiten geschickt. Ich bin überzeugt, daß er sich in dieser Einsiedelei sehr kurzweilte, denn er hatte eine solche Doppelsinnigkeit in seinem Charakter, daß ihm die Heuchelei ohne allen weitern Zweck zum Genuß gereichte. Zuweilen verließ er die Klausnerei, verbarg sich anderswo und ging als Armenier alle Morgen im Palais Royal spazieren — denn er war es, den ich in dieser Kleidung daselbst gesehen hatte. Seine Absicht war, den Eindruck, welchen der Gedanke seines Todes auf mich gemacht hätte, zu beobachten; da er mich weder gemagert noch verändert fand, gerieth er in Zorn; diese Unempfindlichkeit, sagte er zu seinem Bruder, nebst dem langen Aufenthalt in der Einsiedelei, habe ihn geheilt; zwar würde er mich nie ohne Rührung wiedersehen, mein Schicksal werde ihm immer die lebhafteste Theilnahme einflößen, allein seiner unglücklichen Leidenschaft habe er auf ewig entsagt. Nach dieser Erzählung, welche durch eine Menge Umstände, die ich auslasse, in die Länge gezogen ward, kam der Graf mit mir überein, daß wir rechte Pinsel gewesen wären, so viel über diesen vermeinten Selbstmord, der nichts als ein Betrug der unverzeihlichsten Art gewesen war, durch den er nur meine Gefühle hatte erproben wollen, zu weinen. Nach einigen Tagen kam der Vicomte in das Palais Royal; ich war gegenwärtig; er äffte eine Gemüthsbewegung, die einige der Damen, denen seine abentheuerliche Leidenschaft für mich, seine Reise nach Corsika und sogar sein vorgeblicher Selbstmord, im Ganzen bekannt war, sehr rührte.

Man erzählte sich diese Geschichte als unzweifelhaft, aber mit vielen Varianten, von denen die eine noch rührender war, als die andre. Er war in aller Augen ein Romanenheld. Die Theilnahme stieg aufs Höchste, als man, indem er mit mir Whist spielte, seine Hände zittern und ihn in eine solche Verwirrung gerathen sah, daß er die Karten vergab und das ganze Spiel in Unordnung brachte. Alle diese Dinge waren in meinen Augen so sichtlich eine bloße Komödie, daß sie mich heftig erzürnten; eine empfindsame Dame, die mit uns spielte, war über mein spottendes Wesen so empört, daß sie mich monstruös nannte — denn so hatte sie sich, erfuhr ich, bei Erzählung dieses Auftrittes über mich, ausgedrückt. Nach zwei Tagen ließ mich der Graf von Custines, früh um zehn Uhr, weil er mir etwas Wichtiges mitzutheilen habe, um Zutritt ersuchen. Ich war noch im Bett, bat ihn, in mein Kabinet zu treten, warf mich geschwind in meine Kleider, und ging zu ihm. Die Bewegung, die ich auf seinem Gesichte las, machte mich bestürzt; guter Gott, was fehlt Ihnen? rief ich ihm entgegen. „Sie sollen, antwortete er, das Uebermaaß des Abscheulichen und der Treulosigkeit hören.“ — „Von Wem?“ — „Von dem schwärzesten Bösewicht, der je gelebt hat, dem Vicomte.“ — „Von Ihrem Bruder! was hat er gethan?“ — „Er hat Sie von jeher betrogen, er hat Sie niemals geliebt, er verrieth mich, er suchte meine Frau zu verführen, in eben der Zeit, wo er gegen Sie die heftigste Leidenschaft zur Schau trug. Hören Sie, was ich erfuhr. Frau von Custines hinterließ ein Kästchen, in welchem sie, wie mir bekannt war, alle Briefe,

die sie aufbewahren wollte, verschloß. Der Schlüssel war mir abhanden gekommen, ich war auch gar nicht verlangend, es zu öffnen, denn mir graute davor, diese Papiere zu erblicken, die zu einer Zeit, wo ich so glücklich war, geschrieben worden. Endlich, da Sie mir verschiedenemal Ihre Briefe abforderten, ließ ich es durch den Schlosser öffnen und leerte es aus. Es enthielt Ihre Briefe, die der Frau von Louvois und einige der Frau von Harville. Als ich das Kästchen aber genauer betrachtete, sahe ich, daß es seiner Dicke nach, einen doppelten Boden haben mußte; ich suchte die Feder und fand ein Fach, das eine ungeheure Menge Briefe und Billette von meinem Bruder enthält, die alle in der leidenschaftlichsten Sprache eine Liebe ausdrücken, die er sehr rein nennt, die sich aber aller möglichen Verführungsmittel bedient. Man ersieht aus ihnen, daß Frau von Custines ihrer Pflicht keinen Augenblick ungetreu war und ihre Antworten immer ausnehmend streng gewesen seyn müssen; man sieht, daß sie ihm beständig ihr zu schreiben verbietet und meistens nicht antwortete. Dann drohte er mit dem Aeußersten: daß er mir alles gestehen und sich umbringen wollte. Oft spricht er von Ihnen; er sagt, daß er glauben mache, er sey mit Ihnen beschäftigt, um seine wahren Empfindungen um so besser zu verbergen — doch ich habe einige dieser Briefe, in denen von Ihnen die Rede ist, mitgebracht — da lesen Sie selbst.“ — Ich las sie, ich gestehe es, mit eben so viel Kränkung, als Unwillen; in dem ersten, der mir in die Hände fiel, antwortete er auf die Vorwürfe, welche ihm Frau von Cu-

stines, wegen seiner strafbaren Hinterlist gegen mich gemacht hatte:

„Wenigstens stört diese List nicht ihre Ruhe. Wenn sie sich die Zeit wohl vertreibt, wenn man ihr schmeichelt, schönthut, hat sie alles, was sie bedarf. Ihre Eigenliebe über ihre Talente, ja ihre Lebhaftigkeit selbst, werden ihr immer statt der Vernunft dienen; in ihr wird nie eine große Empfindung Raum finden.“

In einem andern Brief über seine Reise nach Corsika, schrieb er wörtlich:

„Um so besser, wenn alle Welt glaubt, sie sende mich nach Corsika; allein Sie, die mit Ihrer großen, gefühlvollen Seele darüber nur erschrecken, nicht gerührt sind, wie können Sie den gefährlichen Eindruck, von dem Sie sprechen, für sie fürchten? Rechnen Sie doch mehr auf ihre Eitelkeit. Seyn Sie versichert, wenn sie sich für die Veranlassung zu dieser Handlung hält, wird sie dieselbe sehr natürlich finden.“

Ich las diese zwei Stellen verschiedenemal hinter einander und schrieb sie noch an demselben Abend auf ein Paar Blätter, die ich an die Briefe desselben Tages heftete, welche dieser neue Lovelace, viel hinterlistiger und boshafter als der, welchen Richardson schildert, an mich gerichtet hatte. Wie unglücklich wäre ich gewesen, hätte mich nicht mein Instinkt, der mich seine Falschheit immer ahnen ließ, vor seiner Verführung bewahrt! Was wäre aus mir geworden, hätte ich ihn geliebt! Allein er kannte uns Beide sehr gut; er wußte, daß seine Schwägerinn ein solches Geheimniß nicht verrathen konnte und daß

meine Schüchternheit, meine natürliche Zurückhaltung und die imposante Strenge der Frau von Custines, mir nie erlauben würden, ihr seine Briefe zu zeigen, oder nur mit ihr davon zu sprechen. Es kostete mich Mühe, die Heftigkeit von des Grafen von Custine's gerechtem Zorn zu mäßigen; endlich gewann ich über ihn, daß er mir sein Wort gab — und auf dieses konnte man bauen — alle diese Briefe zu verbrennen und weder seinem Bruder, noch irgend Jemand ein Wort darüber zu sagen. Ohne das Andenken, welches er von seiner Frau hegte, wäre mir dieses nie gelungen; er kannte die Welt genug, um zu wissen, sie würde, wenn diese Geschichte bekannt würde, sie auf so vielerlei Weisen erzählen, daß die Ehrfurcht, welche man für Frau von Custine's Andenken hatte, unerachtet ihrer vollkommnen Unschuld, dabei Gefahr laufen könnte — denn es giebt gar zu viele unbesonnene Menschen, welchen der Gedanke der Vollkommenheit selbst zur Last ist.

Seinem Versprechen getreu, lebte der Graf, wie gewöhnlich, mit seinem Bruder, behielt ihn bei sich im Hause, und der Vicomte ahnete nicht, daß ihm sein schreckliches Geheimniß bekannt sey. Dieses Betragen kostete mehr als sechs Monate seinem tugendhaften Bruder sehr viel; nachher vergaß er die Beschimpfung, die er nicht zu wissen vorgegeben hatte, und ich sah, daß er diesen treulosen Menschen, der ihn so unwürdig betrogen hatte, wieder aufrichtig lieb gewann. Hätte er sich in dem ersten Augenblick gegen ihn erklärt, so wäre ein Zwist daraus erfolgt, der sie wahrscheinlich auf Lebenszeit getrennt hätte.

Es ist sehr zu verwundern, daß die reinste, frömmste Frau, daß Frau von Custines solche strafbare Briefe angenommen hat. Sie wurde, wie ich gesagt habe, von den schrecklichen Drohungen des Vicomte eingeschüchtert; allein sie hätte Charakterfestigkeit genug haben sollen, um seiner Rache zu trotzen. Nichts kann uns einer bestimmten Pflicht überheben. Unbegreiflich ist es, daß Frau von Custines diese Briefe nicht vor ihrem Tode verbrannte — doch, so wie ich erzählte, ging die Sache vor sich.

Seit dieser Zeit habe ich den Vicomte nie mehr in meinem Hause gesehen; ich traf ihn im Palais Royal, im Tempel bei dem Prinzen von Conti und im Palais Bourbon, wohin er als Capitain der Leibwache des Prinzen von Condé gehörte. Drei oder vier Jahre nach unserer Entzweiung hatte ich die Masern, an denen ich zum Tode lag; damals sollte der Vicomte mit Herrn von Buzançai auf vierzehn Tage nach London gehen; sobald er die Gefahr, in welcher ich mich befand, erfuhr, ließ er seinen Gefährten allein reisen, indem er ihm sagte, daß es ihm, so lange ich mich in dieser Lage befinde, unmöglich sey, Paris zu verlassen. Er blieb und brachte, so lange man für mich besorgt war, ganze Stunden in meinem Vorzimmer zu, wo meine Bedienten von den Aeußerungen seines Schmerzes und seiner Unruhe gerührt wurden. Auf diese Weise erhielt er sich den Ruf eines wahren Romanenhelden um so mehr, da er seiner eingebildeten Leidenschaft getreu, bis zu seinem Tod keine andere Neigung bezeigt hat. Er behauptete hartnäckig, daß nach einer so außerordentlichen, so unglücklichen Leidenschaft, sein Herz für keine zweite Liebe

Raum habe. Er heirathete nie. Man glaubt nicht, wie viel Mißbilligung ich mir zuzog, nie an diese schöne Leidenschaft glauben zu wollen; man meinte, ich hätte, ohne sie zu theilen, doch wenigstens dem Mann, der so zu lieben verstand, ein großes Gefühl der Hochachtung bezeigen sollen. Sprach man mir recht hochtrabend davon vor, konnte ich mich nicht enthalten, zu lachen und die Schultern zu zucken. Man behauptete stets, dieses Betragen beweise wenig Geschmack und ein gutes Herz sollte mich davon abhalten. — Diese Begebenheit, die in allen ihren Umständen wahr ist, kann jungen Frauenzimmern, die so geneigt sind zu glauben, daß sie Leidenschaften, welche über das Leben entscheiden, eingeflößt haben, zur Lehre dienen. — — —

Ich wende mich nun wieder zur Fortsetzung meiner Geschichte.

Am Schluß der sechs ersten Wochen, die ich im Palais Royal zugebracht, hatte ich schon so viel Bosheit und Abscheulichkeit erfahren, daß ich mich auf einige Zeit zu entfernen beschloß. Die Herzoginn von Chartres hatte mir — und ganz aus eignem Antrieb — die lebhafteste Freundschaft geschenkt; wenn sie allein war, ließ sie mich unaufhörlich zu sich rufen, eine Gunst, die ich bei meiner gewohnten Zurückhaltung nie gesucht hätte, und die sie niemand Anderm erzeigte. Meine Unterhaltung, meine Fröhlichkeit gefielen ihr, und ihre Güte, Offenheit, Empfindsamkeit zogen mich an. Man sagte ihr viel Böses von mir, sie glaubte es nicht, sie nahm so viel Feindseligkeit gegen mich wahr, daß sie die ungeschickte, leidenschaftliche Sprache

des Hasses, leicht erkannte. Sie theilte mir Alles mit und fand mich gemäßigt, ich darf wohl sagen, großmüthig; denn ich warf die Vorwürfe nicht auf meine Gegner zurück. Ich habe mit ihr nie gegen die Frauen gesprochen, welche sie mir als meine bitterste Feindinnen anklagte, habe in der Folge keine Gelegenheit vorbei gehen lassen, um eben diesen Personen bei ihr Dienste zu leisten. Die Herzoginn wußte dieses Betragen zu schätzen; sie ergab sich mir mit einer Art Leidenschaft, die über fünfzehn Jahre gedauert hat, und ich kann in Wahrheit sagen, daß mein Herz sie mit aller Kraft und Hingabe, deren es fähig ist, erwiedert hat. Sie war aber auch der Gegenstand der bittern Eifersucht, die mich neun Jahre lang im Palais Royal verfolgte. Dieser Bosheiten und Verläumdungen übersatt, nahm ich mir vor, eine kleine Reise zu machen, in der Hoffnung, meine Abwesenheit während dieser beginnenden Gunst, würde für einen Beweis gelten, daß es mir um das Herrschen nicht zu thun sey. Seit langer Zeit hatte ich Frau von Merode in Brüssel zu besuchen versprochen, jetzt bat ich Herrn von Genlis mich dahin zu bringen, nahm Urlaub und reiste in der Mitte des Winters ab. Ich athmete freier, da ich mich bei einer liebenswürdigen Freundinn befand, die nur darauf dachte, mir den Aufenthalt in Brüssel angenehm zu machen. Prinz Carl Alexander *)

---

*) Dieser Prinz war Leopolds I. Prinzen von Lothringen und der Elisabeth von Oranien Sohn. 1742 befehligte er das österreichische Heer in Böhmen, wo der König von Preußen ihn schlug, zwei Jahre später drang Prinz Carl in das Elsaß, sah sich aber

des Kaisers Bruder, war damals Vicekönig der Niederlande; er war liebenswürdig, schäzte Künste und Wissenschaften, und bezeigte mir viel Gnade. Frau von Merode machte ein großes Haus, wir wohnten bei ihr und ich sah die glänzendste Gesellschaft der Stadt, unter andern auch den Fürsten und die Fürstinn von Stahrenberg. Diese lezte obgleich klein, häßlich und verwachsen, gefiel, selbst durch ihr lebhaftes Gesicht. Ich habe nie eine kurzweiligere Art zu erzählen, nie eine angenehmere, witzigere Unterredungs-Gabe gehört. Sie flößte heftige Leidenschaften ein, die eben so treu als unglücklich waren. Der junge, hübsche Prinz von Chimay war damals sterblich in sie verliebt, und schon zwei Jahre lang deßwegen an Brüssel gefesselt. Der Mann, der an Prinz Carls Hof am mehrsten Mode war, und zugleich der geistreichste Mann, war Prinz Carl von Ligne. *) Da er einen großen Theil seiner Zeit in Paris

---

bald gezwungen über den Rhein zurück zu gehn. Einen Augenblick gewann er über die Preußen die Oberhand, allein 1745 ward er schon wieder von ihnen besiegt. Dieser geschickte, tapfre Fürst war ein unglücklicher Heerführer. Sein wohlwollender, großmüthiger Karakter, der Schutz, den er den Wissenschaften verlieh, haben ihm die Liebe seiner Zeitgenossen gewonnen und seinem Andenken Achtung und Dankbarkeit zugesichert. Er starb 1780 acht und sechzig Jahr alt.

Anm. des Herausg.

*) Carl Joseph 1735 in Brüssel geboren, diente seit seiner Kindheit in Oesterreich, wo sein Vater und Großvater Feldmarschall gewesen waren. Wie ihn Frau von Genlis kennen lernte, hatte er schon entschiedene Beweise seiner Tapferkeit gegeben: 1758 trug er durch einen entschloßnen Streich, der ihn zum Ober-

zubrachte, war er mir schon bekannt; er hatte eine edle Gestalt, das Aussehn eines großen Herrn, Sanftheit, Heiterkeit, und spielte ein bischen, obschon auf die natürlichste Weise, den Sonderling. Sein Karakter war loyal, und sehr verbindlich. Die Herzoginn von Ursel, die Tochter der schönen, tugendhaften Herzoginn von Aremberg, war damals in der ersten Blüthe der Jugend; glänzende Frische, eine angenehme Physiognomie ersezten ihr die Schönheit, sie war allerliebst durch Sanftmuth, Fröhlichkeit und ungetrübt gleiche Laune. Ich hatte meine Harfe mitgenommen; wir machten alle Abende Musik, man schwazte, tanzte, und verkleidete sich viel, besonders, was von jeher sehr leicht war, um mich zu hintergehen, Frau von Ursel schwärzte ihr blondes Haar, zog ihre Nase mit einem Haar hinaufwärts, und verbarg ihre hübschen Zähne vermittelst einer künstlich geschnittnen Orangeschaale — so herausgepuzt, ließ sie mich einen ganzen Abend in dem Irrthum, eine kürzlich aus dem Haag angekommene Holländerinn zu

---

sten machte, zum Gewinnen der Schlacht von Hochkirchen bei, besonders hatte er sich in den lezten Feldzügen des siebenjährigen Kriegs ausgezeichnet; als er 1790 nach Paris kam, war ihm sein Ruf als liebenswürdiger, geistreicher, zuverlässiger Mann, vorausgegangen. Die lächerlichste aller komischen Opern: Céphalide, oder die andere Heirath der Samniten, die 1776 in Brüssel im Druck erschien, ward ihm zugeschrieben; er hat zu niedliche französische Verse gemacht, als daß er eine so abgeschmackte Dichtung verfaßt haben sollte. Er ist 1814 in Wien als österreichischer Feldmarschall gestorben.

Anmerk. des Herausg.

seyn. Man führte mich nach Antwerpen, um dort Gemälde und viele wichtige Manufakturen zu besehen. So verlebten wir drei höchst angenehme Monate. Ich hatte meinen Urlaub um sechs Wochen überschritten, und kehrte endlich, um die nämlichen Feindseligkeiten wieder zu finden, in das Palais Royal zurück. Wenige Tage nach meiner Ankunft begaben wir uns nach Ile Adam zu dem Prinzen von Conti. *) Ich liebte diesen Fürstensitz vorzüglich,

---

*) Ich habe sein Portrait schon gemacht, aber einen Zug der ihn besonders bezeichnete, und welcher Prinzen und Staatsdienern sehr nützlich seyn kann, vergessen. Er verlangte, daß Menschen aller Klassen, die mit ihm zu thun hatten, ihm alle Ehre, die seinem Stande zukam, mit der größten Genauigkeit erzeigten. Das hinderte ihn nicht, ohne Unterlaß sehr liebreich und höflich zu seyn. Dieses Gemisch von Popularität und Kenntniß unsrer Rechte, von Herablassung und Würde, wird immer Liebe und Ehrfurcht gewinnen. Frau von Boufflers ließ nach seinem Tode einen Gips-Abguß von dem Gesicht des Leichnams nehmen, allein der Ausdruck des Todes und das Einsinken der Muskeln unter dem Gips, nimmt dieser Sculptur (cette sculpture) alle Schönheit. Anm. der Verf.

Er war der fünfzigste seines Namens, zeichnete sich in dem Krieg von 1741 durch seine persönliche Tapferkeit und Heerführer-Talente aus, und starb 1776, ein und siebzig Jahr alt. Ein Dichter schilderte ihn, wie folgt:

Des héros de son sang il augmenta l'éclat;
Mécène des savans, l'idole du soldat,
Favorit d' Apollon, de Themis, de Bellone,
Il protégea les arts et defendit le trône.

A. d. Herausg.

weil man der vollkommensten Freiheit daselbst genoß. Man sah den Prinzen erst zwei Stunden vor dem Souper in dem Salon, den Tag über war er bei Frau von Boufflers, seiner vertrauten Freundinn und der geistreichsten Frau in der Gesellschaft. Ich verlor hier keineswegs meine Zeit; es war eine schöne Bibliothek daselbst, ich las, ich glaube zum erstenmal, Rabelais, von dem ich drei Viertel recht abgeschmackt und unklug fand; was geistreich darin ist, reicht gewiß nicht hin, um ein Buch berühmt zu machen, Ich las zum ersten oder zweitenmal viele Memoiren über Frankreich, und machte viele Auszüge. Herr Pont de Vesle, Neffe der berühmten Frau von Tencin *) ward mir durch seine Unterhaltung sehr nützlich; er hatte viel Güte

*) Der Ernst der politischen Begebenheiten hat diese sonderbare Frau von Tencin einigermaßen vergessen machen; sie war anfangs Nonne, ließ sich dann von ihrem Gelübde lossprechen, und ward Stiftsdame; da sie in dieser Lage das Capitel oft verlassen durfte, brachte sie die meiste Zeit in Paris zu. Man sagte von ihr, sie spräche noch lieber von Intriguen, als von Literatur; sie nannte die Gelehrten, welchen sie Zutritt gestattete, „ihr Vieh“ und im geselligen Leben hatte sie auch mehr Verstand als sie. Hatte sie nun aber auch dessen genug, um in einem peinlichen Rechtsstreit, in den sie verwickelt ward, nicht zu erliegen, konnte sie doch nicht verhindern, gefangen genommen und anfangs ins Châtelet, nachmals in die Bastille gesezt zu werden. Sie starb 1749 in einem sehr hohen Alter in Paris, und hinterließ mehrere Romane, an denen Herr Pont de Vesle, ihr Neffe, Antheil gehabt haben soll. Ihre Werke sind 1786 in sieben Bänden herausgekommen.

Anmerk. d. Herausg.

für mich, beantwortete alle meine Fragen mit Vergnügen, und machte mir eine Menge literarische Anekdoten bekannt. Nach meiner Rückkehr nach Paris ergab ich mich mehr als jemals dem Studieren. Ich vermehrte meine Beschäftigungen noch mit der Miniaturmalerey von Blumen. Frau von Puisieux hatte mich gebeten, ihr eine recht leichte, recht gewöhnliche Dose zu verschaffen, die sie immer auf den Stickrahmen könnte liegen lassen; zu diesem Zweck malte ich ihren Namens-Zug von Blumen, innerhalb eines Blumenkranzes, und ließ damit eine leichte Dose von Feigenholz verzieren. Diese kleine Arbeit ward so hübsch gefunden, daß alle meine Freunde solche Dosen verlangten, und ich mehr als ein Duzend nacheinander verfertigte. Im Palais Royal fehlte es mir nicht an Büchern — doch war es unbegreiflich, daß der Herzog von Orleans, der die herrlichsten Sammlungen aller Art besaß, keine Bibliothek hatte. Der Ritter Durfort lieh mir, was ich verlangte, aus der seinigen. Damals war ich in der französischen Literatur und der Geschichte sehr fest, meine Reisen nach Chantilly hatten mir Geschmack an der Naturgeschichte gegeben, des Prinzen von Condé Kabinet, und des guten, gelehrten Herrn von Bomare *), der die Aufsicht darüber hatte, Freundschaft für mich, führten

---

*) Der Pater Valmont von Bomare, Parlaments-Advokat in Rouen, bestimmte seinen Sohn zu der Rechtspflege, allein seine Neigung zur Naturgeschichte behielt bei ihm die Oberhand und ward sein einziges Studium. Er reiste auf königliche Kosten, kehrte mit Kenntnissen bereichert 1756 nach Pa-

mich auf den Einfall, mir selbst eine Sammlung anzulegen. Da mir die Geographie sehr fremd war, bat ich Herrn Bomare mir eine Lehrmeisterinn zu verschaffen, er empfahl mir Fräulein Thouin, die Schwester des königlichen Obergärtners, der schon damals als einer der größten Botaniker (vor der Revolution) in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen war. Fräulein Thouin war eine sehr unterrichtete, liebenswürdige, junge Person; wir gewannen uns einander sehr lieb und blieben, bis ich nach Belle Chasse zog, gute Freunde, dann entzweiten wir uns durch eine Ungerechtigkeit, die sie sich zu Schulden kommen ließ, wie ich es zu seiner Zeit erzählen werde. Ich beredete die Herzoginn von Chartres, die Geographie mit mir zu lernen, und verschaffte Fräulein Thouin diese erhabne Schülerinn, die sie über drei Jahre behielt. Die Herzoginn war im Kloster von der tugendhaften alten Frau von Sourcey aufgezogen worden, sie lehrte sie was mehr werth ist als Anmuth und Talente; sie erfüllte ihre schöne Seele mit religiösen Gefühlen und vortrefflichen Grundsätzen; da sie aber selbst gar keine Kenntnisse besaß, konnte sie ihrem Zögling deren auch nicht geben, so daß diese nicht einmal orthographisch zu schreiben wußte; ich unterrichtete sie achtzehn Monate lang darin, eben so auch in der Geschichte und Mythologie. Ein Maler, der meinen Töchtern Unter-

---

ris zurück und eröffnete einen Lehrsaal, der sehr eifrig besucht ward. Sein Dictionnaire raisonné d'histoire naturelle hat mehrere Auflagen erlebt. Bomare starb 1807, sechs und siebzig Jahr alt. Anm. des Herausg.

richt gegeben hatte, sprach von einem jungen Polen, Miris, mit mir, der im äußersten Elend sey, aber ein grosses (seitdem auch berühmt gewordenes) Talent zu kleinen Gemählden in Wasserfarbe habe. Ich sann mir aus, zum Unterricht der Herzoginn, eine Reihe kleiner historischer Bilder von ihm verfertigen zu lassen, welche die schönsten Züge aus der römischen Geschichte, die ich aus meinen Auszügen sammelte, zum Gegenstand hatten. Er malte deren viere in einem Monat, zu achtzehn Franken das Stück — das war wirklich umsonst! — Die Herzoginn ließ sie nach und nach in Rahmen fassen, und ich schrieb mit feinen Zügen deren Gegenstand auf die Rückseite. So erhielt sie allmählig hundert fünfzig kleine Gemälde, die in einem kleinen Kabinete aufgehangen und von Jedermann bewundert wurden; ich selbst hatte sie in chronologischer Ordnung angereiht. Späterhin gab sie mir dieselben zu dem Unterricht der Fräulein von Orleans. Während der Revolution rettete sie Frau von Valence vor der Confiskation, und ich autorisirte sie, dieselben für die Erziehung ihrer Töchter zu behalten; sie theilte sie, und Frau von Celles besizt den größten Theil dieser kostbaren Sammlung.

Außer diesen Beschäftigungen diente ich der Herzoginn von Chartres auch als Sekretär; ich sezte ihr alle ihre Billete und Briefe auf, die sie dann abschrieb. Es fiel gar nichts außer dem alltäglichen Gang vor, das sie mir nicht mittheilte, und mich um Rath fragte. Es ist oft der Fall gewesen, daß sie ihre Kammerfrau, wenn ich sie des Tags über nicht hatte sehen können, früh um zwei, drei Uhr schickte, um mir die Abfassung eines Briefes oder Billets,

wel-

welches des andern Morgens fortgeschickt werden sollte, aufzutragen. Da ich spät zu Bette ging, war ich gewöhnlich noch wach, allein oft ließ mich die Kammerfrau wecken. Bei solchen Gelegenheiten schrieb mir die Herzoginn weitläufig, was sie von mir verlangte: oft wollte sie mir nur einen Verdruß anvertrauen, und in diesem Fall ging ich, wenn es nicht unmäßig spät war, zu ihr hinunter. Alle diese Geschäfte verhinderten mich nicht an Handarbeit; ich machte sehr hübsche Stickereien, von mannichfacher Art, übte die Musik, sezte die Naturgeschichte fort, und sammelte ein Kabinet von Muscheln, Madreporen, Mineralien und Kieseln, das sehr schön ward; man konfiszirte und verkaufte es mit allem was ich in Belle Chasse besaß, zum Besten der Nation. Auch fuhr ich fort Schauspiele zu schreiben. Bei Frau von Puisieux hatte ich die falschen Zartgefühle (les fausses Delicatesses) gemacht, allein sie niemand, selbst nicht Herrn von Sauvigny, gezeigt; er war so sehr für mich eingenommen, daß ich seiner Kritik, so richtig sein Urtheil war, doch nicht traute; da ich aber doch zu wissen wünschte, ob ich einiges Talent besäße, ergrif ich ein seltsames Mittel mich zu belehren; ich war bei der année litteraire von Fréron *) abonnirt,

---

*) Frérons Kritiken sind fast ohne Ausnahme gerecht und gegründet; sie erregten unter den Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts eine befremdliche Wuth! Zorn ist aber ansteckend, man beantwortete Frérons Kritiken durch Schmähungen, er sezte bittern Spott und zuweilen übertriebene Urtheile entgegen. Dieser Mann, dessen Feder von guten und schlechten

und fand so viel Verstand und gesundes Urtheil darin, daß ich mich entschloß, Fréron, den ich gar nicht kannte, zu Rathe zu ziehen. Ich schrieb ihm ohne Namen, unterzeichnete: „ein junger Schriftsteller", und bat ihn das Lustspiel zu lesen, und mir ganz offenherzig zu sagen, ob ich in dieser Gattung zu arbeiten fortfahren sollte? Seine Antwort bat ich ihn bei seinem Buchhändler, wo ich nach vierzehn Tagen nachfragen wollte, abzugeben. So geschah es auch. Frérons Antwort war sehr höflich und umfassend; er schrieb, es fände sich Marivauxdage (Marivauxderey) in meinem Stück; er nähme wahr, daß ich diesen Schriftsteller viel gelesen habe, und ihn liebe; er rathe mir aber, diese Nachahmung fahren zu lassen, und mir selbst mich zu überlassen; ich habe, sagte er, Ideen, Witz, und vor allem sey ein guter Kopf und das Talent, einen guten Plan zu machen, mir eigen. Dieses Urtheil ist mir sehr heilsam geworden; es gab mir Muth und heilte mich auf immer vor der Marivauxdage. Andre Verhältnisse habe ich mit Fréron nie gehabt.

Schriftstellern fast gleich sehr gefürchtet ward, hatte einen sanften Karakter, war heiter, hatte einen sichern Geschmack, und die Kunst die Fehler eines Buches auf die wizigste Weise darzustellen. Seine ersten Kritiken erschienen 1746, und er ward auf diesem gefährlichen Wege mehreremals von der Regierung verhaftet. Die Année litteraire sollte auf Befehl des Großsiegelbewahrers von neuem verboten werden, als Fréron 1776 an einem zurückgetretenen Podagra starb. Er war 1719 in Quimper geboren.

Anm. des Herausg.

Mit Eintritt des Sommers gingen wir nach Chantilly, wo der Prinz von Condé mich ganz besonders auszeichnete. Bei Tisch sezte er sich immer neben mich, und fragte mich was ich wünschte, daß man des folgenden Tages vornehme? ob man lieber auf der Sylvien-Insel, oder der Insel der Liebe speisen solle? wo der Sammelplaz bei der Hirschjagd seyn solle? Alle diese Aufmerksamkeiten waren nicht sehr schmeichelhaft; es war ein Versuch, den der Prinz mit allen hübschen Weibern machte. — Man behauptete, das sey ein System des Ehrgeizes; er sagte: „eine hübsche Frau ist immer zu irgend etwas gut, und es giebt nur eine Art, sie zu gewinnen.“ Da mir diese Art, so bald ich seine Absicht kannte, nicht gefiel, benahm ich dem Prinzen die Hoffnung des Gelingens, und von diesem Augenblick an, ward und blieb er mein Feind. Dieser Prinz war damals sechs oder sieben und dreißig Jahr alt, er war einäugig, aber ohne daß sein Auge entstellt gewesen wäre, *) sein Gesicht war mehr hübsch als häßlich, sah aber falsch aus, und seine Physiognomie mahlte seinen Karakter, denn er war ungemein versteckt. Im Krieg hatte er sich seines Ahnherrn würdig erwiesen, und stand bei der Armee in verdientem Ansehn. Seine Offiziere ehrten ihn alle, und

*) Der Vater dieses Prinzen von Condé (dessen blindes Auge mit dem zunehmenden Alter auch häßlicher ward), hatte sein Auge durch einen Zufall auf der Jagd verloren, und alle seine Kinder, die ehelichen und unehelichen, kamen einäugig zur Welt. Diese Thatsache ist schwer zu erklären.

Anm. der Verf.

er übernahm immer die edle Rolle ihres Beschüzers und Fürbitters, selbst für die, welche nicht zu seinem Regiment gehörten, und die er nicht kannte; es war genug, daß sie sich an ihn wendeten, und daß ihre Bitte gerecht war. Es fehlte ihm nicht an Verstand, er schrieb gut, und wenn er keinen Zwang fühlte, konnte er angenehm schwazen, doch in der großen Welt war er schüchtern, und wenn er öffentlich sprach, war es schlecht. Sein Ehrgeiz war der eines Höflings, nicht eines Prinzen, denn er wendete zu seinem Zweck kleine Mittel an, und kleine Intriguen, die er hätte verachten sollen. Er war sehr rachsüchtig, der Haß machte ihm eine Art Vergnügen, — er ist der einzige Mensch, den ich, wenn er von jemand sprach, den er haßte, immer lächeln sah, — mit einem abscheulichen Lächeln, das gar keine Beschreibung zuläßt! — Der Herzog von Bourbon bezeigte mir immer viel Güte; er hatte einen hübschen Anstand; seine blühende Gesichtsfarbe diente ihm statt Schönheit; seine Gemahlinn war auch in Chantilly; sie hatte Anmuth, Geist, Talente, eine schöne Seele, aber eine Seltsamkeit in ihren Begriffen, welche ihre Erzieherinn zu berichtigen vernachläßigt hatte, und die ihrer Art zu sehen und zu urtheilen viel Klarheit benahmen. Da sie durch Frau von Barbantane sehr gegen mich eingenommen war, begegnete sie mir mit großer Trockenheit, ich that nichts, ihr Vorurtheil zu vermindern, bis zur Revolution — seitdem hat mich ihre Güte für diese Ungerechtigkeit sehr schadlos gehalten.

Den darauf folgenden Winter ward ich von meinen selbstgewählten Studien sehr zerstreut. Gluk kam, um seine Opern

spielen zu lassen, nach Paris. Alle dem Palais Royal gehörige Logen hatten einen Zugang in dem Pallast. Vom Eßsaale aus brauchte ich nur eine Thüre zu öffnen, um in eine unsrer Logen zu treten. Diese Bequemlichkeit, mein leidenschaftlicher Geschmack an der Musik, und das große Vergnügen, Gluck *) bei jeder Repetition auf die Schauspieler und Tonkünstler zürnen, und ihnen herrliche Lehren

---

*) Ohne Stimme, ohne Finger ist Gluck, wenn er seine schönen Arien, sich selbst auf dem Piano begleitend singt, ganz entzückend. Der Genius bedarf weder Annehmlichkeiten noch Vollendetes, kann es wenigstens entbehren. Wenn man innig gerührt ist, wünscht man weiter nichts. Gluck sprach von Piccini mit Gerechtigkeit und Einfachheit; man fühlte, daß er ohne Gepränge billig war; doch sagte er, wenn Piccinis Roland Beifall fände, wollte er ihn zustuzen *) das Wort ist bemerkenswerth, aber es hat mir nicht gefallen; eine stets bescheidne Sprache ist allein von gutem Geschmack. Souvenir de Felicie.

Man hat Gluck eine geniale Erfindung zu verdanken; die, durch die Begleitung der Instrumente die Empfindung auszudrücken, welche die Worte des Gesanges zu verhehlen trachten. Wie z. B. in Iphigenia in Taurien, wo Orest nach dem Muttermord in eine Betäubung fällt, und beim Erwachen sagt: „die Ruhe kehrt in meine Seele wieder.“ — Gluck läßt hier die Instrumental-Begleitung eine geheime Unruhe, eine heftige Bewegung ausdrücken, man glaubt die furchtbaren Vorwürfe des Gewissens, die Drohungen der Furien zu

*) refaire, wiedermachen, ausbessern, eine neue Form geben, Kräfte gewinnen. Siehe Dictionnaire de l'Academie, wenn man die Sprache nicht durch Uebung kennt
Anm. des Uebers.

geben zu hören, ließen mich oft den ganzen Nachmittag in einer Loge zubringen; nachher wollte ich auch alle Vorstellungen sehen, so daß ich einen großen Theil meiner Zeit in dem Opernhaus verlebte. Gluck kam zweimal die Woche mit Monsigny, Herrn von Monville, und dem berühmten Violinspieler Jarnowitz *) bei mir Musik zu machen. Er ließ mich alle seine Arien singen, und seine Ouverturen auf der Harfe spielen; unter andern die von Iphigenia in Tauris, die ich übermäßig liebte. Man

hören. Bei der ersten Repetition stellten die Tonkünstler Gluck vor; dieses Accompagnement passe nicht zu den Worten: „die Ruhe kehrt in meine Seele wieder". — „Er lügt ja, rief Gluck, er lügt ja! er hat seine Mutter ermordet!"

Anm. der Verf.

*) Er war aus einer italiänischen Familie, und sein wahrer Name Jiornovichi. Nachdem er länger als zehn Jahre in Frankreich der größten Gunst genossen, ging er nach Deutschland, wo er lange bei des Kronprinzen von Preußen Kapelle angestellt war; dann besuchte er Wien, Petersburg und andere große Städte, die ihn alle mit Enthusiasmus aufnahmen. Es war ein origineller Mensch; unter eine Menge seltsamer Züge gehört folgender: ein Musikhändler, bei dem er von ungefähr eine dreißig Sous werthe Fensterscheibe zerbrach, konnte ihm auf den kleinen Thaler, mit welchem er sie bezahlen wollte, nicht herausgeben; als er ausgehen wollte, um Münze zu holen, hielt ihn Jarnowitz an und sagte: „das ist der Mühe nicht werth, ich will die Sache gleich richtig machen", und damit stieß er eine zweite Scheibe ein. Er starb plözlich in Petersburg 1804, man hat einige wenige Konzerte und Simphonien von seiner Composition.

Anm. des Herausg.

kann sich wohl denken, daß ich eine Gluckistinn ward, und bei dem Zwist über Gluck und Piccini, den Menschen, die kein Wort von Musik wußten, erhoben, von Herzen lachte. Damit machte ich mir meine ersten literarischen Feinde; denn in der Gesellschaft hatte ich, was Musik anbetraf, ein gewisses entscheidendes Ansehen. Die gelehrten Gluckisten die doch von meiner Parthei waren, konnten mir nicht ver= verzeihen, daß ich sie verspottete; allein sie vertheidigten Gluck auf eine so lächerliche Weise, daß ich sie freilich nicht mehr als ihre Gegner verschonte. Endlich im Monat März fand ich doch, daß die Musik und Gluck, und die Oper zu vielen Einfluß über mich gewonnen hatten. Da es mir nun immer geschienen hat, daß es leichter ist, ganz zu entsagen, als sich zu mäßigen, legte ich ein Gelübde ab, Oper und Schauspiel nur wenn meine Stelle mich nöthigte, die Herzoginn zu begleiten, zu besuchen — und das geschah selten, denn meinen Gefährtinnen war nichts erwünschter, als mich in diesem Fall zu ersezen. Ich brachte damit ein großes Opfer, denn ich bin diesem Gelübde vollkommen getreu geblieben. Jetzt wollte ich freylich, ich hätte es aus Frömmigkeit gethan, es geschah aber um meiner Studien willen, und aus Eitelkeit mich vor Andern hervorzustellen.

In diesem Winter lernte ich den Grafen Benjowsky *)

---

*) Er ist durch Kotzebues, nach der Revolution auch ins französische übersezte, und neulich noch umgearbeitete Schauspiel auch in Frankreich bekannt. Seine Lebensbeschreibung, in der deutschen Uebersetzung mit einer vortrefflichen Vorrede

kennen. Seine Verweisung nach Sibirien (nach Kamtschatka) und die Art wie er sich rettete, hat ihn berühmt gemacht, er erzählte mir alle seine Abentheuer, welche in Deutschland mit vielem Beifall auf die Bühne gebracht worden sind. In Hamburg sah ich sie aufführen. Den folgenden Herbst hatte ich Gelegenheit, dem Ritter Dürfort folgenden wichtigen Dienst zu erweisen: er war Maltheser, und konnte Präbenden erlangen; einer meiner Freunde, ein Geistlicher, benachrichtete mich, daß eine solche von fünzehn tausend Livres offen sey, und ich weiß nicht in welchem Zusammenhange, der Graf von Artois darüber verfügen könnte; würde sie sogleich für den Ritter gefordert, so könne er sie erhalten. Der Hof war in Fontainebleau, ich schickte sogleich einen Eilboten an den Herzog von Chartres mit dieser Nachricht, ohne Zeitverlust trug dieser die Bitte vor, erhielt die Präbende, und gab dem Ritter Dürfort, der sich in Fontainebleau anwesend fand, indem er ihm zugleich mein Billet zeigte, die erste Nachricht davon. Der Ritter, der nicht reich war, fand sich überglücklich über diese unerwartete Begünstigung, die ihm ohne eine Bitte von seiner Seite zu Theil geworden war, und schrieb mir einen von Dank überfließenden Brief, in dem er mich seine Wohlthäterinn nannte. Wirklich blieb er

---

von Georg Forster versehen, ist eine sehr unterhaltende Lektüre, und wenn der Verfasser auch in Einzelnheiten von der Wahrheit abwich, bleibt Ursache und Wirkung in der Hauptsache wahr, und für den Denkenden zu beherzigen.

Anm. des Uebers.

auch sieben oder acht Jahre über, sehr dankbar, späterhin ward er mein erklärter Feind, und wie man sehen wird, ohne daß ich ihn dazu gereizt hätte.

Ungefähr um diese Zeit trat die Gräfinn von Nolstein in das Palais Royal, sie war fünfzehn Jahre alt, hatte ein hübsches Gesicht, aber übel gebildete große, rothe Hände, und garstige große Füße. Sie war eine Tochter der Frau von Barbantane, mit der Herzoginn von Bourbon in demselben Kloster erzogen, welche, als sie Panthemont verließ, bestimmt ablehnte, sie zur Hofdame zu nehmen. In der Welt sagte und glaubte man, sie hätte sie aus Neid auf ihr hübsches Gesicht nicht gewollt — was aber um so offenbarer falsch war, als sie nachher eine weit hübschere wählte. Dessen ungeachtet schrie man gegen ihre Undankbarkeit, die Tochter ihrer Hofmeisterinn zu verwerfen. Der Herzoginn von Bourbon konnte dieses Geklatsch nicht unbekannt seyn, sie war so rechtschaffen, die wahre Ursache ihrer Weigerung nie zu äußern, und sagte sie mir erst vierzehn oder fünfehn Jahre später, als Frau von Nolstein in ein Kloster in Nancy eingesperrt wurde. Die Herzoginn hatte bei der Thatsache, die sie erzählte, ihre Schwägerinn, die Prinzessinn Luise von Condé, die dasselbe Stillschweigen beobachtet hat, zur Zeuginn. Frau von Nolstein ward im Palais Royal sogleich meine grausamste Feindinn. — Ich habe seltsame Dinge von ihr gehört, will aber nicht davon sprechen; das Publikum hat ihre schrecklichsten Abentheuer nur zu gut gekannt, und ihre aufrichtige Buße legt die Pflicht

auf, deren Erinnerung zu vermeiden. In dem Kloster wohin sie gebracht ward, war ihr Betragen viele Jahre lang so erbaulich und tadellos, daß kein Zweifel an ihrer Bekehrung übrig geblieben ist. Sie übte die ganze Zeit durch die Fasten der strengsten Ordensregeln; verkaufte zum Vortheil der Armen einiges Geschmeide, das sie von ihrer ganzen Garderobe behalten, und blieb bis an ihren Tod in grobe Wäsche nnd rauhen Fries gekleidet. Herr von Nolstein, der allerrechtlichste, tugendhafteste Mensch, gab ihr ein Jahrgehalt von sechstausend Franken, und bezahlte ihr Wohnung und Kost; sie behielt kaum sechshundert Livres zu ihrem Unterhalt, und gab alles Uebrige den Armen, ausgenommen der zum Ankauf der Stoffe nöthigen Summe, aus welchen sie mit eigenen Händen allerlei Arbeiten für die Kirche verfertigte. Sie war sehr geschickt, und widmete ihre Talente ausschließend der Religion. Als die Nonnen bei der Revolution aus ihren Zufluchtstätten getrieben wurden, suchte Herr von Nolstein seine Gattinn nach der Schreckenszeit auf, und brachte sie auf ein, ihm gehöriges, weit von Paris entlegenes Landgut. Frau von Nolstein beschwor ihn, dort, wie in ihrem Kloster leben zu dürfen, und starb in vollem Besitz ihrer Geisteskräfte, achtzehn Monate darauf. Wie sie ihr Ende heran nahen fühlte, ließ sie sich auf Asche betten, und hauchte, nachdem sie alle ihre Fehltritte gebüßt, ihre Seele aus. Ich vergaß zu sagen, daß als sie mit allen andern Nonnen aus dem Kloster vertrieben wurde, sie sogleich zu einer armen Familie, die sie unterstüzt hatte, in einen fünften Stock zog, und dort bis zu Robespierres Tod verweilte.

Ich sah sehr oft Herrn von Fleurieu *), der seitdem im Ministerium war; er veranlaßte mich mein Italiänisch wieder zu üben, welches er vollkommen verstand, und hatte unerachtet seiner vielen Geschäfte, die Güte, mir sechs Monate lang die Woche zweimal Unterricht darinn zu geben. Ich habe nie so einen verbindlichen Karakter gekannt! Er war sehr geschickt, machte Uhren wie ein Uhrmacher und übernahm, die aller seiner Freunde zu reinigen und auszubessern; er machte Dreharbeit, und tausenderlei niedliche Dinge. Eines Tages kam er zu mir, als meine Kammerfrau und eine Jungfer aus dem Putzladen mir ein Kleid, das ich durchaus den folgenden Tag anziehen wollte, mit Blumen besezten; da ich über die Gestalt und die Zeichnung des Besatzes sehr unentschieden war, gab mir Herr von Fleurieu seinen Rath, der angenommen wurde; darauf sezte er sich an die Arbeit, schnitt zu, nähte trotz der besten Putzmacherinn, und das Alles mit einem

---

*) Seine Eltern bestimmten ihn zum geistlichen Stande, sein Geschmack zog ihn zum Seewesen, er vervollkommnete die Seeuhren, und trug durch die Versuche die er machte, und deren Bekanntmachung, viel zu den Fortschritten der Schiffahrt bei. Er blieb nicht lange Seeminister, Ludwig XVI. ernannte ihn den 27. Oktober 1790 dazu, doch er legte sein Amt nach sechs Monaten nieder. Hierauf ward er zum Erzieher des Dauphin ernannt, die Umstände nöthigten ihn 1792 sich zurück zu ziehen. Er hat verschiedenes drucken lassen, und den Anfang einer allgemeinen Geschichte der Schiffahrt aller Völker hinterlassen. Er starb 1810 in Paris, zwei und siebenzig Jahre alt. A. d. Herausg.

Ernst und einer Einfachheit, welche mich bis zu Thränen lachen machte. Er aber schmählte mit mir wegen dieser Lustigkeit, über die wir, wie er sagte, Zeit verlören. Ich hatte meine Thür schließen lassen, und so arbeiteten wir von sieben Uhr Abends bis um ein Uhr nach Mitternacht ohne Unterlaß, ein kleines Abendessen ausgenommen, das keine Viertelstunde hinnahm. Das Kleid wurde fertig, und erhielt den folgenden Tag den größten Beifall. In Herrn von Fleurieus Leben ist ein sonderbarer Umstand: er ist nacheinander in drei Frauen, die drei aufeinander folgenden Geschlechtern gehörten, verliebt gewesen. In seiner ersten Jugend in eine Person, die viel älter als er war, dann in die Tochter derselben, welche Herrn von Mondorge, Herrn von Fleurieus Oheim, heirathete — diese Leidenschaft ward sehr unglücklich. Als Frau von Mondorge Wittwe ward, vermählte sie sich mit dem Marquis Arcamballe, und hatte eine Tochter, die Herr von Fleurieu auf die Welt kommen sah; sobald sie in das Alter trat, wo Mädchen heirathen können, ward er verliebt in sie, und wählte sie zu seiner Frau. Das ist eine Beständigkeit in herabsteigender Linie, von der ich kein zweites Beispiel weiß.

Ich hatte auch einen englischen Sprachmeister angenommen; da ich viel Gedächtniß hatte, las ich die Dichter nach fünf Monaten sehr geläufig: ich verlor keinen Augenblick — wenn ich nach Versaille fuhr, richtete ich mich ein, allein zu reisen um unterwegs zu lesen. Meine Auszüge schrieb ich alle in kleine weiße Bücher, deren ich immer eines in der Tasche trug, um in verlornen Augen-

blicken etwas zu lesen. Ich ließ nie eine Gelegenheit entwischen, einen Jeden, dem ich begegnete, von dem was mich unterrichten konnte, sprechen zu machen. Reisende, von ihren Reisen, Fremde von ihrem Vaterlande, Künstler von ihrer Kunst u. s. w. Auf diese Weise habe ich von außerdem sehr langweiligen Menschen, Vortheil gezogen. Ich zeichnete alles was ich in solchen Gesprächen interessantes erfuhr, noch am gleichen Tage auf. Man hat mir gesagt, Herr von Aguesseau habe auf diese Weise in einigen Jahren vier Bånde in Quart zusammen getragen, wozu er tåglich die fünfzehn Minuten verwendete, welche seine Gemahlinn sich immer zur Tafel erwarten ließ. Dieses Beispiel war mir nůtzlich. Die Mittagstafel war im Palais Royal um zwei Uhr festgesezt, die Herzoginn von Chartres kam aber immer eine halbe Stunde spåter, dadurch verlor ich tåglich gegen zwanzig Minuten. Ich beauftragte einen Kammerdiener mir zu melden, wenn sie sich in den Saal begebe, Punkt zwei Uhr war ich bereit, und verwendete nun die Zeit, welche mir ůbrig blieb, um mit feiner Schrift eine Auswahl von Versen verschiedner Dichter aufzuschreiben, welche bei meinem Abschied aus dem Palais Royal bis auf tausende angewachsen, und sehr bemerkenswůrdig waren; denn sie fingen mit den alleråltesten, gothischen an, die wir besitzen. Diese Sammlung ging nicht verloren, sondern ist jezt im Besitz der Gråfinn von Choiseul, gebornen Prinzessinn von Beauffremont. Nach drei Jahren hatte ich die Bibliothek des Ritter Důrfort erschöpft. Ich lernte den Abbé d'Aulnais kennen, den ersten Bibliothekar der

Königlichen Bibliothek; er hatte während sechs Jahren viele Güte für mich, indem er mir Bücher, und sogar Manuscripte, welche zu meinem Unterricht beitragen konnten, andeutete und liehe. Sein Umgang und Gespräch gereichten mir zum größten Nutzen für meine Wißbegier, oft besuchte ich ihn auch auf der Bibliothek, deren seltenste Bücher er mir zeigte. Ihm verdankte ich auch die Bekanntschaft des Herrn v. Aimeri, der im Palais Royal wohnte, und eine prächtige Sammlung alter Münzen, und Miniaturmalereien Petitots hatte, welche nach seinem Tode von dem Könige gekauft wurde. Alle vierzehn Tage ungefähr ging ich auch in den Königlichen Garten, meine Freundinn Fräulein Thouin zu besuchen; sie führte mich in das naturhistorische Kabinet, und in die Treibhäuser, wo sie mir alle diese Naturwunder erklärte. Als ich eines Tags mit meinem Bruder und Herrn Thouin in einem Treibhause war, trat ein vierzehn oder fünfzehn jähriger allerliebster Jüngling zu mir, der mir hinterbrachte, daß sein Vater ausnehmend wünsche, ich möge zu ihm kommen, um drei kleine, sonderbare Thierchen, die nicht in der Menagerie zu finden wären, zu besehen. Dieser Vater war aber Buffon. Ich war über dieses Zuvorkommen eines Mannes, dessen Werke ich so sehr bewunderte, ganz entzückt! Fräulein Thouins günstiges Urtheil von mir hatte es mir verschafft. Der junge Buffon reichte mir die Hand und führte mich zu seinem Vater, der mich mit einer so anmuthigen Güte und Herzlichkeit empfing, daß er mein Herz gänzlich gewann. Seitdem besuchte er mich wenigstens alle Monate einmal, ich speiste dagegen alle

vierzehn Tage bei ihm zu Mittag; da ich früh genug zu ihm ging, um ihn allein zu finden, sprachen wir immer nur von Literatur, und ich befragte ihn unablässig um Schreibart und Styl. Sonderbar war es, daß Buffon, der einen so harmonischen Styl hatte, die Dichtkunst nicht liebte, und rücksichtlich ihrer kein rechter Kenner war. Fenelon, ein viel weniger vollkommner Schriftsteller, dessen Styl aber so viele Harmonie hat, war im gleichen Fall. Buffon hat mir gesagt, daß er erst im vier oder fünf und vierzigsten Jahr angefangen hätte, für das Publikum zu schreiben, und Aufmerksamkeit zu erregen; sein bewundrungswürdiges Talent hat sich bis zum Ende seiner langen Laufbahn in voller Kraft erhalten. Bei ihm sah ich viele Gelehrte, als den unglücklichen Bailly, Herault de Sechelles, *) Lacépède **), der sich durch Wissen, Geist und Karakter

---

*) Herault de Sechelles politische Laufbahn hat seine Litterarische vergessen machen; sein hauptsächliches und am wenigsten ehrenwerthes Werk ist eine Théorie de l'ambition, welche Herr Salgue 1802 drucken ließ. Man sagt, um so Etwas zu schreiben, bedürfe es wenig Verstand und gar kein Herz. Sechelles war in Paris 1764 geboren und starb 1794 auf dem Blutgerüst. Anm. des Herausg.

**) Lacépède war Buffons und Daubentons Schüler, und verdankte seinen Lehrern die Stelle eines Aufsehers der Sammlungen im königlichen Garten, die er noch im Anfang der Revolution besessen hat. *) Er zeigte sich als würdiger Fortsetzer

*) Die Leser werden gern wissen, was seit der Revolution mit diesem thätigen Manne geworden ist, und wir wollen sie für des Herrn Herausgebers Stillschweigen entschädigen. Von der Revolution an beharrte Herr von Lacépède

empfahl. Außer Herrn von Sauvigny und Dorat *), der schon die Lungensucht hatte, sah ich damals in meinem Hause keine Gelehrte; dieser besuchte mich zuweilen, weil ich ihn in Soissons bei dem Präsidenten von Morfontaine gesehen, wo er bei den Festen, die mir der Intendant gab, niedliche Verse machte, welches eine Frau nie vergießt. Doch nicht deßhalb, sondern weil er es verdient, sage ich, daß man ihn unbillig behandelt hat. Er war ohne Zweifel oft gekünstelt, seine Art war nicht die einer guten Schule, allein oft hatte er Anmuth, Feinheit, und immer viel Ver=

---

des französischen Plinius, und man kann seine Geschichte der eyerlegenden Vierfüßler und Schlangen, der Fische, und der Wallfische, als Fortsetzungen von Buffons großem Werke betrachten. Herr von Lacépède ist Verfasser verschiedener andrer Werke, worunter auch zwei Romane und eine Poesie der Musik befindlich ist. Er ward 1756 in Cagen in einer Adlichen Familie geboren. A. d. Herausg.

*) Dorat der den Damen ganz vorzüglich ergeben war, hatte sich zu dem Sänger aller derer gemacht, die durch Geburt, Schönheit oder Talent einige Berühmtheit erlangt hatten. Oft sang er ohne sie zu kennen ihr Lob.

Anm. des Herausg.

in ausgezeichneter politischer und wissenschaftlicher Thätigkeit, ward 1804 von Napoleon zum Großkanzler der Ehrenlegion ernannt, ward Senator, erhielt das rothe Band. 1814 unterschrieb er Napoleons Entthronung und Ludwig XVIII. machte ihn zum Pair von Frankreich, 1815 nahm er auch von Napoleon die Pairwürde an, nach Ludwig XVIII. Rückkehr ward er durch das Dekret des 24. Juli aus Frankreich verbannt — wo er jezt lebt, ist uns nicht bekannt.

Anmerk. des Uebers.

Verstand. Außer seinen Gedichten und Lustspielen, hat er einen Roman gemacht, der ganz vergessen und doch gewiß nicht ohne Verdienst ist; in unsern Tagen hat man Manche gelobt, die tief unter ihnen stehen. Dorat *) würde, lebte er jezt, Mitglied der Akademie seyn, und Bewundrer genug finden. **)

Damals theilte J. J. Rousseau seine Zeit zwischen den botanischen Garten und Monceaux, das ungehindert zu besuchen er mir zu danken hatte; er that durch Fräulein Thouin noch viele Schritte mich zu versöhnen, versicherte er wünsche leidenschaftlich mich wieder zu sehen, allein obschon ich ihn im Grund lieb hatte, blieb ich doch unerbittlich.

Meine manichfachen Beschäftigungen entschädigten mich für die Bosheiten, denen ich im Palais Royal unaufhörlich ausgesezt war. Und ungeachtet des Hasses, den man

---

*) In seinen kleinen Gedichten hat er oft die Schranken dieser Gattung überschritten; besonders in seiner Epistel an Mademoiselle Fanier, einer Soubrette der französischen Comödie. In dem Gedichte an sie, gebraucht er immer das Wort Coquine, statt Friponne, welches sich damals die Dichter gegen eine Kokette bedienten. Es ist sonderbar, daß Dorat der so viel Feinheit hatte, daß sie oft in Künstelei ausartete, eine solche Rohheit für niedlich hat halten können. Sobald man nicht mehr natürlich ist, wird es, wie viel Verstand man auch habe, unmöglich, sich vor solchen Abirrungen des guten Geschmacks zu hüten. Anm. der Verf.

**) Vor allen verfolgte Rhulières Dorat mit seinen beissenden

auf mich warf, kam man beständig um mich zu Fürbitten bei dem Herzog und der Herzoginn aufzufordern. Ich gestehe, daß mich nie in meinem Leben etwas mehr geschmeichelt hat, wie dieses erstaunungswürdige Vertrauen, das man in die Großmuth meines Karakters setzte, und bin immer beflissen gewesen, es zu verdienen. Ein solches Betragen ist erhaben, wenn die Religion dazu antreibt, allein selbst wenn es aus Eitelkeit geschieht, bleibt es edel; geschehe es aber aus einer Berechnung den Neid zu entwaffnen, so würde es abgeschmackt seyn, denn der Neidische ist nicht zu entwaffnen; das Gelingen seiner Absicht selbst, wenn es durch den Gegenstand seines Hasses bewirkt wird, erbittert und demüthigt ihn nur noch mehr. Das ist wahr, diese Leute fingen ihr Gesuch mit einigen

---

Epigrammen; folgendes schoß er auf ihn ab, nachdem er sein Gedicht „die Inoculation" gelesen.

Je les ai lu avec plaisir,
Ces vers, fruits de vos longues veilles;
Mais leur longue cadence est pénible à saisir,
Pour qui n'est pas doué d'assez longues oreilles.

(Wörtlich: Mit Vergnügen las ich deine Verse, deiner langen Arbeit Frucht; aber ihr langes Versmaaß ist, wenn man nicht mit langen Ohren begabt ist, schwer zu fassen.)

Dorats sämmtliche Werke machen zwei und zwanzig Bände des mannichfaltigsten Inhalts, also zwanzigmal mehr wie heut zu Tage nöthig ist, um eine Stelle in der Akademie zu erlangen. Dieser Mann der so viele Leute gelobt, so viele Madrigale gemacht hat, hatte eine Menge Gegner. Geb. 1734 starb er 1780. Anm. des Herausg.

Entschuldigungen und großem Lobe meiner Sanftmuth und Gutherzigkeit an; ich ward von dieser Falschheit nicht hintergangen, allein meine Eigenliebe ward von dieser Art Huldigung auf das Höchste geschmeichelt. Es verursachte mir auch eine boshafte Freude, diese stolzen Menschen, die nur von Seelenhoheit, von edeln Gesinnungen sprachen, mir allein gegenüber, sich so erniedrigen zu sehn. Ich rächte mich auf meine Art, indem ich sie ohne Vorwürfe anhörte, und ihre Wünsche erfüllte.

1774 starb Ludwig XV. und Ludwig XVI. stieg auf den Thron. Man glaubte Anfangs, das werde dem Palais Royal viel Kredit geben, weil die Prinzessinn von Lamballe, des Herzogs und der Herzoginn von Chartres vertraute Freundinn, der Königinn Liebling war. Daß Frau von Lamballe, ein artiges zartes Gesicht ausgenommen, gar nicht hübsch war, habe ich schon früher gesagt, sie hatte eine gleiche Laune, war sanft, verbindlich, fröhlich, aber ohne allen Geist; ihr kindliches Wesen, ihre lebhafte Heiterkeit verbargen ihre Nichtsbedeutendheit auf eine angenehme Weise. Sie hatte nie eine eigne Meinung, nahm aber in der Gesellschaft stets die Meinung derjenigen Person an, welche man für die geistreichste hielt, und dieses wußte sie auf eine, ihr ganz eigne Weise zu thun. Wenn man in eine ernsthafte Erörterung gerieth, sprach sie nie, sondern that als wenn sie zerstreut würde, und dann plötzlich wie aufgewacht, wiederholte sie Wort für Wort als sey es ihr eigner Einfall, das was die Person deren Meinung sie sich anzueignen für gut fand, gesagte hatte, und gab großes Erstaunen vor, wenn man ihr sagte, daß gerade

dasselbe so eben geäußert worden sey: — sie habe es, versicherte sie dann, nicht gehört. Dieses kleine Spiel trieb sie äußerst geschickt, und es währte lange, bis ich es entdeckte. Uebrigens hatte sie eine Menge kleine Lächerlichkeiten, die nur auf kleinlichen Affektationen beruhten. Der Anblick eines Violenstrausses zog ihr eine Ohnmacht zu, eben so der eines Hummers (großen Meerkrebses) wenn sie ihn auch nur gemahlt sah. Dann schloß sie, ohne die Farbe zu verändern, die Augen, und blieb trotz allen angewendeten Mitteln eine Viertelstunde lang unbeweglich — aber kein Mensch glaubte an diese Ohnmachten. So habe ich sie in Holland in Herrn Hopes Kabinet bei dem Anblick eines kleinen flämmischen Gemäldes, auf dem eine Frau Hummers verkaufte, gesehn. Ein andres Mal in Crécy bei dem Herzog von Penthièvre, wo ich Abends nach der Tafel neben ihr auf dem Sopha saß, und Fräulein Bagarotti *) Gespenstergeschichten erzählte; plötzlich hörte man einen Bedienten im Vorzimmer, der wahrscheinlich aufwachte, ungeheuer Gähnen, Frau von Lamballe stellte sich so erschrocken, daß sie in Ohnmacht fiel, dabei warf sie sich auf mich, und es dauerte so lange, daß man Herrn Guénault, des Herzogs von Penthièvres Wundarzt,

---

*) Der Ritter von Boufflers hat auf diese Fräulein Bagarotti ein höchst komisches Gedicht gemacht. Bei ihrem Tode hinterließ sie so viele Schulden, daß ihre Halbseligkeiten zu deren Bezahlung nicht hinreichten; die Prinzessinn von Conti, die sie sehr geliebt hatte, legte zu ihrer Bezahlung 40,000 Livres zu.
Anm. des Herausg.

aufweckte, der auch im Schlafrock herbei gelaufen kam. Da diese Ohnmacht kein Ende nahm, und ich Lust zu schlafen hatte, schlug ich Herrn Guénault, der ein Pinsel war, eine Aderlasse am Fuße zu machen vor, gewiß daß Frau von Lamballe ehe sie das leide, wieder zu sich kommen werde. Der ehrliche Mann meinte, man müsse wegen des Abendessens noch warten; ich versicherte, die Prinzessinn habe fast gar nichts gespeist. Nun ließ H. Guénault unbedenklich warmes Wasser kommen, und ganz triumphirend — denn der Prinzessinn Ader zu lassen, war für ihn eine glorwürdige That — schlug er vor, den Herzog von Penthièvre, der sich vor uns schlafen gelegt hatte, zu rufen. Dagegen sezte ich mich doch. Das Becken mit warmen Wasser war herbei gebracht, H. Guénault bewaffnete sich mit seiner Lanzette — da kam die Prinzessinn ganz unversehens zur Besinnung zurück. Solche Comödien habe ich sie oft spielen sehen. Später, wie Nervenzufälle und periodische Ohnmachten Mode wurden, fehlte Frau von Lamballe nie deren zwei Mal in jeder Woche zu haben, an demselben Tag in derselben Stunde; länger als ein Jahr lang. An diesen Tagen kam Herr Saiffert, ihr Arzt, wie es bei solchen Kranken gewöhnlich war, zur bestimmten Stunde zu ihr, rieb ihr von Zeit zu Zeit die Hände mit einem Spiritus, dann ließ er sie sich in ihr Bett legen, wo sie zwei Stunden lang in Ohnmacht blieb. Während dem saßen ihre vertrauten Freunde in einem großen Kreis um ihrem Bett, und warteten bis diese Lethargie vorüber ging. Das war die Person, welche auf die Königinn beim Anfang ihrer Regierung, einen so ent-

schiednen Einfluß hatte. Wenn sie vom Hofe abwesend war, schrieb sie der Königinn, die endlich ihre Briefe zeigte; man spottete über den Styl, über die Orthographie, und Frau von Lamballe verlor allen Einfluß. Sie behielt jedoch die Stelle einer Surintendante von dem Haushalt der Königinn, eine Stelle, die man ausdrücklich für sie wiedergeschaffen hatte, denn seit der Fräulein von Clermont, ward sie nicht besezt. *) Der König ging im

---

*) Obschon ich nicht die Ehre gehabt habe, zu der Prinzessinn von Lamballe Freundinnen zu gehören, spreche ich doch von diesen kleinen Schwachheiten, die ohne Zweifel etwas Lächerliches haben. Wenn man aber Memoiren schreibt, und von denkwürdigen Personen spricht, wird man Geschichtschreiber, und darf nicht die kleinsten Züge, welche zur Darstellung des Karakters und der Geistesart großer Personen beitragen können, unterdrücken; um so mehr, wenn diese Züge zugleich einen allgemeinen Begriff von den Sitten der Gesellschaft geben. Und diese periodischen Ohnmachten waren wirklich einmal Mode. Es ist merkwürdig wie der Ehrgeitz und die Ansprüche in jeder Art sich auf eine erstaunliche Weise steigerten. Unsre Großmütter, welche nur durch Kleinlichkeiten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnten, begnügten sich bei dem Anblick einer Spinne, einer Maus oder Fledermaus zu erschrecken. — Vierzig Jahre später wollte man Entsetzen, Erstaunen; man hatte außerordentliche Uebel, und so furchtbare Convulsionen, daß man die Schlafzimmer auspolstern ließ, hatte periodische Anfälle u. s. w. Frau von Lamballe gab nicht das erste Beispiel dieser Thorheit, und wie sie dieselbe nachahmte, wählte sie doch die sanfteste Gattung derselben, nicht Convulsionen. A. d. Verf.

ersten Jahr seiner Regierung, nach Marly, um sich der Blatterimpfung zu unterwerfen; alle Prinzessinnen waren bei dieser Reise und ich begleitete die Herzoginn von Chartres. Der Aufenthalt war glänzend, ich vertrieb mir herrlich die Zeit. Die Herzoginn von Chartres so wie ich, geriethen bei diesem Aufenthalt in eine große Gefahr: wir saßen eines Tages im Erdgeschoß auf einem Sopha, hinter dem sich ein großer Spiegel befand, und hatten vor uns durch eine Thür die Aussicht auf eine Terrasse, auf welcher der Herzog von Chartres und Herr von Fitz James mit Pistolen nach dem Ziel schoßen, wobei sie den Rücken gegen uns gekehrt standen; eine Kugel, welche an eine marmorne Statue schlug, prallte zurück und zerschlug zwei Finger über unsern Köpfen, den hinter uns befindlichen Spiegel. Man hatte mir anfangs ein ziemlich garstiges Zimmer neben dem der Pallastdame (Staatsdame) Frau von Valbelle *) eingeräumt; wir konnten auf das Lästigste, besonders da wir gar keinen Verkehr mit einander hatten, eine die Andre hören; wenn ich Abends nach Hause

---

*) Der Graf von Valbelle war aus einer vornehmen Familie aus der Provence, er verließ den Kriegsdienst, um sich der Literatur zu widmen, und ließ der Akademie ein Legat von 24,000 Livres, um dessen Zinsen jährlich einen Schriftsteller zu verleihen. Herr von Valbelle starb 1778 und seine Büste ward das Jahr darauf am Ludwigstage mit folgender Inschrift aufgestellt: Joseph Omer Graf von Valbelle, der Wohlthäter der Wissenschaften. Alembert las seine Lobrede die weniger bewundert ward als diese Büste.

Anm. des Herausg.

kam, machte ich gewöhnlich ehe ich mich niederlegte, noch zwei gute Stunden lang Musik. Eines Abends zwischen eilf Uhr und Mitternacht, als ich auf meiner Harfe eine Sonate studierte, trat zu meinem Erstaunen Herr von Avray plötzlich in mein Zimmer, und sagte mir, daß die Königinn bei Frau von Valbelle sey, um mich spielen zu hören. Sogleich trug ich das Beste vor, was ich an Musik und Gesang konnte, und spielte anderthalb Stunden ohne Unterbrechung, denn ich wartete bis ein Geräusch im Nebenzimmer mich belehren werde, daß die Königinn fortgehe. Allein es herrschte völlige Stille. Endlich zwang mich die Müdigkeit aufzuhören. Nun klatschte man wiederholt Beifall, und Herr von Avray kam mir im Namen der Königinn ausdrücklich zu danken, und die verbindlichsten Dinge zu sagen. Sie wiederholte sie, als ich ihr den folgenden Morgen meine Aufwartung machte. Meine Harfe und mein Gesang hatte ihr so viel Vergnügen gemacht, daß es mir in diesem Augenblick leicht gewesen wäre, mich in ihrem vertraulichen Zirkel aufnehmen zu lassen, hätte ich nur eingewilligt in den Privatkonzerten zu spielen, wo sie selbst sang; Frau von Lamballe, die es mir selbst rieth, wäre mir dazu behülflich gewesen; ich trug aber schon zu viele Fesseln, um deren noch mehrere zu suchen, machte also keinen Schritt zu diesem Endzweck. Dieser hätte mir ungeheuer viel Zeit gekostet, und meine wissenschaftlichen Beschäftigungen, die doch das größte Vergnügen und der einzige Trost meines Lebens waren, gänzlich gestört. Nach vierzehn Tagen sagte man mir, daß ich eine Wohnung in einem der allerliebsten Gartenpavillons erhalten

würde. Ein solcher — und sie waren alle gleich — enthielt eine sehr schöne Wohnung im Erdstock und eine sehr artige, jedoch sehr viel geringere, oben; diese lezte gab man mir, der Prinz von Condé besaß die andre; sobald er aber erfuhr, daß ich einziehen sollte, eilte er den obern Stock zu beziehen, und ließ mir den schöneren. Ich machte die ehrerbietigsten Gegenvorstellungen, er beharrte aber auf seinem Entschluß. Dennoch stand ich schon nicht mehr bei ihm in Gunst — so höflich war man aber damals gegen die Frauen.

Ich sah meine Tante von Zeit zu Zeit; sie behandelte mich sehr gut, obgleich sie mich nicht mehr liebte. Sie bekam Lust nach Holland zu reisen, meine Tochter war krank, es war mir unmöglich diesen Vorschlag anzunehmen; ich schickte ihr ein Bülletin über die Krankheit meines Kindes, sie überredete sich aber — doch, höchst ungerechter Weise — daß dieses nur ein Vorwand sey, sie nicht zu begleiten, und trug es mir aufs bitterste nach; das Jahr darauf, 1775 beredete ich die Herzoginn von Chartres und Frau von Lamballe eben diese Reise zu machen, welches auch auf die angenehmste Weise geschah, und meinen Geschmack an den Reisen sehr erhöhte. Das folgende Jahr war eines der schmerzlichsten meines Lebens: ich ward von den Masern überfallen und schwebte lange in Lebensgefahr; meine Mutter und Kinder wohnten auf dem Quai der Cölestiner, und dort bekamen die lezten dieselbe Krankheit. Man verbarg mir diesen traurigen Umstand, und mein Sohn, ein allerliebster Knabe von fünf Jahren, ward von ihr hinweg gerafft. Ich will hier einen Umstand erzäh-

len, den die Starkgeister belächeln werden, da ich aber zehn Zeugen desselben gehabt habe, von denen noch lebende Personen ihn haben erzählen hören, so will ich ihn hier mit der größten Treue berichten. Mir war es völlig unbekannt, daß meine Kinder die Masern hätten, ja daß sie überhaupt krank wären; mir dieses zu verbergen war sehr leicht, denn da ich selbst an einer ansteckenden Krankheit litt, konnte mir nicht einfallen sie sehen zu wollen. Damit ich gar keine Vermuthung haben konnte, riß sich meine Mutter alle Tage auf drei Stunden von ihnen loß, die sie bei mir zubrachte. Mich pflegte indeß Herr von Genlis, von Sauvigny und Herr von St. Martin, der Wundarzt im Palais Royal. Unter dem Vorwand, meine Mutter nach Hause zu bringen, begab sich Herr von Genlis alle Abend um neun Uhr mit ihr auf den Quai der Cölestiner. um ein paar Stunden bei seinen Kindern zu seyn. Mein Sohn starb früh um fünf Uhr; in dieser Stunde, in diesem Augenblick war ich mit meiner Wärterinn allein und schlief nicht; ich blickte aufwärts zu meinem Betthimmel, der von einer großen vergoldeten Rose gebildet war, und dort sah ich ganz deutlich meinen Sohn in Engelgestalt mit blauen Flügeln, die sich auf der Vergoldung deutlich abzeichneten, mir die Arme reichend, schweben. Diese Erscheinung, ohne mir die geringste Ahnung der Wirklichkeit zu geben, sezte mich in das höchste Erstaunen. Ich rieb mir mehrmals die Augen und sah dahin, und wieder dahin, und erblickte immer dieselbe Gestalt. Herr von Genlis, von Sauvigny und meine Mutter, kamen um eilf Uhr; sie waren in Schmerz versunken, ich wunderte mich nicht über ihre

Traurigkeit, denn ich wußte, daß mein Zustand ihnen ernstliche Besorgnisse geben konnte. Da ich mir nicht versagen konnte, alle Minuten und mit unwillkührlichem Schauder zu meinem Betthimmel hinauf zu blicken, fragte man mich oft, was mich beunruhige, aber ich vermied zu antworten; meine Mutter, welche wußte, daß ich die Spinnen fürchtete, glaubte ich sähe eine solche. Da die Fragen nun nicht aufhörten, äußerte ich, daß ich nicht sagen möchte was ich sehe, weil man mich zu phantasieren beschuldigen werde, was doch nicht der Fall sey. Nun drang man noch mehr in mich, und da sagte ich die Wahrheit. Das Erstaunen und der Schmerz stieg aufs Höchste! man nahm einen Vorwand aus dem Zimmer zu gehen, um in Freiheit zu weinen. Diese Erscheinung dauerte zwölf Stunden; um fünf Uhr Nachmittags verschwand sie; fünf Wochen lang verbarg man mir, immer unter dem Vorwand, daß ich meine Kinder nicht sehen könnte ohne sie der Gefahr, die Masern zu bekommen, auszusetzen, den Tod meines Sohnes. Da es endlich nicht mehr länger möglich war, ihn mir zu verhehlen, brachte mir eines Morgens Herr von Genlis das Bild desselben, so wie ich ihn gesehen hatte, gen Himmel schwebend, und unter ihm einen offenen, mit Rosen bedeckten Sarg, auf dem die Worte standen: „er schwebt zu den Engeln empor.“ Man hatte dieses Bild nach der Erzählung meiner Erscheinung und eines sehr ähnlichen Portraits, das Herr von Genlis von ihm in Miniatur besaß, gemalt. Es ist nie von mir gekommen, und ich besitze es noch *). Auf diese Weise erfuhr

*) Seit ich dieses schrieb habe ich mich entschlossen, mit dem-

ich seinen Tod, und er betrübte mich dergestalt, daß ich in eine Mattigkeit, die mich für mein Leben besorgt machte, verfiel, ich selbst hielt meine Brust für tödlich angegriffen, und machte deshalb eine Art Testament, indem ich jedem, den ich liebte ein Andenken hinterließ; ich machte auch Verse auf meinen zehrenden Zustand; Herr von Sauvigny dem ich sie zeigte, lobte sie sehr — es ist mir nicht bekannt was aus ihnen geworden. Mein früher Tod betrübte mich nur, weil ich meine beiden Töchter nicht erziehen konnte, denn außerdem war ich schon von den meisten Täuschungen zurückgekommen. Die Ungerechtigkeit, der Undank, die Verläumdungen, denen ich im Palais Royal täglich ausgesetzt war, hatten mein Herz tausendfach verlezt, der Verlust meines Sohnes, meine Kränklichkeit, vermehrten diese üble Stimmung; aber die Religion hielt mich aufrecht. Ach, nach meiner Erscheinung, nachdem mir Gott eine solche Gnade hatte angedeihen lassen, hätte ich eine Heilige werden sollen!... Allein Rührung und Glauben reichten nicht hin, man muß Gott seine ganze Einbildungskraft, seine ganze Empfindsamkeit widmen! — ich habe seitdem alles Unglück das mir begegnet ist, dem Leichtsinn, der Undankbarkeit zugeschrieben, welche mich verhinderten, diese wundervolle Gunst, so wie es meine Schuldigkeit gewesen wäre, zu erkennen.

---

selben meiner Tochter ein Opfer zu bringen. Ich habe dieses rührende Gemälde auf dem Deckel eines Kistchens anbringen lassen, welches sie, um Reliquien darin aufzubewahren, zu besitzen wünschte, und habe es ihr geschenkt. A. d. Verf.

Herr Tronchin *) empfahl mir den Gesundbrunnen von Spaa. Da Herr von Genlis zu seinem Regimente gehen mußte, gab er mir Herrn Gilier mit, einen Mann der sein ganzes Vertrauen besaß und verdiente; er war zwischen vierzig und fünfzig alt, war längere Zeit in Herrn von Genlis Regiment Major gewesen und hatte in Indien gedient. In meinen Erinnerungen habe ich seine außerordentlichen Begebenheiten erzählt. Er ist gewiß der einzige Mann, der bei einem sehr guten Charakter, einer Herkulesgestalt, bei anerkannter Tapferkeit, in seinem Leben zwei Ohrfeigen bekommen hat, von zwei Men-

---

*) Eine Beschäftigung, welche junge Leute zufolge des innern Treibens den man einen Beruf nennt, erwählen, wird sich endlich zur herrschenden und ausschließenden Leidenschaft, die alle andere Neigungen schwächt und ausschließt, steigern. Frau von Genlis erzählt davon in ihren Souvenirs de Félicie.

„Herr Tronchin hat den schönsten Greiseskopf, den ich, Franklin seinen mit inbegriffen, — der in Wahrheit älter wie er ist — gesehen habe. Tronchin gleicht auffallend allen Büsten des Homer; man sagt, in seiner Jugend soll er außerordentlich schön gewesen seyn. Damals erschien er zum erstenmal in Boerhavens Hörsaal, der bei seinem Anblick sagte: „der Jüngling hat zu schöne, zu gut gekräußelte Haare, um je ein großer Arzt zu werden.“ Den folgenden Morgen stellte sich Tronchin mit abgestuztem Haar ein. Er ward sein liebster Schüler und hat es verdient. Ich habe einen Zug von ihm gesehen, der die Leidenschaft für seine Wissenschaft beweist, mich aber schaudern gemacht hat. Tronchin war Herr von Puisieux Arzt, und vertrauter Freund, er hatte ihm die größten Ver-

schen, die er alle beide im Zweikampfe erlegte. Auch einen deutschen Maler, einen Herrn Ott, nahm ich mit mir. Er hatte ein vorzügliches Talent zum kopieren und größere Gegenstände in Miniatur darzustellen. Einige Tage vor meiner Abreise fuhr ich allein im Boulogner Walde spazieren; das Wetter war schön, die Luft rein und heiter, das Gehölz voll von blühendem Weißdorn, dem reizenden Bilde des Frühlings, der mit Blüthe und Duft uns die Rückkehr der schönern Jahrszeit verkündet. Das junge Grün, die milde Frische einer balsamischen Luft, — das alles brachte eine Rührung in mir hervor, die mir ewig

---

bindlichkeiten. Als Herr von Puisieur bei der Brustentzündung, die ihn dahin raffte, schon mit dem Tode kämpfte und ohne Bewußtseyn dalag, sagte Herr Tronchin, der ihn seit vier und zwanzig Stunden nicht verlassen, und deutlich wahrnahm daß hier nichts mehr zu thun sey, zu Frau von Puisieur, daß er sich wolle zur Ruhe begeben. Wir nöthigten Frau von Puisieur in ihr Zimmer zu gehen, Herr von Genlis blieb bei dem Kranken. Nach dreiviertel Stunden ließ ich nach diesem fragen: man sagte mir, Herr Tronchin sey wieder bei ihm; das gab mir aufs neue einige Hoffnung, ich ging wieder in das Krankenzimmer, ward aber über den Zustand, in dem ich den Kranken fand, von Entsetzen ergriffen! — ein konvulsivisches Lachen hatte sich seiner bemächtigt, es war nicht laut, aber deutlich hörbar und fortwährend; dieses Lachen bei dem Bilde des Todes auf dem entstellten Gesicht, bildete den furchtbarsten Contrast! — Herr Tronchin, der neben dem Kranken saß, betrachtete ihn scharf. Ich rief ihn zu mir und fragte, ob er, da er zu ihm zurückgekehrt sey, einige Hoffnung geschöpft habe? — „O Gott nein, antwortete er, allein ich

unvergeßlich seyn wird. Meine schmachtende Einbildungskraft belebte sich von neuem, sie empfing tausend romantische Bilder, und während der drei Stunden, die ich in diesem Gehölze zubrachte, entwarf ich in meinem Kopf den ganzen Plan der „gewagten Gelübde" (voeux téméraires). Nach meiner Zuhausekunft zeichnete ich sogleich die hauptsächlichsten Züge und die Charakterumrisse auf. Während meiner Reise reifte mein Plan, in Spaa fing ich meine Arbeit an, von der ich die ersten achtzig Seiten mit mir zurück nach Paris brachte; andere Ideen zogen mich nachher davon ab und ich habe diesen Roman erst zwanzig Jahre später, in meiner Hütte zu Brevel beendigt.

---

hatte das sardonische Lachen noch nie gesehen, es war mir lieb, es zu beobachten." — (Ich schauderte. Lieb, die Zeichen eines nahen Todes zu beobachten! und er war der Freund des Sterbenden)! —

Tronchin ward in Leyden Doktor und praktizirte Anfangs mit Beifall in Amsterdam. Er war einer der ersten die Blatterimpfung (nicht die Vaccine) zu üben; die Kinderblattern, sagte er, tödten den Hundertsten, die Inokulation nur den Tausendsten, also können wir nicht zweifeln. 1756 kam er nach Paris und ward Arzt des Herzogs von Orleans; er drang darauf, die heißen, festverschlossenen Krankenzimmer zu lüften; wie alle wirklich geschickten Aerzte, rechnete auch er mehr auf eine dem Temperament angemessene Lebensordnung, als auf die Wirkung der Arzneien. Er war der Arzt der Großen und der Armen, half durch seinen Rath und aus seinem Beutel. Tronchin war aus Genf gebürtig und starb 1781 in Paris, im sieben und siebenzigsten Jahre.

Anmerk. des Herausg.

Ich reiste im April von Paris ab; Anfangs nach Brüssel, wo ich einen Monat in Everberg, der Gräfinn von Lanoy, ehmaligen Merode, Landgute, zubrachte. Dort befanden sich die Herzoginn von Ursel und der Prinz von Ligne. Der Vicekönig speiste zweimal daselbst zu Mittag. Da er sich viel mit Naturgeschichte beschäftigte, ward er von einem Vorfall in Verwunderung gesetzt, der uns jedoch auch auffiel. Der Gärtner brachte uns während der Tafel einen großen, lebendigen Scorpion, den er im Garten gefunden. Ein Jeder betrachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit; niemand begriff, wie dieses gefährliche Thier eines heißen Himmels sich in einen Park von Belgien habe verirren können. Wir besuchten auch Malines; dort in dem Gasthof übernahm es die Herzoginn von Ursel, uns alle Entremets (Beiessen?) mit eigener Hand zu bereiten. Sogleich begab sie sich in die Küche, band eine große Schürze um, streifte ihre Ermel auf, wobei sie den schönsten Arm von der Welt zum Vorschein brachte, welcher nebst der blendenden Frische ihres Gesichtes die appetitlichste Köchinn machte, die es möglich war zu sehen. Wir konnten nicht satt an ihrem Anblick werden; allein sie schickte uns alle fort, trug uns aber dafür bei Tisch die besten Cremes und Mandelkuchen von der Welt auf. Nach Tisch besuchten wir das Münster; ich ging, den Kopf emporgerichtet, um die Gemälde zu besehen, voran, und stürzte, ehe man sichs versah, in ein, wegen eines bevorstehenden Begräbnisses geöffnetes, Todtengewölb. Ich hätte mir sehr schön den Hals brechen können, kam aber mit einem stark geschundenen Knie

davon

davon. Die belgischen Damen waren — wenigstens damals — sehr abergläubig; sie sahen diesen Umstand für eine drohende Andeutung meines nahen Todes an. Die ganze Gesellschaft ward traurig; da sie aber wahrnahm, daß ich ihre Furcht keineswegs theilte, gab ihnen meine Geistesstärke wieder Muth. Von Eversberg begab ich mich nach Spaa, wo ich ein ganzes kleines Haus im Voraus hatte miethen lassen. Bei meinem Eintritt empfing ich auf das Unerwartetste den allertraurigsten Eindruck. Ein Jedes ging in sein Zimmer und ließ mich in dem meinigen allein; da befand ich mich nun, von Gepäck umgeben, in einem schlecht meublirten Gemach; hier sollte ich vier Monate, fern von allem was ich liebte und was ich kannte, zubringen! — Dieser Gedanke preßte mir das Herz. Um ihn zu verscheuchen, wollte ich das Fenster öffnen, um auf die Straße zu sehen, verlezte mich aber an dem kleinen Finger so, daß es stark blutete, und dieser Umstand benahm mir den Rest meiner Fassung. Ich habe seitdem andre Uebel, andern Kummer muthvoll ertragen, allein damals war ich noch nicht an Widerwärtigkeit und Unglück gewöhnt. Ich sank auf einen Stuhl, mein kleiner Finger blutete fort und ich zerfloß in Thränen. Ich kam mir selbst so abgeschmackt vor, daß ich mich schämte und niemand herbeirufen wollte. Nach acht oder zehn Minuten öffnete sich die Thür und ein Mann trat mit dem Ausdruck lebhafter Freude und Rührung auf mich zu. Es war ein Engländer, Herr Convay, Lord Erforts Sohn, mit dem ich vor sieben Jahren sechs Monate in Sillery zu-

gebracht hatte. Sein Vater, der englischer Gesandter in Paris und Herrn von Puisieux Freund gewesen war, hatte ihn, französisch zu lernen, nach Rheims geschickt, von wo ihn Herr von Puisieux nach Sillery kommen ließ. Das Andenken dieses Aufenthalts war ihm sehr lieb geblieben. Er erkannte mich auf der Straße bei meiner Ankunft und suchte mich sogleich auf. Sein Anblick erinnerte mich an die schönste Zeit meines Lebens und meine Thränen flossen noch häufiger. Er war gefühlvoll und weinte mit mir, denn ich belehrte ihn von der traurigen Ursache meiner zerrütteten Gesundheit. Er erzählte mir, seiner Seits, daß er verheirathet, und mit seiner Frau, ihrer Gesundheit wegen, für die ganze Kurzeit nach Spaa gekommen sey. Noch an demselben Abend brachte er mir Madame Conway, — die beste Frau von der Welt! — Den folgenden Morgen frühstückten wir in Vauxhall; bald gewöhnte ich mich an Spaa und endlich fand ich, daß es, wie wirklich der Fall ist, ein allerliebster Ort sey. Mehrere meiner Bekannten kamen dahin, ich machte viel Musik und lange Spazierritte auf die benachbarten Berge. Täglich behielt ich mir fünf oder sechs einsame Stunden vor, wo ich Blumen zeichnete, Harfe spielte und schrieb. Ich gab keine Gesellschaft, drei oder viermal ausgenommen, wo man Musik machte; es hielten sich einige fremde Tonkünstler in Spaa auf, die ich zu kleinen Conzerten, in denen ich die Harfe spielte, versammelte.

Herr Gillier, der meine Ausgaben besorgte, war mir dazu sehr nützlich, obgleich seine strenge Sparsamkeit mir

oft mißfiel. Zum Beispiel: wenn ich ihm auftrug, einen kleinen Thaler Trinkgeld zu geben, ließ er es gewöhnlich bei zehn bis zwölf Sous bewenden. Ich erfuhr es erst lange nachher, und wenn ich ihm meine Unzufriedenheit bezeigte, versprach er mir ein andersmal freigebiger zu seyn, that es aber niemals. Eines Tages zankte er sich mit St. Jean, meinem Bedienten, wegen eines Briefporto's, St. Jean ward unverschämt, Herr Gillier sagte sehr ernsthaft zu ihm: „ich weiß, was ich der gnädigen Frau Livree schuldig bin, deshalb gebe ich euch keine Stockschläge, allein eure Unverschämtheit muß doch bestraft werden.“ Bei diesen Worten ergriff er ihn mit Riesenkraft, trug ihn zu dem Straßenbach und legte ihn säuberlich der Länge nach mitten hinein. Der arme St. Jean bekam eine solche Furcht und Ehrerbietung vor Herrn Gillier, daß er sich über diese Begebenheit nicht einmal zu klagen erlaubte, so daß ich sie erst nach vierzehn Tagen erfuhr.

Ich reiste mit der Marquise von Champignelli, um die schöne Gemäldesammlung zu sehen, nach Düsseldorf; wir hielten uns drei Tage in Aachen auf, wo ich die Gräfinn Potocka zum erstenmal sah. Sie faßte eine solche Leidenschaft für mich, daß sie unverzüglich Aachen verließ, um mich nach Spaa zu begleiten. Hier lebten wir zwei Monate zusammen; sie versprach den folgenden Winter nach Paris zu kommen und hielt Wort. Eben dahin schrieb ich um Verlängerung meines Urlaubs und an Herrn von Genlis, daß er mir Erlaubniß zu einer Reise in die Schweiz geben möchte; beides wurde mir zugestanden und wir reisten ab.

Um geraden Wegs nach Luxemburg zu gehen, waren wir genöthigt, die Nacht in einem abscheulichen Wirthshaus, die Baraque genannt, mitten im Wald, zuzubringen. Man hatte uns sehr gegen dieses schlechte Nachtlager eingenommen, es sey eine wahre Mördergrube, hatte man gesagt, aber die Noth zwang uns, dort zu übernachten. Herr Gillier gebrauchte nur die einzige Vorsicht, seine Pistolen und seinen Hirschfänger paradiren zu lassen, so bewaffnet schritt er voran, Herr Ott folgte, meine Kammerfrau und ich beschlossen den Zug. Wir fanden in einem großen Gemach im Erdgeschoß den Hausherrn mit vier oder fünf Knechten, rund um einen Tisch beim Essen versammelt. Alle hatten ihre Hüte auf dem Kopf, die sie bei unserm Eintritt auch nicht abnahmen. Des Hausherrn Hut war mit einer breiten goldenen Tresse verbrämt. Herr Gillier, den das kecke Aussehen der Leute verdroß, ging mit militairischem Schritt an den Tisch und schlug mit seinem Stock den schönen Tressenhut des Anführers dieser Bande mit den Worten herunter: „Seht ihr denn die gnädige Frau nicht?“ — Ich war über diese Handlung tödtlich erschrocken, allein sie flößte der ganzen Gesellschaft eine solche Achtung ein, daß sie unverzüglich aufstand und ein jeder seinen Hut abnahm. Ich benuzte diesen Eindruck und forderte sogleich, daß Herr Gillier sein Zimmer neben den meinen haben solle. Man versprach es und führte mich in eine garstige Kammer, die von der des Herrn Gillier nur durch eine Bretterwand getrennt war. Kaum lagen wir auf unsern Strohsäcken, wo uns der Gedanke, in einer Räuberherberge zu seyn, sehr wach

erhielt, als wir in Herrn Gilliers Kammer einen ungeheuern Lärm vernahmen; wir hörten ihn deutlich mit zurückgehaltner Stimme rufen: „Bösewicht! nun habe ich dich, du sollst mir nicht entwischen.“ Zugleich vernahm ich Hrn. Ott schluchzen und um Gnade bitten — was mich nicht wunderte, da er sehr furchtsam war. Voll Schrecken sprangen wir, Mamsell Victoire und ich, von unsern Strohsäcken herab, und klopften aus allen Kräften an die Bretterwand. Sogleich ward alles still und ich vernahm deutlich Herrn Ott rufen: „ach Frau Gräfinn retten Sie mich! Herr Gillier will mich erwürgen.“ Sogleich flogen wir an das Zimmer unserer Reisegefährten, wo wir, weil Herr Ott im Hemd war, eine Weile warten mußten. — Der Furcht vor Räubern und Mördern enthoben, fragte ich nun Herrn Gillier um Aufschluß über diesen sonderbaren Vorfall; allein Herr Ott, dem meine Gegenwart Muth gemacht hatte, beeilte sich, mir zu antworten, daß ihn Herr Gillier mit der Drohung, wenn er ihn nicht wegen seiner beständigen Spöttereien um Vergebung bäte, erwürgen zu wollen, bei der Kehle gepackt habe. Um diese Begebenheit zu verstehen, muß man wissen, daß wir wenige Tage vorher in einem Gasthofe ein höchst lächerliches Bildniß der Wirthinn gefunden hatten; sie hatte sich, häßlich wie sie war, als Flora malen lassen, eine Uhr, auf die sie ihre Blicke heftete, in der Hand haltend. Diese Gestalt machte uns lachen, und Herr Ott fand sogleich mit vielem Recht, daß sie, wie zwei Tropfen Wasser, Herrn Gillier gliche. Unglücklicherweise gab ich dem Vergleich meinen Beifall und meine Lustigkeit darüber hatte diesen wackern Mann

nicht allein heftig erzürnt, sondern einen solchen Groll in ihm erregt, daß er, als er sich des Nachts mit Herrn Ott allein befand, ihn an diesem auslassen wollte. Er habe, sagte er, Herrn Ott, um ihn von seiner Unverschämtheit zu heilen, nur eine gute Lehre geben wollen, und wenn dieser aus Feigheit nicht so geschrien hätte, würde alles anständig abgelaufen seyn. Seit dieser Zeit hatte Herr Ott auch wirklich die größte Ehrfurcht für Herrn Gillier, und verspottete ihn nur verrätherischer Weise, wenn wir beide allein waren.

Den folgenden Abend langten wir in Luxemburg an; ich wohnte in dem Hause des Prinzen von Hessen, das er mir verbindlichst geliehen. Da wir ganz nach meiner Laune reisten, gingen wir von hier nach Strasburg, wo ich den Ritter von Coigny und Herrn von Coudray fand, einen liebenswürdigen Mann von viel militairischen Talenten, der seitdem, noch früher wie Herr von Lafayette, nach den vereinigten Staaten von Nordamerika ging; dieser lezte hatte Verstand genug, sich mit ihm vertraut zu machen und sich ganz durch seinen Rath führen zu lassen. Herr von Coudray leitete und half bei allen seinen Operationen, und er hatte ihm sein ganzes Gelingen zu verdanken. Nach dieser Thätigkeit ertrank Herr von Coudray bei einer Ueberfahrt über den Delaware. Die Amerikaner, denen seine Talente so nützlich gewesen sind, beklagten ihn sehr. Seinem Ruhme ging nichts ab, als ein bekannterer Name, eine mächtigere Familie, die seine Thaten in Frankreich erzählt und gerühmt hätte. Selbst hätte er diese Mühe nie übernommen, denn er war der bescheidenste

Mann. Er und der Ritter von Coigny zeigten mir alle Merkwürdigkeiten von Strasburg, auch den berühmten Thurm des Münsters, wo ich die Ehre hatte, meinen Namen auf die silberne Glocke zu schreiben. Von Strasburg ging ich nach Colmar; in dem Gasthof, wo wir zu Mittag speisten, machte mir Herr Gillier eine Scene, die ich noch gar nicht von ihm gesehn hatte. Man sezte uns einen vortrefflichen Fisch vor, der Ferare heißt, besonders wird die Leber sehr gerühmt, auch ist sie so gut, wie die der Lotte, aber viel größer. Ich bediente einen Jeden mit dem Fisch, aß aber die Leber ganz allein auf. Nachdem ich es mir hatte gut schmecken lassen, nahm ich wahr, daß Herr Gillier weinte; ich fragte ihn um die Ursache einer so sonderbaren Gemüthsbewegung, und seine Thränen flossen häufiger; nun drang ich lebhafter in ihn und erfuhr aus seinen abgebrochenen Worten, „daß er tief betrübt darüber sey, daß ich die Leber des Ferare allein gegessen habe, ohne ihm auch nur einen Bissen davon zu geben. Es sey nicht, sezte er hinzu, wegen der Leber, nach der er gar nicht frage, aber mein Mangel an Achtung für ihn, verwunde ihn im Innern des Herzens." Während er dieses sagte, schneuzte sich Herr Ott, oder steckte sein Gesicht in sein Schnupftuch oder seine Serviette, um nicht laut auf zu lachen, da doch das Schütteln seiner Schultern ihn verrathen mußte, aber Herr Gillier, dessen Empfindsamkeit nur mit mir beschäftigt war, bemerkte es nicht.

Bei meiner Ankunft in Colmar ward ich von meinem Stiefvater, dem Baron von Andlau, sehr freundlich em-

pfangen; er gab mir einen Ball, machte mir sehr schöne Geschenke, und brachte mich bis Basel, wo er mich vier Tage lang in dem schönen Gasthof zu den drei Königen, so wie auf der ganzen Reise, ganz frei hielt. Da er im Ganzen sehr geizig war, mußte ich ihm dieses um so mehr Dank wissen. Wir machten den Tag über vier Mahlzeiten, die längsten, denen ich je beigewohnt habe. Von da an bereiste ich die ganze Schweiz und schrieb jeden Abend aufs sorgfältigste mein Tagebuch. In Lausanne verweilte ich, wo ich Tissot *) über die Gesundheit meiner Mutter zu Rathe ziehen wollte. Man kam in der schönen Jahreszeit aus ganz Europa herbei, um seine Hülfe zu benutzen. Bei meiner Ankunft fand ich in keinem Gasthof ein Unterkommen, indeß Herr Gillier und Herr Ott ein solches suchten, und ich mit meiner Kammerfrau ganz betrübt in meinem Wagen saß, erblickte mich ein junger Mensch, den ich in Basel auf der Bibliothek gesehen, und den man den Prinzen von Holstein nannte,

---

*) Tissot war in zwei Zweigen seiner Kunst, welche viele Aerzte trennen, sehr geschickt: in der Theorie über die Heilkunde, und in deren Praxis. Die spekulativen Aerzte schreiben viel und praktiziren wenig — selbst von den Vorschriften, die sie drucken lassen; und unter den Aerzten, welche den Kranken beistehen, sind die schreibenden nicht einmal die besten. Die sechs Bände, aus denen Tissots Werke bestehen, enthalten lauter, an den Krankenbetten gemachte, Beobachtungen. Tissot war als Mensch eben so schätzenswürdig, wie als Gelehrter. Er starb 1797 in seinem siebenzigsten Jahre.
Anmerk. d. Herausg.

von seinem Fenster aus, erkannte mich, sah meine Verlegenheit, kam herunter an meinen Wagen, machte ihn auf und bot mir die Hand, um mich zu einer Dame seiner Bekanntschaft, die mir gewiß eine Wohnung einräumen würde, zu führen. Ueber diese Begegnung sehr erfreut lasse ich mich von ihm bis an das Ende der Straße führen; wir treten dort in ein Haus, steigen die Treppe hinauf, gehen durch mehrere Zimmer und treten in einen artigen Salon, wo ich eine junge sehr angenehme Frau finde, welche Guitarre spielt. Es war Frau von Crouzas, nachmalige Frau von Montaulieu, die Verfasserinn sehr artiger Uebersetzungen teutscher Romane. Der Prinz nennt mich, erzählt meine Verlegenheit, und bittet Frau von Crouzas *), mir Zimmer in dem Hause ihres Schwieger-

---

*) Frau von Montaulieu hat sehr viele, sehr angenehme Werke aus dem Teutschen und Französischen nachgeahmt oder übersezt. Ich war der Herausgeber des allerersten, der Caroline Lichtfield *), welches sie mir im Manuscript schickte, mit der, aus ihrer Bescheidenheit, nicht aus Eigenliebe, herrührenden Bitte: kein Wort daran zu ändern. Mündlichen Rath hätte sie sehr gern angenommen, schriftliche Verbesserungen wieß sie mit Recht zurück. Dieses allerliebste Werkchen fand vielen Beifall und verdiente ihn; das Publikum hat ihre übrigen Arbeiten gleich talentvoll und interessant gefunden.

*) Der dicke Band, welcher Caroline Lichtfield heißt und dessen Ursprung nicht angegeben wurde, ist aus einer allerliebsten kleinen Erzählung Anton Walls (er hieß eigentlich Heine)... erwachsen. Wer beide neben einander liest, wird lebhaft fühlen, daß die Vermehrung keine Verbesserung war. Anm. d. Uebers.

vaters, der abwesend war, zu überlassen. Frau von Crouzas nahm mich mit vieler Güte auf, führte mich, nachdem sie meine Reisegefährten hatte holen lassen, in ihres Schwiegervaters Haus, und räumte mir eine allerliebste Wohnung ein, mit der Aussicht auf den See. Ich brachte zwölf Tage in Lausanne zu, ohne mich einen Augenblick von Frau von Crouzas zu trennen; man gab mir Feste, Bälle, Conzerte, ich sang und spielte auf der Harfe, so viel man wollte. Man ließ mich herrliche Wasserfahrten machen, wo ich denn auch nicht ermangelte, die Fel-

---

Der berühmte englische Geschichtschreiber Gibbon war ungeachtet seiner ungeheuern, dicken, schweren Gestalt bei den Damen sehr beflissen. Wie er sich in Lausanne aufhielt, ward er in Frau von Crouzas verliebt — in den Souvenirs de Felicie befindet sich die Erzählung seiner Liebeserklärung, die ich hier abschreiben will.

„Als sich Gibbon eines Tages zum erstenmal mit Frau von Crouzas allein befand, wollte er den Augenblick benutzen, warf sich plötzlich zu ihren Füßen, und machte ihr die leidenschaftlichste Liebeserklärung. Frau von Crouzas antwortete so, daß er nicht Lust haben konnte, diesen Auftritt zu wiederholen. Gibbon machte ein bestürztes Gesicht, aber wie sehr ihn auch die Dame dazu aufforderte, nicht die geringste Anstalt, seine Stellung zu verändern. Er blieb unbeweglich und stumm. „Aber mein Herr, rief Frau von Crouzas, stehen Sie doch auf!“ — „Ach, seufzte der unglückliche Liebhaber, ich kann nicht.“ — Und so war es; seine ungeheure Dicke verhinderte ihn, sich ohne Beistand aufzuraffen. Frau von Crouzas zog die Klingelschnur und befahl den Bedienten, Herrn Gibbon aufzuhelfen.“ Souvenirs de Felicie. Anmerk. d. Herausg.

sen von Meillerie zu besuchen. Der gesellschaftliche Zirkel von Frau von Crouzas war höchst angenehm; ich sah täglich Herrn Tissot, der geschmeichelt schien, daß ich alle seine Werke auswendig wußte; er liebte die Musik, und ich schäzte mich glücklich, für ihn auf der Harfe spielen zu können. An einem der Abende, die wir zusammen zubrachten, hatte ich einen traurigen Triumph, der mich betrübte. Ein Mann in Trauer, den ich noch nicht gesehen hatte, fand sich dabei ein. Ich sang die Arie: j'ai perdu mon Euridyce (Euridice ist mir entrissen), deren Charakter und Ausdruck mir Gluck selbst angegeben hatte, ganz besonders gut. Während des Gesanges zerfloß der Fremde in Thränen, und sank endlich bewußtlos seinem Nachbar in die Arme. — Er hatte drei Monate vorher eine geliebte Gattinn verloren. Frau von Crouzas, welche mich diese Arie schon hatte singen hören, befand sich in dem Augenblick nicht in meiner Nähe, gab mir aber einen Wink, den ich unglücklicher Weise nicht verstand. Bei meiner Abreise von Lausanne verabredete ich mit Frau von Crouzas einen Briefwechsel, der zwanzig Jahre bestanden hat.

Von Lausanne ging ich nach Genf und besuchte Voltaire in Ferney. Empfehlungsbriefe hatte ich nicht an ihn, allein die pariser jungen Frauen wurden immer gut von ihm empfangen. Ich bat ihn in einem Billet um Erlaubniß, ihn zu besuchen; dieses Billet enthielt weder Witz, noch Ansprüche, noch Lobrednerei, und ich datirte es vom Monat Août (August); Voltaire wollte, daß man Auguste schreiben solle. Diese kleine Pedanterie schien

mir eine Schmeichelei zu seyn, ich bequemte mich also nicht dazu. Der Philosoph von Ferney antwortete mir sehr verbindlich: mir zu Gefallen werde er Pantoffel und Schlafrock ablegen, und lud mich zum Mittag= und Abendessen ein. Als ich diese Antwort erhalten hatte, überfiel mich plötzlich ein Schrecken, der mir allerlei beunruhigende Betrachtungen aufdrang. Ich erinnerte mich an alles, was man von den Personen, die zum ersten Mal Ferney besuchten, erzählt hatte. Es war, besonders für junge Frauen, Sitte, bei Herrn von Voltaires Anblick gerührt zu werden, zu erblassen, erschüttert zu seyn, ja in Ohnmacht zu fallen, man stürzte in seine Arme, stammelte, weinte, war in einer Bewegung, die der leidenschaftlichsten Liebe glich. So war die Etikette, wenn man in Ferney sich vorstellen ließ. Voltaire war dergestalt daran gewöhnt, daß Ruhe und die verbindlichste Höflichkeit ihm nur wie Unverschämtheit und Stumpfsinnigkeit vorkommen konnte. Nun bin ich aber von Natur schüchtern, und gegen Leute, die ich nicht kenne, von eisiger Kälte; ich habe nie das Herz gehabt, Jemanden, den ich nicht vertraut kannte, ins Gesicht zu loben. Jedes Lob scheint mir in diesem Fall der Schmeichelei verdächtig, es muß den guten Geschmack verletzen, muß mißfallen und verwunden. Dennoch entschloß ich mich — nicht pathetisch zu seyn — aber doch kein Aergerniß zu geben: das heißt, ich wollte nicht lächerlich seyn, wollte meine gewöhnliche Einfachheit bei Seite setzen, wollte mich weniger zurückhaltend und schweigend betragen.

Ich fuhr früh genug von Genf ab, um vor Herrn

von Voltaires Tafelzeit in Ferney einzutreffen; allein meine Uhr ging, wie ich erst bei meiner Ankunft wahrnahm, viel zu früh. Nichts sieht linkischer aus, als bei Leuten, die des Morgens beschäftigt sind und ihre Zeit zu benutzen wissen, zu früh anzukommen. Ich bin gewiß, daß ich Voltaire ein paar Seiten gekostet habe — was mich tröstet, ist, daß er keine Trauerspiele mehr schrieb; ich kann ihn nur ein paar Gottlosigkeiten, ein paar freche Zeilen mehr zu schreiben verhindert haben.

Da ich recht aufrichtig dem berühmten Mann, der mir Zutritt gestattete, auf irgend eine Art zu gefallen wünschte, hatte ich mich sehr sorgfältig gepuzt — nie hatte ich mich mit so vielen Federn, so vielen Blumen beladen. Ich hatte eine widrige Ahnung, daß meine Ansprüche in diesen Dingen allein sich einiges Gelingens schmeicheln könnten. Unterwegs suchte ich mich zu Gunsten des berühmten Greises, den ich zu sehen im Begriff war, anzufeuern. Ich sagte mir Verse aus seiner Henriade, aus seinen Trauerspielen her, allein ich fühlte, selbst wenn er sein Talent nie durch so viele Unwürdigkeiten entweiht, wenn er nur die schönen Dinge, die ihn unsterblich machen, gedichtet hätte, würde meine Bewunderung doch nur schweigend gewesen seyn. Für einen Helden, für einen Vaterlandsbefreier wäre es erlaubt, es wäre ganz natürlich, Enthusiasmus zu zeigen, denn solche Handlungen lassen sich ohne Geist und Kenntnisse verstehen, und die Erkenntlichkeit scheint zu dem Ausdruck, welchen sie einflößt, zu ermächtigen; erklärt man sich aber zum leidenschaftlichen Bewunderer eines Schriftstellers, so kündigt man damit

an, daß man sich seine Werke zu beurtheilen im Stande glaubt, man macht sich anheischig, mit ihm davon zu sprechen, sie zu erörtern, seine Meynung auseinander zu setzen. Wie sehr ist aber alles dieses in der Jugend, und vor allem im Munde einer Frau, am unrechten Platz! —

Ich ward bei dieser Reise von einem deutschen Maler, Herrn Ott, begleitet, der aus Italien kam, er hatte viel Talent und wenig literarische Bildung. Kaum konnte er französisch und hatte nie eine Zeile von Voltaire gelesen; auf seinen Ruf hin betrachtete er ihn aber doch mit allem zu wünschenden Enthusiasmus. Deshalb war er außer sich, als wir uns Ferney näherten. Ich beneidete sein Entzücken und hätte mir etwas davon gewünscht! Wir fuhren vor einer Kirche vorbei, über deren Thür die Worte geschrieben standen: Voltaire errichtete Gott diesen Tempel. Diese Inschrift machte mich schaudern! — Sie kann nur von dem unsinnigen Spott der Gottlosigkeit oder der seltsamsten Inconsequenz erfunden worden seyn.

Endlich stiegen wir im Schloßhof aus dem Wagen; Herr Ott war freudetrunken; wir treten in ein ziemlich dunkles Vorzimmer; Herr Ott erblickt sogleich ein Gemälde und ruft: Ah, ein Corregio! man sah wenig, aber es war wirklich ein Corregio, und Herr Ott nahm ein kleines Aergerniß, ihn hierher verwiesen zu sehen. Von da kamen wir in den Salon — er war leer. Die Bedienten sahen bestürzt aus, man hörte wiederholt Klingeln, sie liefen hin und her, dem Rufe zu folgen, von allen Seiten hörte man Thüren mit Schnelligkeit auf- und zugehen. Jezt

suchte ich eine Standuhr auf, und sah mit Schrecken, daß es drei Viertelstunden zu früh sey — wirklich kein Mittel, mir Zuversicht und Fassung zu geben! — Herr Ott erblickte am andern Ende des Saales ein großes Oehlgemälde mit Figuren in halber Lebensgröße; ein prächtiger Rahmen, und die Ehre im Salon aufgestellt zu seyn, versprach etwas Vorzügliches. Wir eilten darauf zu, und zu unserm großen Erstaunen erblickten wir — ein wahres Bierschild, ein grundlächerliches Machwerk: Voltaire wie ein Heilger mit Strahlen umgeben, zu seinen Füßen die Familie Calas, und er selbst seine Feinde Freron, Pompignan u. s. w. unter die Füße tretend. „Sie hingegen drückten ihre Demüthigung durch furchtbar aufgesperrte Mäuler und abscheuliche Gesichtsverzerrungen aus. Herr Ott war über die Zeichnung und das Colorit, ich über die Erfindung entrüstet, dieses Gemälde ist ausschließend die Erfindung eines Genfer Malers, der es Voltaire schenkte. Allein wie dieser eine solche Plattheit vor die Augen des Publikums stellen konnte, ist mir unbegreiflich! — Endlich öffnete sich die Thür; Madame Denis, Herrn von Voltaires Nichte, und Frau von St. Julien traten herein, und kündigten mir des Hausherrn baldige Ankunft an. Frau von St. Julien, die ich gar nicht kannte, war sehr liebenswürdig und für den ganzen Sommer in Ferney zum Besuch; sie nannte Herrn von Voltaire ihren Philosophen und er sie seinen Schmetterling. Sie trug eine goldene Medaille am Hals, ich glaubte es sey ein Orden, allein es war der Preis, den sie bei einem Armbrustschießen, das Herr von Voltaire vor wenigen

Tagen gegeben hatte, gewann. So eine Geschicklichkeit schickt sich für eine Frau! — Sie schlug mir zu meiner großen Erleichterung einen Spaziergang vor; denn ich war so erkaltet, so verlegen, so in Furcht, den Hausherrn erscheinen zu sehen, daß ich froh war, davon zu gehen, um diese furchtbare Zusammenkunft noch etwas zu verschieben. Frau von St. Julien führte mich auf eine Terrasse, wo der herrlichste Standpunkt zur Uebersicht des Sees und der Berge gewesen wäre, hätte man sie nicht auf das Geschmackloseste in ihrer ganzen Länge mit einem dichten Laubgange bepflanzt, der diese prachtvolle Aussicht nur durch kleine Lücken, durch die ich den Kopf nicht bringen konnte, genießen ließ. Obendrein war der Laubgang auch so niedrig, daß meine Federn allenthalben anhängten; ich bückte mich; und um noch kleiner zu seyn, bog ich die Knie, nun trat ich unaufhörlich auf mein Kleid, wankte, stolperte, brach meine Federn ab, zerriß meine Röcke, und war bei der lästigsten Stellung nicht im Stande, Frau von St. Juliens Gespräch zu genießen, die klein, im leichten Morgenkleide, sehr bequem daher schritt und sehr angenehm schwazte. Ich fragte sie lachend, ob es Herr von Voltaire nicht übel genommen, daß ich mein Billet vom Monat Août datirt habe? Sie verneinte es, fügte aber hinzu, daß er die Bemerkung: ich bediente mich seiner Orthographie nicht, gemacht habe. Endlich sagte man uns, Herr von Voltaire begebe sich in den Salon. Ich war abgemüdet und so übel gestimmt, daß ich alles in der Welt darum gegeben haben würde, in meinem Gasthofszimmer in Genf seyn

zu

zu können. Frau von St. Julien, die mich nach ihren Empfindungen beurtheilte, zog mich lebhaft mit sich fort. Wir traten in das Schloß, und beim Durchgehen durch eines der Zimmer hatte ich den Gram, mich im Spiegel zu sehen. Mein Kopfputz war zerzaußt, mein Haar in Verwirrung, ich sah erbärmlich und wirklich ganz entstellt aus. Einen Augenblick blieb ich zurück, um mich ein Bischen in Ordnung zu bringen, dann folgte ich muthig Frau von St. Julien in den Saal — und befand mich vor Voltaire. — Frau von St. Julien forderte mich auf, ihn zu umarmen: „es wird ihn freuen,“ sagte sie. Ich schritt ernst, mit der Ehrerbietung, die man dem Alter und großen Talenten schuldig ist, auf ihn zu, er faßte meine Hand und küßte sie. Ich weiß nicht, warum diese sehr gewöhnliche Huldigung mich rührte, als wenn sie nicht eben so gemein als allgemein wäre; genug es schmeichelte mir, daß Herr von Voltaire mir die Hand küßte, und ich umarmte ihn innerlich recht von Herzen, obschon ich die Ruhe meiner Haltung nicht ablegte. Ich stellte Herrn Ott vor, der so entzückt war, seinen Namen vor Voltaire aussprechen zu hören, daß ich eine Scene von ihm fürchtete. Er zog eiligst Miniaturen, die er in Bern gemalt, hervor; unglücklicherweise stellte die eine die Jungfrau mit dem Jesuskinde vor, worüber sich Voltaire einige eben so platte als empörende Scherze erlaubte. Ich fand, daß er eben sowohl die Pflichten der Gastfreundschaft, wie der Wohlanständigkeit verlezte, indem er sich vor einer jungen Person, die sich für keinen Starkgeist ausgab,

bei ihrem ersten Besuch also äußerte. Sehr geärgert wendete ich mich zu Madame Denis, um den Anschein zu haben, als höre ich ihrem Oheim nicht zu. Er ging zu andern Gegenständen über, sprach von Italien und der Kunst, so wie er über sie geschrieben, das heißt, ohne Kenntnisse und Geschmack. Ich sagte nur einige Worte, welche zu verstehen gaben, daß ich nicht seiner Meinung sey. Von Literatur ward weder vor, noch nach Tisch etwas gesprochen; wahrscheinlich glaubte Herr von Voltaire, daß eine solche Unterhaltung für eine Person, die so wenig glänzend auftrat, wie ich, nicht geeignet sey. Doch führte er das Gespräch auf eine, gegen mich sehr höfliche, zuweilen sogar schmeichelhafte Art. Man sezte sich zu Tische, und während der ganzen Tafel war Voltaire nichts weniger als liebenswürdig; man hätte immer glauben sollen, daß er mit seinen Leuten zankte, denn er schrie so unerträglich, daß ich ein paar Mal unwillkührlich zusammen fuhr. Der Speisesaal widerhallte sehr, so daß seine Donnerstimme furchtbar darin tönte. Man hatte mich von dieser Gewohnheit, die vor Fremden gar nicht gebräuchlich ist, benachrichtigt. Es ist augenscheinlich nur Gewohnheit, denn seine Leute scheinen darüber gar nicht erstaunt, noch im mindesten bestürzt zu seyn. Da Herr von Voltaire wußte, daß ich Tonkünstlerinn sey, ließ er Madame Denis nach der Tafel Klavier spielen. Ihre Manier versezte in Gedanken in Ludwig XIV. Zeit, allein dieses Andenken ist nicht das angenehmste, was man sich aus diesem schönen Jahrhundert zurückrufen kann. Sie endigte ein Stück

von Rameau, als ein niedliches kleines Mädchen von sieben Jahren in das Zimmer sprang, und Herrn von Voltaire Papa nennend, um den Hals fiel. Er nahm diese Liebkosung gütig auf, und da er wahrnahm, daß ich dieses angenehme Gemälde mit ausnehmendem Vergnügen betrachtete, sagte er mir, die Kleine sey die Tochter von des großen Corneille Enkelinn, die er verheirathet hatte. Wie sehr würde mich dieser Augenblick gerührt haben, hätte ich mich nicht seiner Commentare dieses Dichters, wo der Neid und die Unbilligkeit sich so ungeschickt verrathen, erinnert. In Ferney ward man alle Augenblicke durch seltsame Gegensätze verlezt; unaufhörlich ward die Bewunderung durch abscheuliche Rückerinnerungen, ja sogar durch empörende Widersprüche vernichtet.

Herr von Voltaire empfing verschiedene Besuche von Genf, nachher schlug er mir eine Spazierfahrt mit seiner Nichte und Frau von St. Julien vor. Er führte uns in das Dorf, wo er uns die von ihm erbauten Häuser und seine Wohlthätigkeitsanstalten zeigte. Hier ist er größer, wie in seinen Werken; hier erblickt man allenthalben sinnreiche Güte; man kann nicht begreifen, wie dieselbe Hand, die so viele Gottlosigkeiten, Falschheiten, Bosheiten schrieb, so edle, weise, nützliche Dinge thun konnte. Er zeigt allen Fremden dieses Dorf, aber mit einer sehr guten Art; er spricht einfach und gutmüthig davon; er unterrichtete mich von allem, was er gemacht hatte, ohne daß es nur im mindesten aussah, als wolle er sich dessen rühmen — und ich kenne Nie-

mand, der ihm das gleich thun würde. Nach unserer Rückkehr ward das Gespräch sehr belebt, man unterhielt sich mit Theilnahme von dem Gesehenen. Ich fuhr erst bei Nacht zurück; Herr von Voltaire wollte, daß ich bis zum folgenden Tage bleiben sollte, allein ich bestand darauf, nach Genf zurück zu kehren.

Alle Bildnisse und Büsten von Voltaire sind ähnlich, aber kein Künstler hat seine Augen getroffen. Ich erwartete sie glänzend und feurig zu finden, auch sind sie wirklich die geistvollsten, die ich je sah, allein sie haben zugleich etwas mildes, unaussprechlich sanftes. Zairens Seele lebte in diesen Augen. Sein höchst boshaftes Lächeln und Lachen veränderte gänzlich diesen bezaubernden Ausdruck. Er war sehr hinfällig und seine altväterische Kleidung machte ihn noch älter, er hatte eine wunderlich tönende Grabesstimme, und obgleich nicht taub, sprach er doch unleidlich laut. Wenn weder von der Religion, noch von seinen Feinden die Rede war, hatte seine Unterhaltung viel Einfachheit, Natürlichkeit, Anspruchloses; bei seinem Geiste mußte sie also vollkommen angenehm seyn. Doch schien es mir, als leide er nicht, daß man über irgend einen Punkt eine, von der seinen verschiedene Meinung äußere; so wie man ihm widersprach, ward sein Ton scharf und schneidend. Gewiß hatte er viel von dem, ihm ehemals eigenen Weltton verloren — und das ist sehr natürlich: seit er in Ferney wohnte, kam man nur zu ihm, um ihn mit Lob zu betäuben; seine Urtheile waren Orakelsprüche, was um ihn war, lag zu seinen Füßen. Er hörte sich nur

bewundern, und die lächerlichsten Uebertreibungen in dieser Rücksicht schienen ihm nur gewöhnlicher Beifall. Selbst die Könige werden nicht der Gegenstand solcher ausschweifenden Verehrung; die Etikette verbietet wenigstens, sie dergestalt damit zu überhäufen, man geräth nicht mit ihnen ins Gespräch, ihre Gegenwart legt Stillschweigen auf; Dank der Ehrerbietung muß die Schmeichelei am Hofe Schaam beobachten, sie darf nur in zarten Formen sich zeigen. Ohne alle Bescheidenheit, wie in Ferney, habe ich sie nirgend anderswo gesehen; sie war überladen, und kann sich der, welcher ihr Gegenstand ist, in dieser Gestalt an sie gewöhnen, so muß sein Geschmack, sein Ton, sein Betragen dabei leiden. Aus diesem Grunde war Voltaire so reizbar, deshalb verursachte ihm die Kritik so kleinliche Kränkungen, die er gar nicht zu verbergen vermochte. Er hatte deren so eben eine sehr heftige empfunden. Der Kaiser (Joseph II.) war nahe bei Ferney vorüber gereist, Herr von Voltaire erwartete seinen Besuch, er hatte diesem erhabenen Reisenden Feste bereitet, sogar Verse auf ihn gemacht, die unglücklicherweise aller Welt bekannt waren — und der Kaiser reiste vorbei, ohne anzuhalten, ohne ihm ein Wort sagen zu lassen. Wie er nahe bei Ferney war, fragte ihn Jemand, ob er Voltaire nicht sehen wollte? Der Kaiser antwortete trocken: „Nein, ich kenne ihn hinlänglich.“ Scharfe, ja tiefe Worte, die sehr gut bewiesen: der Kaiser lese als ein Mann von Geist, und als aufgeklärter Monarch.

Nach dieser allerliebsten unterrichtenden Reise, kam

ich über das Fort l'Ecluse und Lyon nach Frankreich zurück, und traf nach einer Abwesenheit von beinahe sechs Monaten in den ersten Herbsttagen in dem Palais Royal ein.

Wenige Tage nach meiner Ankunft sagte mir Herr von Genlis, das Gouvernement von St. Domingue sey erledigt, er wünschte es zu erlangen, und das sey leicht, weil der Seeminister Herr von Boines ihm sehr wohlwolle, es käme also nur darauf an, daß man Frau von Lamballe vermöge, dasselbe durch die Königinn fordern zu lassen. Ich erklärte Herrn von Genlis, daß ich nicht einwilligen würde, eine so weit entfernte Bestimmung anders als unter der Bedingung ihn zu begleiten, für ihn zu erbitten; er widerstrebte, doch vergeblich, diesem Entschluß; mir ist es nie begegnet, eine einmal ausgesprochne außerordentliche und beschwerliche Absicht wieder aufzugeben; es wurde also beschlossen, daß ich nach St. Dominque gehen sollte. Frau von Lamballe sprach mit der Königinn, und unsre Bitte ward gewährt; die Sache schien so gewiß, daß wir anfingen, das für ein großes Haus nothwendige Silber und Weißzeug zu bestellen, als sie durch Herrn von Boines schleunige Verabschiedung plötzlich zurückging; Herr von Sartine folgte ihm nach, er war Herrn von Genlis persönlicher Feind — und die Wahrheit zu sagen, ich war nicht sehr darüber betrübt. Später hat es mir sehr leid gethan, diese lange Reise nicht gemacht zu haben; sie hätte mich unterrichtet, sie hätte meinem Karakter viele Ehre gemacht, und mir in der Folge viel Verlegenheit und Kummer erspart.

Als ich aus der Schweiz zurück kam, fand ich Frau von Potocka in Paris; sie wollte nur zwei oder drei Monate in Frankreich bleiben, verlängerte aber um meinetwillen diese Zeit. Um bei ihr bleiben zu können, hatte ich Mittel gefunden, dieses Jahr der Reise nach Fontainebleau enthoben zu seyn. Frau von Potocka, meine Kinder, Herr von Genlis, der Graf Brostocky, ein junger Pole, der Fr. v. Potocka Verwandter und Herr von Sauvigny, wir brachten diese ganze Zeit in Versailles zu. Hier wohnten wir alle in den Zimmern des Palais Royal, so nannte man die Wohnung, welche dem Herzog von Orleans und dem Herzog und der Herzoginn von Chartres mit ihren Hofdamen vorbehalten war, und die man mir zu benutzen erlaubte. Wir besahen alle Zimmer des Schlosses, selbst die innern, den Prinzen und der königlichen Familie zugehörigen, auf das Genauste. Wirklich führten wir das angenehmste Leben; Herr von Genlis machte eine Menge niedliche Federzeichnungen, und einige artige Liederchen. Herr von Sauvigny las uns Bruchstücke eines Trauerspiels an dem er arbeitete, ich fing an meiner Caroline, die nun zehn Jahre alt war, bestimmten Unterricht zu geben; ihr Verstand war für ihr Alter erstaunungswürdig! sie war so bewundrungswürdig schön, so liebenswürdig, daß der Graf Brostocky, der vier und zwanzig Jahre alt war, sich alles Ernstes in sie verliebte, und sechs Monate später wirklich um ihre Hand anhielt. Man wird in der Folge sehen, wie sehr er auf diesem Plan beharrte. Erst in den ersten Tagen Novembers, als der Hof Fontainebleau verließ, kehrte ich nach Paris zurück.

Frau von Potocka veranlaßte mir während des Winters viel Zerstreuung; sie wollte alles sehen, was Paris an Merkwürdigkeiten jeder Art an Künsten und Betriebsamkeit besizt; wir hörten auch bei Herrn Sigault de la Fond Vorlesungen über Physik, und gleich darauf dergleichen über angewendete Chemie bei Herrn Mittouart *), zu diesen lezten hatte sich eine Anzahl von fünf und zwanzig Personen aus unsrem Gesellschaftszirkel vereinigt; unter ihnen war die Gräfinn von Harleville **) und Herr Guibert. ***) Ich habe schon erwähnt, daß ich zwei oder drei Jahre früher die Herzoginn von Chartres bewogen hatte, uns dreimal die Woche das Vergnügen eine Lehrstunde in der Naturgeschichte zu geben, ein Vergnügen das nur ich genoß, denn der gute Herr von Bomare kam von Zeit zu

---

*) Mittouart war Professor der Chemie, und erster königlicher Apotheker unter Ludwig XVI. Er machte mit Maquer nützliche und merkwürdige Versuche, und starb 1786.

Anm. des Herausg.

**) Die Gräfinn von Harleville hat mir, ohne alle andre Zuhörer, ein von ihr verfaßtes ganz allerliebstes Schauspiel vorgelesen; ich bat sie diese Lektüre vor sieben oder acht Personen unsrer Bekanntschaft zu wiederholen, „Nein, sagte sie, das ist eine Zumuthung der Eigenliebe, die sich nur gegen vertraute Freunde entschuldigen läßt.“ Frau von Harleville, will nicht von sich reden machen, und das ist sehr weise.

Souvenirs de Felicie.

***) Man kennt eine Abhandlung von der „öffentlichen Gewalt“ (la force publique) von ihm, einen Versuch über die Tactik, und drei Trauerspiele: der Conetabel von

Zeit, mir in meinem Zimmer Unterricht zu geben; er schenkte mir einen nach den Materien geordneten Auszug seines Wörterbuchs, den ich auswendig lernte; alle diese Studien machten mich nicht gelehrt, aber sie gaben mir allgemeine Begriffe, die in der Folge meine Lektüren anziehender, meine Reisen unterrichtender gemacht haben, und mir bei meinen schriftstellerischen Bemühungen nützlich gewesen sind.

Ich hatte während meines Aufenthalts in Spaa und gleich nach meiner Rückkehr verschiedene kleine Schauspiele für meine Töchter gemacht. Die drei ersten waren Hagar in der Wüste, die Flacons, und die Taube. Ich ließ sie dieselben auf einem kleinen Gesellschafts-Theater das man mir liehe, vor einer Gesellschaft von ungefähr sechzig Personen aufführen. Der Beifall, den diese Stücke hatten, war wundervoll! Pulcherie, meine jüngste Toch-

---

Bourbon, wovon nur fünfzig Exemplare gedruckt worden sind, Anna Bullen und die Gracchen; beide leztere las der Verfasser gern vor, sie wurden aber bei seinen Lebzeiten nicht gedruckt, die Lobreden auf den Kanzler Michel de l'Hopital, auf Catinat und den König von Preußen, so wie seine „Reisen durch Deutschland" hatten ihn sehr bekannt gemacht. Er beschäftigte sich auch mit der öffentlichen Verwaltung, weshalb der König von Preussen von ihm sagte: Guibert wolle auf allen Wegen Ruhm erlangen. Sein Versuch über die Tactik machte so großes Glück, daß sogar Frauen die nichts davon verstehen konnten, ihn zu lesen verlangten. Man erzählt in dieser Rücksicht einen ziemlich komischen Zug: eine Dame sagte zu Guibert um ihm zu schmeicheln, sein Tic Tac sey allerliebst. Anm. des Herausg.

ter, hatte darinn ein ganz erstaunliches Talent! kaum war sie acht Jahre alt, und entlockte als Hagar den Zuschauern Ströme von Thränen. In dem Lustspiel war sie eben so stark. Die älteste Demoiselle Saintval (von dem Théatre français) gab ihr im Tragischen Unterricht, die komischen Rollen lehrte ich sie selbst, in beiden Gattungen war sie unübertrefflich. Sie hatte nicht die Schönheit, das Glänzende, die Regelmäßigkeit ihrer Schwester, aber ein allerliebstes ausdrucksvolles Gesicht und eine herzgewinnende Stimme; die Tochter der Frau von Jumilhac spielte den Ismael, und meine älteste Tochter den Engel. Sie glich einem solchen so vollkommen, daß bei ihrem Auftreten ein rauschender Beifall sechs bis sieben Minuten lang nicht aufhören wollte. Dieser Beifall spornte mich an; ich machte in wenigen Tagen zwei andre, längere Stücke „die Gefahren des Weltlebens" und „die Neugierige", man drang so sehr um Zulaß zu diesen Vorstellungen, daß ich ein viel größres Lokal zu suchen, genöthigt war; endlich fand ich ein — nur zu großes — denn es konnte fünfhundert Zuschauer aufnehmen. Es gehörte einer bürgerlichen Gesellschaft, die es mir mit der größten Gefälligkeit verliehe, ich gab ihr hundert Billets, und die übrigen Plätze vertheilte ich an alle meine Bekannte, und an andre, mit denen ich in gar keinen Verhältnissen stand. Pulcherie zeigte sich in der Neugierigen noch weit über Alles, was man in der Gesellschaft von ihr gesagt hatte; und in den Gefahren des Weltlebens spielte meine älteste Tochter die Vicomtesse mit unaussprechlichem Zauber! Eben so vielen Beifall erhielt ihre Schwester als Marquisinn.

Die Zuschauer verlangten mit großem Geschrei den Verfasser, der nicht erschien, und eine zweite Darstellung, die ich über vierzehn Tage versprach. In dieser Zwischenzeit bat man mich um eine Menge Eintrittskarten, die ich nicht zu geben vermochte, unter andern auch für einen liebenswürdigen jungen Mann, den ich damals kaum kannte, den Marquis von St. Blancard *), allein er kam ohne mein Wissen als Theaterdiener verkleidet herein. Herrn von Schomberg konnte ich sechs Karten nicht versagen, so wenig wie drei andre, um welche mich Herr von Latour du Pin für drei berühmte Gelehrte, mit denen ich noch in keiner Berührung gestanden war, bat. Sie waren de la Harpe, Marmontel und d'Alembert. **) Der Beifall, den diese Vorstellungen erhielten, stieg bis zu einem solchen Enthusiasmus, daß der Ritter von Chastellux, der mich damals sehr lieb hatte, meinetwegen darüber besorgt war. Als nach der Vorstellung der Vorhang herab gelassen war, und ich mich vorn auf der Bühne befand, kam er mit Augen voll Thränen gelaufen, umarte mich, und rief mit der lebhaftesten Rührung: „dieser Tag ist schön, aber er verkündigt Stürme, vor denen ich Ihret-

---

*) Jetziger Graf von Gontaut. Seine Gemahlinn ist Gouvernante der Kinder von Frankreich. A. d. Herausg.

**) Dieser schrieb mir des folgenden Tags über diese Vorstellung das verbindlichste Billet. Ich bewunderte sein Gedächtniß, denn er hatte mehrere Stellen dieser kleinen Stücke behalten, die er richtig und sogar wörtlich wiederholte.

Anm. der Verf.

wegen erzittre!" Er hatte Recht. Damals theilte ich sein Entsetzen nicht, die Mutter- und Autor-Eitelkeit verhinderte mich in die Zukunft zu blicken. Ich machte in Zeit von vierzehn Tagen Azor, oder die Schöne und das Ungeheuer, welche nebst dem verzognen Kinde im Laufe dieses Winters gespielt wurden. Alle diese Stücke erhielten gleiche Bewundrung, erregten gleichen Enthusiasmus, aber keine einzige meiner Gefährtinnen im Palais Royal verlangte sie zu sehen, ja was am erstaunlichsten ist, sogar der Herzog von Orleans und meine Tante thaten nicht den geringsten Schritt, meine Vorstellungen zu besuchen, doch war ich mit Frau von Montesson nicht im geringsten entzweit, ich hatte sogar die Gefälligkeit, bei ihr Sprichwörter zu spielen, aber ihre Eifersucht über diesen Punkt war so groß, daß sie es nicht über sich gewinnen konnte, mich also bewundert zu sehen. Der Ritter von Chastellux machte sehr hübsche Verse auf diese kleinen Schauspiele, Herr von La Harpe noch hübschere, welche in seinem Briefwechsel mit dem Großfürsten von Rußland aufgenommen sind. *) Von Alembert und Marmontel erhielt ich die lobsprechendsten Billets. Nebst allen diesen Stücken machte ich noch den Amtmann, ein gänz-

---

*) Wir lassen das hier in einer Note befindliche fünfzig Verse lange Lobgedicht und einen porsaischen auch lobenden langen Eingang weg, weil sie in Laharpes Briefwechsel zu finden sind, und viele deutsche Leser im Original wenig anziehen, in einer wörtlichen Uebersetzung anneckeln, in einer gereimten langweilen würden. A. d. Uebers.

lich komisches Stück, in welchem Pulcherie, die den Amtmann spielte, ganz entzückend war! Dieses Lustspiel, das schallendes Gelächter erregte, befindet sich nicht in dem Théatre d'Education. Es ist sonderbarer Weise verloren gegangen; ich hatte keine Abschrift davon behalten, gab also mein Manuscript dem Souffleur; nach der Vorstellung rief man ihn einen Augenblick auf das Theater, er ließ das Manuscript in seinem Loche, und fand es bei seiner Rückkehr nicht mehr. Alle mögliche Nachforschungen waren vergeblich, man hat den Dieb niemalen entdeckt. Denselben Winter schrieb ich auch „die glückliche Insel", sie ward aber nur vor einer sehr kleinen Zahl von Zuschauern gespielt. Frau von Potocka und ich spielten die zwei in diesem Lustspiel vorkommenden Feen. Zum Nachspiel gaben wir die Flacons, wo Frau von Potocka wieder die Fee, und ich die Mutter spielte. Diese Vorstellungen dauerten ununterbrochen fort, bis zum Sommer, also acht Monate lang. Meine Absicht war keineswegs diese Bühnenstücke drucken zu lassen, obgleich ich, wenn auch nicht unter meinem Namen, schon ein gedruckter Schriftsteller war. Herr von Sauvigny arbeitete damals an einem Werk: le Parnasse des Dames (der Dichterberg (Parnaß) der Frauen), und bat mich dringend, ihm drei von meinen Lustspielen zu diesem Unternehmen zu geben; ich gewährte ihm, unter dem Versprechen des vollkommensten Geheimnisses, diesen Wunsch. In seiner Sammlung erschienen sie unter dem Namen „von einer jungen Dame" und bestanden in „dem falschen Zartgefühl" den „Müttern als Nebenbuhlerinnen" und „den namenlosen Lieb-

haber" welchen lezten ich in Villers Cotterêts in vierzehn Tagen niederschrieb. *)

Ich hatte einen sehr glänzenden Winter verlebt, die ausserordentliche Bewunderung, die ich auf mich gezogen, hatte mich in die Mode gebracht; man lud mich häufig zu Soupers ein, die ich alle ausschlug, mit neuen Bekanntschaften machte ich es eben so; allein der Frau von Potocka ließ ich deren viele machen, und sie fand ihrer Schönheit, Anmuth und ihres Geistes wegen viel Beifall, den großen

---

*) Der Ritter von Chastellux machte auf die Schauspieler und die Bühnenstücke dieses kleinen Theaters folgende Verse:

Lise, à vos spectacles charmans,
Qui peut refuser son suffrage?
Drame, acteurs, tout est votre ouvrage
Et l'on n'y voit que vos enfans.

De vous même heureuse rivale,
Et féconde dans le printemps
Vous voulez que l'enfance égale
Et vos appas et vos talens.

Par tout en voyant ces prodiges,
Dont nos Garrik seroient jaloux,
On sent que leurs plus doux prestiges
Sont encore émanés de vous.

Ainsi dans vos jeux le plus sage
Sans le savoir peut s'engager,
Et, n'adorant que votre image,
Il croit vous aimer sans danger.

Soupers des Palais Royal wohnte sie fast immer bei, sah nach und nach alle Personen des Hofes und beurtheilte sie, wie eine geistreiche Französinn hätte thun können. Unter den jungen Damen, die ihr am besten gefielen, und die ich schon genannt habe, befanden sich die Prinzessinn von Henin, die Vicomtesse von Laval, die Prinzessinn von Poix, und die Herzoginn von Polignac. Die Gunst in der diese lezte bei der Königinn stand, hatte ihr nichts von ihrer Sanftheit und eigenthümlichen Einfachheit genommen. Man sagte, sie habe wenig Verstand, aber man muß wenigstens sehr gesunden haben, um sich in einer solchen Lage so zu erhalten, ohne davon trunken zu werden, noch sich Feinde zu machen. Ich habe oft mit ihr gesprochen, und sie sehr liebenswürdig gefunden. Ihre Cousine

---

Ah qui peut voir dans la prairie,
L'onde errer sur des verts gazons,
Sans chercher la nymphe cherie
Qui les enrichit de ses dons.

Ah suivons plustôt dans leur course,
Suivons ces aimables ruisseaux,
Qui voit en paix couler leurs eaux
Pourroit s'ennivrer à leur source.

Diese Schauspiele wurden im Winter 1777 bis 1778 gegeben. A. d. Herausg. (Wir haben diese Verse, unerachtet ihrer Länge, als noch nicht gedruckt, aufgenommen — sie haben wirklich nur für den, der sie französisch liest, einigen Werth, eine Verdeutschung in Prosa, nähme ihnen die leichte Zierlichkeit der Schmeichelei, auf welcher er beruht.)

und Freundinn, die Schwester des Herrn von Andlau *) Neffen meines Stiefvaters, war eine hübsche, liebenswürdige, geistreiche Frau. Ihre Schwägerinn, Frau von Andlau, Helvetius Tochter, wäre hübsch gewesen, ohne ein blindes und entstelltes Auge, sie war liebenswürdig, und ihre Denkart von der, welche ihr Vater in seinen Werken aufstellt, gänzlich verschieden. Sie hat das Verdienst, ihren Töchtern, die beide liebenswürdig und interessant sind, eine sehr gute Erziehung gegeben zu haben. Auch Frau von Sabran, nachmalige Frau von Boufflers, war unter Frau von Potocka's vorgezognen Bekannten, eine der bezauberndsten Frauen durch Gestalt, Zierlichkeit, Geist, Talente. Sie tanzte wunderschön, malte wie ein Engel, machte niedliche Verse, und war vollkommen sanft und gut. Um meinetwillen ward Frau von Potocka oft in das Palais Royal eingeladen, denn die Herzoginn sowohl, als ihr Gemahl hatten die Güte den Verwandten und vertrauten Freun-

---

*) Graf Andlau, von Hamburg, 1736 geboren, war bei Ausbruch der Revolution französischer Marechall de Camp *). 1789 wurde er von dem Hagenauer Adel zum Abgeordneten bei der allgemeinen Stände-Versammlung ernannt; 1815 machte ihn der König zum Präsidenten der Wahlversammlung des Oberrheins, seine Gesundheit erlaubte ihm nicht, dieser Bestimmung zu folgen, er starb 1819. A. d. Herausg.

*) Heißt nicht Feldmarschall, indem deren mehrere bei ein und derselben Armee waren, möchte also vielleicht mit General-Major zu geben seyn. der Uebers.

Freunden ihrer Hofdamen Zutritt zu gestatten. Die Personen, welche nicht in das Palais Royal gehörten, und doch häufig den kleinen Soupers beiwohnten, waren: die Frauen von Beauvau, Boufflers, Luxemburg, Segur, Talleyrand, Fleury — alle vertraute Freundinnen der Herzoginn von Chartres. Der Baron Talleyrand war von schönem Wuchs, nicht ohne Verstand, aber schwerfällig und unliebenswürdig im Umgang; seine Frau hatte eine niedliche Gestalt, sah aber gealtert aus, und hatte keinen edeln Anstand; ihre Unterhaltung war schaal und klatschhaft, doch war sie eine gute Gattinn und Mutter. Die Marquise von Fleury hatte einen schönen Kopf, herrliche, wenn gleich sehr kurzsichtige Augen, welche später ganz erblindeten; sie war gut, geistreich, natürlich, ich ging bis zu ihrem Tode häufig mit ihr um. Ich will doch gelegentlich hier eine abgeschmackte Verläumdung widerlegen. Man hat gesagt, der Herzog von Chartres habe die Namen aller jungen Damen, die in das Palais Royal gekommen wären, kolonnenweise unter besondern Rubriken aufgeschrieben; als: die Hübschen, Angenehmen, Scheußlichen, und in dieser lezten Colonne habe sich Frau von Fleury befunden, dieses sey ihr zu Ohren gekommen, und habe sie zu des Prinzen unversöhnlichen Feindinn gemacht." Das alles ist nicht wahr. Frau von Fleury war sehr hübsch, der Herzog liebte sie so sehr, daß er sie seine Schwester nannte, sie nannte ihn Bruder, war immer sehr vertraut mit ihm, und bezeigte ihm beständig die lebhafteste Freundschaft. Man lobte sie zu sehr wegen ihrer Natürlichkeit, so daß sie die Natürlichkeit endlich erkünstelte, wodurch

jede Anmuth zu Grunde geht, und bei ihr die seltsamsten Sonderbarkeiten entstanden. Ohne sie zu nennen, habe ich sie in den Souvenirs de Felicie *) dargestellt, allein den folgenden Zug, der einen Begriff von ihrem Betragen in der Gesellschaft geben wird, habe ich nicht erzählt. Sie trat eines Abends in Versailles bei der Prinzessinn von Guéménée in einen großen Zirkel; Frau von Fleury war bei Hofe gewesen, also in vollem Puz; statt ihren Schlepp (man nennt es jezt Manteau) in dem Vorzimmer abzulegen, that sie dieses erst im Salon. Frau von Guéménée sagte ihr lachend: sie solle sich auch von ihren ungeheuern Reifrock befreien. Frau von Fleury antwortete: „recht gern!“ bei diesen unerwarteten Worten dringen viele

---

*) Frau von F. ist leichtsinnig, unbedachtsam, sie hat Anfälle von Lustigkeit, die einigermaßen an Verrücktheit grenzen; allein obschon man die Bosheit hat, sich an ihren Verkehrtheiten zu kurzweilen, und sie möglichst anzureizen, gelingt es doch nicht. Sie ist jung und hübsch, und findet in den Weibern strenge Beurtheilerinnen; es ist auch wahr, daß Jugend und Schönheit ihrem seltsamen Betragen etwas Unanständiges giebt. Wäre Fr. v. F., der es nicht am Verstande fehlt, recht häßlich, so würde man sie nur für originell halten. Ein Engländer hat die beste Kritik von ihr gemacht; Horaz Walpoole speißte mit ihr zum erstenmal und in großer Gesellschaft; als er alle Welt mit ihr beschäftigt, und über ihre Thorheiten lachen sah, sagte er seinem Nachbar ins Ohr: „hier ist sie sehr drollig, allein was macht man mit so einem Dinge zu Hause?“ Souvenir de Felicie.

Damen in sie, diese Ungebühr zu begehen; man zieht ihr den Reifrock ab, ihren Rock von prächtigem Stoffe, ebenfalls, in einem Augenblick ist sie entkleidet, in ihrer grossen Schnürbrust, ihrem Palatin und einem kurzen Unterröckchen von Basin, auf dem ihre Taschen von beiden Seiten baumelten. Das alles geschah in Gegenwart vor einigen fünfzig Personen, zu denen ich gehörte. Sie blieb den ganzen Abend in diesem befremdlichen Aufzug, ohne die geringste Verlegenheit zu zeigen, ganz als hätte sie die einfachste Sache gethan. Frau von Rochambeau, die Schwiegertochter des nachmaligen Marschall von Frankreich, so wie Frau von Dampiere zeichneten sich beide durch eine seltene Natürlichkeit des Karakters, des Tones und Betragens aus, wie ich es bei niemanden anders in der großen Welt gesehen habe. Die Reinheit ihrer Sitten gab dieser Sonderbarkeit einen unendlichen Werth. Der Ritter von Chastellux, der damals einer meiner liebsten Freunde war, hatte Größe und Edelmuth der Seele, aber viel Schwäche im Karakter; sein Geist war viel mehr als mittelmäßig, aber bei weitem nicht erhaben, bei vielen Kenntnissen hatte er viele Pedanterie, seine Unterhaltung wäre angenehm gewesen, hätte er nicht die Sucht gehabt, sie mit Calembourgs zu vermischen. Er schrieb artige Gesellschafts-Lustspiele, sein Werk über das öffentliche Wohl ist kein gutes Buch, allein es erwirbt dem Hofmann, der es zu schreiben im Stand war, die Achtung des Lesers. Ich glaube er ist der erste Schriftsteller, der seinen Unwillen über die so gerühmten, im Grund so barbarischen Sitten der alten Lacedämonier lebhaft gefühlt, und

in diesem Werk kräftig ausgedrückt hat. *) Der Vicomte von Segur kam auch, obschon selten zu diesen kleinen Soupers des Palais Royal. Er hatte eine artige Gestalt, aber eine gezierte Faulheit, die seine Art zu sprechen und seine Haltung, in meinen Augen sehr lächerlich machten. **) Ich sah nie in der Gesellschaft eine Geckerei, die so unverholen und also in dem Grade geschmacklos war. Sein Verstand bestand in bloßem Geschwäz, seine Annehmlichkeiten gab ihm die Mode, sein Bruder hatte vielmehr Verdienste und Geist; seinen Karakter habe ich keine Gelegenheit gehabt, kennen zu lernen, man erzählte mir aber Züge von

---

*) Der Ritter von Chastellux hatte zuweilen seltsame Einfälle: obgleich er keinen Begriff von Musik hatte, nahm er Piccinis Parthei; er zog gegen Glucks Alceste und Iphigenia los, und behauptete, der Compositeur sey ein Wilder. Außer den oben erwähnten Arbeiten schrieb derselbe Verfasser auch eine Reise in Nordamerika 1780, 1781, 1782, und eine Notiz über das Leben und die Schriften des Helvetius, die man Duclos beimaß. Er ward Academiker und starb 1788.

Anm. des Herausg.

**) Er hat diese Ziererei bis an sein Lebensende behalten; und wäre sein Ruf als geistreicher Mann nicht auf eine ziemlich große Anzahl angenehmer Werke gegründet gewesen, sein Bemühen bei schon weit vorgerücktem Alter noch jugendlich zu scheinen, hatte ihn höchst lächerlich gemacht. Er dichtete Romane, Lustspiele, Opern und eine Menge recht wizige Liederchen. Sein leztes Werk über die Weiber, eine Art historischer Roman, ist das längste und mittelmäßigste. Sein feiner glänzender Verstand war nicht zu Arbeiten, die eine gewisse Tiefe erforderten, gemacht. Er starb 1805, drei und fünfzig Jahr alt, in Barège. Anm. des Herausg.

ihm, die seinem Herzen Ehre machen. Der Marquis von Rousignac war der ritterlichste Mann, den man zu meiner Zeit in der Gesellschaft kannte; tapfer, aufrichtig, heldenmäßiger Freundschaft fähig, ward er von allen, die ihn kannten, geehrt. Sein einziger Fehler war eine große Reizbarkeit, weshalb er sich oft im Zweikampf schlug, welches gegen seinen sehr sanftey Ausdruck auf das sonderbarste abstach. Der seines Geistes wegen so sehr berühmte Boufflers, der anfangs in seinen allerliebsten Versen nur Anmuth und Leichtigkeit, späterhin aber so viel Gründlichkeit zeigte, spottete lange über die Empfindsamkeit, und machte den Lobredner des Unbestandes; nachher hat es sich aber gezeigt, daß er tief zu fühlen fähig war, und Verdienst und Grazie ihn fesseln konnten. In seiner Jugend hat er alles erschöpft, was Leichtsinn und Scherz Anziehendes haben können, die Vernunft hob er für das reifere Alter auf, und das ist alles, was sie fordern kann. Von Herrn von Vaudreuil habe ich schon gesprochen und kehre zu meiner Erzählung zurück.

In dieser Zeit hatte ich ein Begegniß, das mir die größte Freude machte. Als ich eines Morgens im Palais Royal spazieren gieng, erblickte ich eine Frau gegen vierzig Jahr alt, die eine sehr junge Person neben sich hatte, und mit einer mir auffallenden Aufmerksamkeit und Ausdruck nach mir hinsah. Ich betrachtete sie auch, ihre Züge waren mir nicht unbekannt, plözlich fahre ich zusammen und rufe: „das ist Fräulein Mars!“ Sie näherte sich mir, drückte mir herzlich die Hand, und sagte mit bewegter Stimme: „Wir müssen hier gefaßt bleiben. Wann

kann ich Sie morgen sehen?" — Den ganzen Vormittag, jede Stunde, antwortete ich. Bei diesen Worten entfernte sie sich und ließ mich so bewegt, daß ich mich schnell nach Hause begeben mußte. Den ganzen Tag dachte ich nur an sie, die ganze Nacht konnte ich kein Auge schließen, ich stand am frühen Morgen auf, sie kam aber erst um zehn Uhr. So wie ich sie hörte, eilte ich zu ihr, schloß sie in die Arme, und ohne ein Wort sprechen zu können, zerfloß ich in Thränen. Diese vortreffliche Person theilte meine Freude ganz, sie frühstückte mit mir, und wir schwazten bis Mittags ein Uhr. St. Aubin und meine Jugend beschäftigten uns fast ausschließend. Sie erzählte mir nur, daß sie erst seit kurzem Erzieherinn bei Frau von Voyer sey, da ihr aber deren Karakter nicht zusagte, würde sie nicht lange bleiben; wirklich verdankte sie bald darauf ihren Talenten eine Stelle bei der Prinzessinn Luise von Condé. Der Sekretär des Herrn von Voyer, der sich eine unabhängige Lage verschafft, und Verdienst genug hatte um den Werth der Fräulein Mars zu schätzen, heirathete sie, und begab sich mit ihr in die Provinz; allein so lange sie bei Frau von Voyer war, sah ich sie fast täglich. Sie wohnte mehreremale unsern kleinen Schauspielen bei, und erinnerte sich mit Entzücken der Zeit, wo sie mich in dem Alter, in dem sich jezt meine Töchter befanden, und selbst noch jünger, Ihigenia und Zaire spielen sah.

Neben Unruhen aller Art, hatte ich eine die mich grausam quälte — das Schicksal meines Bruders. Meine Tante, die ihn, außer daß sie ihn zuweilen zu Neujahr gesehen hatte, gar nicht kannte, that gar nichts für ihn.

Er war fünfzehn Monate jünger als ich, damals recht hübsch, und hatte milde, bescheidne, natürliche Sitten, das Talent für Geometrie war ihm angeboren, er hat es mit großem Nutzen auf die Mechanik angewendet, und hatte ausserdem viel Verstand, Anlage zur Dichtkunst, Geschmack für die Künste, besonders für die Musik — er hat allerliebste Romanzen componirt — sein sehr sanfter Karakter ist späterhin zuweilen in Schwäche ausgeartet; allein es ist unmöglich mehr Güte, bessere Gefühle, eine schönere Seele zu haben. Wir liebten uns zärtlich seit unsrer ersten Kindheit, ohne daß je eine Störung, eine Erkältung zwischen uns statt gefunden hätte. Ich sann immer darauf, ihn eine gute Heirath schließen zu lassen; schon dreimal hatte ich mir, obgleich vergebens, alle Mühe darum gegeben, endlich schlug man mir eine junge Person aus einer sehr großen Familie, Fräulein von Raffettau vor. Vermöge des Kredits, den man mir in Palais Royal zu haben beimaß, und dem mächtigen Schuz, den man von Frau von Montesson nothwendig erwarten mußte, gelang mir diese Unterhandlung. Unerachtet meiner dringenden Bitten that meine Tante aber gar nichts für diese Heirath, die, wenn ich dem neuen Ehepaar nicht Wohnung und Kost gegeben hätte, gar nicht zu Stande gekommen wäre. Ich bedurfte zu diesem Zweck Herrn von Genlis Einwilligung und sogar ein großes Opfer von seiner Seite, denn ich konnte dem jungen Ehepaar nur seine, an die meinigen anstoßenden Zimmer geben. Herr von Genlis bequemte sich dazu mit der größten Güte, er überließ ihnen seine ganze wohlgeordnete, mit allem Geräth versehene Woh-

nung und miethete sich selbst in dem Palais Royal, aber ausserhalb des Pallastes ein. Fräulein von Raffettau war achtzehn Jahre alt, sie hatte ihre Mutter in ihrem zwölften verloren, und ward seitdem im Kloster Parthemont von einer Gouvernante erzogen, die zwar keine Kenntnisse hatte, allein das wichtigste der Erziehung, Frömmigkeit, Mildthätigkeit und alle vorzüglichen Eigenschaften des Karakters nicht bei ihr versäumt hatte. Ich will nur einen, Beweis des Moral-Unterrichts den sie ihr gab, der die Vortrefflichkeit ihrer Erziehungs-Methode kennen lehrt, von ihr anführen. Die verstorbne Frau von Raffettau sorgte für die Pflege einer armen, gelähmten Frau; nach ihrem Tod übernahm ihre Tochter diese Pflege; die Erzieherinn ließ sie alle Wochen einmal in einem Tragsessel in das Kloster kommen; man empfieng sie am äußern Sprach-Gitter, wo die Gouvernante mit ihrem Zögling sich einfand; da diese arme Frau sich ihrer Hände nicht bedienen konnte, kämmte sie Fräulein von Raffettau, wusch ihr die Füße, und beschnitt ihr die Nägel; wenn die Erzieherinn mit ihrem Zögling unzufrieden war, verbot sie ihr die Erfüllung dieser heiligen Pflicht, und übernahm sie selbst. Dieses war die einzige Buße, welche sie der Fräulein von Raffettau auflegte, und diese betrübte sie gar sehr! Diese Thatsache, welche ich seitdem in meinem Abendgeschwäz im Schlosse *) erzählt habe, spricht das Lob

*) les Veilleé du Château — es ist dem Uebersezer nicht bebekannt, was man in deutschen Uebersezungen — deren es ohne Zweifel giebt — diesem Buch für einen Titel gegeben hat. Anm. des Uebers.

der Erzieherinn und der Schülerinn aus. Der Gedanke dieser erhabnen Güte schließt das Verbot eines niedlichen Puzes für ein junges Mädchen keineswegs ein. Diese vortreffliche Lehrerinn war weiter nichts, als eine Kammerfrau der verstorbenen Frau von Raffettau gewesen — heut zu Tage möchte man schwerlich bei einer gemeinen Person eine solche Denkungsart finden; das kommt daher, daß damals noch viel Religiosität unter dem Volke war. Fräulein von Raffettau war klein, aber allerliebst! Sie hatte angenehme, regelmäßige Züge, außer Frau von Louvois Händen und Füßen, habe ich nie so kleine, niedliche als die ihren gesehen! sie war geschickt wie eine Fee, sie stickte sehr schön; ihre Gouvernante hatte ihr einen Musik-Lehrer gehalten, sie hatte eine allerliebste Stimme und sang wie ein Engel. Frau von Montesson gab ihr statt allem Hochzeitgeschenk eine Uhr für zehn Louisdor. Ich schenkte ihr den Hochzeitkorb *), in welchen ich einen Theil meiner niedlichsten Juwelen legte. Frau von Montesson gab das Hochzeit-Mahl, wohin ich die Neuvermählten führte, deren Gestalt und Betragen den größten Beifall erwarb; ich begleitete sie auch bei allen Hochzeit-Besuchen, stellte sie am Hof und bei dem Prinzen vor, kurz ich vertrat Mutterstelle, und das von ganzem Her-

---

*) Ein Ausdruck der insofern wörtlich ist, als er die in einen Korb gelegten Geschenke an Puz und Kleinodien bedeutet, welche der Bräutigam, außerdem aber auch die Mutter oder ihre Stellvertreterinn, der Verlobten übergiebt.

Anm. der Uebers.

zen, denn ich gewann sie sehr lieb; sie hatte natürlichen Verstand, Heiterkeit und eine höchst liebenswürdige Sanftmuth. Sie war keinen Augenblick müßig, ich lehrte sie die Rechtschreibung, in der sie in kurzer Zeit erstaunliche Fortschritte machte; sie bemühte sich auch sehr ihre Schrift zu bessern, schrieb auch endlich recht hübsch. Der Zweck dieses Unterrichts war, sie fähig zu machen, eine Menge Aufsäze des verschiedensten Inhalts, welche mein Bruder stets machte, abschreiben zu können. Es gelang ihr recht bald; sie ward sein bester Copiste, sie war sogar im Stande wissenschaftliche Denkschriften, die eine Menge geometrische Figuren enthielten, ohne Fehler abzuschreiben. Sie wohnte nur zehn Monate bei mir. Man fand sie in der Gesellschaft so liebenswürdig, jeder der sie kannte nahm so viel Antheil an ihr, daß Frau von Montesson, wie sie wahrnahm, daß man sich sehr verwunderte, wie sie bei ihrem großen Vermögen dieses junge Ehepaar nicht bei sich aufgenommen hatte, sich endlich entschloß ihnen eine Wohnung zu geben. Eigentlich war es Monsigny, der sie zu diesem großen Entschluß vermochte. Dieser vortreffliche Mann, der fortwährend an allem, was mich anging, den lebhaftesten Antheil nahm, hatte eben so viel Gutmüthigkeit als Feinheit und Geist. Er kannte die Selbstsucht in Frau von Montessons Karakter, nun erzählte er ihr ganz unbefangen die wahren Umstände von unserm Beisammenseyn, wie wir uns liebten, meine Schwägerinn und ich, und wie diese gegenseitige Herzlichkeit uns von der Welt zur Ehre angerechnet werde. Die Folge davon war, daß Frau von Montesson die jungen Eheleute zuerst

nach St. Assise führte, und dann ganz bei sich behielt. Ihr Abschied that mir leid; meine Schwägerinn und ich blieben die besten Freundinnen bis zu ihrem Tod. Herr von Genlis nahm nach ihrem Abzug seine Zimmer nicht wieder in Besitz; er überließ sie meiner Mutter und meinen Töchtern, damit es mir möglich wurde diesen leztern fortgesezten Unterricht zu geben.

Frau von Potocka verweilte zwei Jahre in Paris. Das folgende Jahr beschäftigten wir uns auf's Neue mit unserer kleinen Bühne, und in der Mitte des Winters verfiel ich auf den Gedanken, einen Orden, der den Namen von der Beharrlichkeit haben sollte, zu stiften. Ich machte niemand als Frau von Potocka und den Grafen Brostocky zu Vertrauten; diese behaupteten in der Gesellschaft, er sey von einer alten polnischen Stiftung. Man glaubte es und das aus folgenden Gründen; der König von Polen hatte mir sein Bildniß geschickt, von einem Briefe begleitet, in welchem er sich das meine ausbat, und mir für alle Güte dankte, die ich den Polen erwies — und wirklich, alle polnische Damen, die sich nach Paris begaben, kamen sogleich zu mir, ich führte sie bei den Prinzen im Palais Royal ein und leistete ihnen alle kleinen gesellschaftlichen Dienste, deren Fremde bedürfen. Nun schrieb ich dem König und machte ihn zum Vertrauten unsers Ordens von der Beharrlichkeit. Er war so gütig, mir einen allerliebsten, wirklich der Mittheilung werthen Brief zu antworten, in welchem er mir dankte, einen Orden, der ehedem in Polen bestanden wäre, neu zu begründen. Dieser Brief war von seiner Hand und unter-

schrieben. Ich zeigte ihn aller Welt und niemand zweifelte an der Geschichte, die ich ersonnen hatte; zugleich gab ich vor, daß ich die Statuten von Frau von Potocka und Graf Brostocky erhalten und sie nur aufgesetzt habe. Zur Ausstaffirung desselben wählte ich einen Theil des hübschen Costüms des alten Ritterthums, und fügte eine Menge Dinge aus meiner Phantasie und einige academische Gebräuche hinzu. Man wurde nur durch ein Scrutinium erwählt, war Proben — aber lauter geistigen — unterworfen, mußte Räthsel, die ich erfunden hatte, errathen, und auf einige moralische Fragen, welche der Präsident vorlegte, antworten. Nachher las oder sprach man eine Rede, welche das Lob einer selbst gewählten Tugend betraf. Der Präsident antwortete mit einer kleinen moralischen Ermahnung und nahm den Eid ab, der zu gleicher Zeit moralisch, patriotisch und ritterlich war. Ich hatte das Versprechen nicht vergessen, allezeit die Schwäche und unterdrückte Unschuld zu vertheidigen und alle schöne Handlungen, die man entdecken könne, ans Licht zu befördern. Für die Erfüllung dieser lezten Pflicht, hatte ich sogar einen Preis bestimmt. Jeder Ritter und jede Dame, welche in einer Versammlung drei schöne, und als solches erwiesene Handlungen mittheilen konnten, erhielten eine goldene Medaille von hundert zwanzig Livres an Werth; allein diese Handlungen durften von keinem Verwandten oder Freund der sie erzählenden Person und von keinem Ordensmitglied gethan worden seyn. Diese Medaille zeigte auf der einen Seite einen Kranz von Lorbeeren und Imortellen mit dem Wort: Beharrlichkeit, auf der andern

die Worte: Preis der Tugend. Es sind im Ganzen vier Medaillen vertheilt worden. Die eine davon erhielt ich und wie wir zu fünfzig Mitgliedern angewachsen waren, sprach man mir eine zweite für die Dienste zu, welche ich dem Orden geleistet hatte. Jeder Ritter und jede Dame waren eine Devise zu wählen genöthigt; jeder Ritter wählte sich einen Waffenbruder und jede Dame eine Freundinn; um keine Eifersucht unter meinen Freundinnen zu erregen, bat ich meine Mutter um die Erlaubniß, sie zu meiner Freundinn zu nehmen. Den Damen stand es frei, sich einen Ritter zu wählen, oder nicht; geschah es, so ward es immer auf eine Art gethan, welche jede boshafte Auslegung beseitigte. Mein Bruder und Herr von Osmund vom Palais Royal, waren die ersten Ritter, die wir aufnahmen; sie wurden Waffenbrüder mit einander. Unser dritter Ritter war der Herzog von Lauzun; unsre ersten Damen, meine Mutter, Frau von Harleville und von Jumilhac. Unser erster Präsident, der Baron von Seignelai. Als unsre Anzahl zu funfzehn angewachsen war, gab uns Herr von Lauzun in dem Garten eines Hauses, das er außerhalb der Barrieren besaß, ein ausdrücklich für uns verfertigtes Zelt, in dem wir unsere, alle vierzehn Tage anberaumten Versammlungen hielten. Es war groß, prächtig, inwendig reich aufgepuzt; jedes Ordensmitglied mußte ein kleines Bild von bestimmter Größe geben, welches artig gemalt und in Rahmen gefaßt, seine Devise darstellte; diese wurden in das Innere des Zeltes, welches wir den Ehrentempel genannt hatten, aufgestellt *). Wir hatten zu

---

*) Einer unserer Ritter, der Graf von Estaing, Herrn von Gen-

unseren Uniformen weiß mit Lilla (gris de lin, Flachsblüthenfarb) gewählt, Damen und Herren trugen eine lilla, mit Silber bordirte Scherpe. Die Ritter erhielten bei ihrer Einnahme einen goldenen emaillirten Ring, mit den Anfangsbuchstaben der Ordensdevise:

Candeur et loyauté, courage et bienfaisance,
Vertu, bonté, persévérance.

(Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit, Muth, Wohlthätigkeit, Tugend, Güte, Beharrlichkeit).

Dieser Orden erregte viel Aufsehen *), man drängte sich zu uns und wir mußten viele Aufnahmen statt finden lassen. Dieser Eifer schmeichelte uns um so mehr, da es bei

---

lis Waffenbruder, wählte die artige Devise eines Straußes von Lilien und Rosen, mit den Worten: Alles für die einen wie für die andern *). Ich habe sie in meinen Werken angeführt. Anmerk. der Verf.

*) Tout pour eux et pour elles heißt das Französische, welches zierlicher gesagt ist wie die Verdeutschung, weil Lilie da männlich, Rose weiblich ist. Der Uebers.

*) Als ich eines Morgens im Palais Royal spazieren ging, begegnete ich Herrn von Rulhières; ich hatte ihn gebeten, mir einen Brief nach Amerika zu befördern, und er sagte mir, er habe ihn dem Grafen Palousky, welcher dahin abgereist war, übergeben. „Er hatte, fügte er hinzu, besondere Rechte von Ihnen gewählt zu werden.“ — „Wie so?“ — „Sind Sie nicht eine der Damen der Beharrlichkeit?“ — „Das bin ich, aber weiter?“ — „Nun, weil Graf Palousky der Sohn des Stifters Ihres Ordens ist.“ Auf diese Worte sagte ich lächelnd: „das ist nicht möglich, denn unser Orden stammt aus der Zeit der Kreuzzüge.“ — „Das weiß ich sehr wohl. Wenn ich

bei unsern Versammlungen keine Bälle gab, nicht Musik, nicht Erfrischungen, und eine jede mit einer Almosensammlung beschlossen ward. Wenn einige Sammlungen die Summe von sechshundert Franken zu Wege gebracht hatten, wurde ein Ritter und eine Dame beauftragt, Arme, welche Hülfe verdienten, aufzusuchen; sie versprachen beide gemeinschaftlich diese Armen zu besuchen, um sich ihres Zustandes zu versichern und über den Betrag und die Art der Unterstützung entscheiden zu können. Das hatte die gute Folge, daß der Ritter und die Dame den Armen, die sie besucht hatten, aber nicht wählten, immer eine kleine Mildthat erwiesen. Außerdem hatten sie die Ver-

---

ich gleich kein Ritter der Beharrlichkeit bin, fehlt es mir über diesen Punkt doch nicht an Kenntnissen. Ich war lange in Polen, ich habe die Geschichte der lezten Revolution geschrieben, habe also viele Nachforschungen machen müssen, und wußte alles, was man von diesem Orden der Beharrlichkeit wissen kann, lange ehe er hier bekannt wurde.“ — „Wirklich? das heißt das Unmögliche wissen. Es würde mich doch sehr freuen, wenn Sie mir etwas Näheres über diesen Gegenstand sagten.“ — „Von Herzen gern.“ —

Nun sezte ich mich nieder um so etwas Seltsames besser anzuhören, Herr von Rulhières nahm neben mir Platz und begann: „ich habe mich also falsch ausgedrückt, indem ich den Grafen Palousky den Stifter dieses in Verfall gerathenen Ordens nannte; er ist dessen Erneuerer, er hat ihn neu belebt, indem er eine Menge Ritter, deren Haupt er gewissermaßen wurde, zu seiner Vertheidigung bewaffnete. Nach seinem Tode sah sich sein Sohn an der Spitze dieser mächtigen, dem Könige entgegen gesezten Parthei, die eine wirklich furchtbare

bindlichkeit, das Tagebuch über alles was sie gethan hatten, mit der größten Pünktlichkeit zu führen und den Namen und Wohnort des Armen, welchem Hülfe gereicht war, aufzuzeichnen. In der Versammlung ward dieses Tagebuch laut gelesen, unterschrieben und dem Präsidenten zur Aufbewahrung in unser Archiv übergeben. Frau von Sabran war eine der Damen, welche diese fromme Sendung mit der meisten Ordnung, dem größten Eifer und Klugheit vollstreckte. So bedenklich wir in unserer Wahl waren, stieg unsere Zahl doch nach wenigen Monaten auf neunzig. Dieser Orden wäre gewiß eine sehr verbrüdernde, nüzliche, dauerhafte Stiftung geworden, hätte

---

Verbindung gegen diesen Fürsten bildete. Der König that, was Heinrich III. gethan hat, er stellte sich selbst an die Spitze dieser Ligue, bewerkstelligte schnell eine ungeheuere Menge Aufnahmen, die Ritter der Parthei des Palousky gingen zu ihm über und der König reihte sie der seinen an — ein um so günstigerer Umstand, da dieses, weil das ganze Ordenswesen in Geheimniß gehüllt war, ganz ohne Aufsehen geschehen konnte. Denn zufolge der Statuten sollen die Ordensversammlungen und Ceremonien geheim seyn und die Ritter keine Abzeichnung tragen. Dieser politische Streich ist sehr fein ausgesonnen und giebt mir eine bessere Meinung von dem König von Polen, als man gewöhnlich hat; allein diese Umstände sind niemandem bekannt. Genug, Palousky befindet sich jezt vereinzelt und geächtet, im Begriff, zu den Insurgenten zu gehen. Das ist seine Geschichte." — „Sie ist sonderbar, sagte ich, und ich hatte sie, obschon ich ihn etwas kenne, nicht erfahren. Ich weiß, er war Haupt der Verschwörung, welche den König entführte, allein alle die den Orden der Beharrlichkeit angehenden

ich ihn nicht wegen meiner Reise nach Italien und meiner Niederlassung in Belle Chasse, verlassen müssen. Wir hatten mehrere besondere, sehr angenehme Ceremonien, die ich, weil ich zu weitläuftig würde, übergehe; unter andern die Einweihung der Jugend: man gestattete Knaben und Mädchen von eilf, zwölf Jahren den Zutritt, doch ohne Stimmen, nur als Zuschauer. Wir hatten auch die Ceremonie des Abzugs der Krieger: wenn diejenigen unserer Ritter, welche im Kriegsdienst standen, zu ihren Regimentern abgingen. Jede Dame mußte dann ihrem Ritter für die erste schöne Handlung eine, von ihrer Hand gestickte, Scherpe versprechen. Unsern Gesetzen gemäß, gab ich sie dem Herrn von Rouffignac für eine sehr

---

Umstände waren mir unbekannt." — „Es ist sonderbar, daß sie eine Eingeweihte von einem Profanen erfährt." — „Wirklich sehr belustigend! doch ich weiß wenigstens noch überdieß die Umstände der Ceremonien." — „Gar nicht, schmeicheln Sie sich dessen nicht. Diese sind sehr schön, sehr kriegerisch, ganz geeignet um, besonders in unruhigen Zeiten, den Enthusiasmus zu steigern." — „Man sieht, Sie wissen alles." „Ah wenn man Geschichte schreibt, und vor allem neuere Geschichte, muß man so Vielem nachsuchen, daß man endlich das Dunkelste und Geheimste entdeckt."

Das war unsere Unterredung. Ich habe kein Wort hinzugesezt und sie sogleich aufgezeichnet, um nichts zu vergessen. Was würde dieser Mann, dieser Geschichtschreiber gesagt haben, wenn ich ihm entdeckt hätte, daß der ganze Orden von meiner Erfindung war, und nie wo anders, als in meinem Kopfe Daseyn gehabt hatte?

Souvenirs de Felicie.

schöne Handlung, zu der ihm der Zufall verhalf. Als er sich zu seinem Regimente begab, hörte er in einem Wald, durch den ihn sein Weg führte, um Hülfe rufen. Obgleich er allein war, denn sein Bedienter ritt voraus, ließ er die Chaise halten, sprang, den Degen in der Hand, heraus und eilte, dem Geschrei folgend, laut rufend, als habe er mehrere Gefährten, in das Gebüsch. Die Mörder entflohen sogleich. Herr von Rouffignac fand einen von tausend Stichen durchbohrten Mann in seinem Blute schwimmend; er trug ihn auf seinen Armen in seine Chaise — noch athmete er, allein er konnte unterwegs sterben und Herrn von Rouffignac einen fürchterlichen peinlichen Prozeß zuziehen. Auf der nächsten Station ließ er einen Wundarzt kommen, der ihn in seiner Gegenwart verband; der Verwundete machte seine gerichtliche Aussage und starb eine halbe Stunde darauf. Herr von Rouffignac schickte mir das gerichtliche Zeugniß dieser ganzen Begebenheit und forderte eine Scherpe, die ich auch schnell und sorgfältig stickte und ihm zuschickte. Man hat in der lezten Zeit über diesen Gegenstand, selbst in Memoiren, eine so lächerliche Unrichtigkeit gesagt, daß sie kaum Widerspruch verdient. Man behauptete, die Königinn sey von der Beschreibung unserer ritterlichen Ceremonie so angezogen gewesen, daß sie aufgenommen zu werden gefordert, aber von uns abgewiesen worden sey. Die Sache verhält sich aber anders. In einer unserer Versammlungen sagte Jemand, die Königinn habe mit Beifall von unserer Verbindung gesprochen und es würde vielleicht nicht schwer seyn, sie zu bewegen, daß sie sich zu deren Großmeisterinn erkläre. Mehrere

Personen machten die Bemerkung, daß uns diese Ehre, wegen der vielen Reisen, die sie erfordere, zu Grund richten und uns jede Art von Freiheit rauben würde; diesem gemäß ward kein Schritt weiter bei der Königinn gemacht, und der Vorschlag hatte keine Folge. Ich habe von den Statuten dieses Ordens, so wie ich sie entworfen, lange eine Abschrift gehabt; wie ich in Belle Chasse lebte, bat mich der Herzog von Lauzun einst dringend, sie ihm mitzutheilen, er gab sie der Marquise von Coigny und diese hat sie mit meiner Bewilligung behalten.

Während ich im Palais Royal war, beendigte der Abbé Raynal sein großes Werk über den Handel der Europäer in beiden Indien. Dieses Buch, welches damals nur zu viele Anhänger fand, schien mir sogleich eine wahre Mißgeburt. Ich begriff nicht, wie ein Priester die Ausgelassenheit und den schlechten Geschmack haben konnte, in ein historisches Werk die empörendsten Gottlosigkeiten, die aufrührerischsten Gesinnungen, die unanständigsten Beschreibungen aufzunehmen. Außerdem fand ich in diesem schlechten Buch einen ganz ungleichen Styl, viele durch Aufgedunsenheit wirklich lächerliche Stellen, hochtrabendes Geschwätz in andern. Seitdem hat man uns nun wohl an alles Das gewöhnt, allein unerachtet des so unverständlichen Wortschwalls, den Diderots Schriften enthalten, war damals diese verrückte Art zu schreiben, noch nicht Sitte. Ich besuchte zuweilen die akademischen Sitzungen und fand immer etwas Lächerliches in den Reden; Herr von Schomberg sagte deshalb: daß ich den sanftesten Karak-

ter und den widerstrebendsten Verstand habe, den er je gesehen.

Außer dem Opfer, welches ich den Wissenschaften und Talenten durch meine Entsagung der Oper gebracht hatte, brachte ich ihr nun auch das der Tanzbelustigungen; obgleich ich den Tanz ziemlich liebte, entsagte ich ihm im fünf und zwanzigsten Jahre auf immer. Es war unmöglich, die Pariser Bälle zu besuchen, ohne wenigstens alle vierzehn Tage auf die Hofbälle zu gehen; ihnen zu Gefallen mußte man zwei Nächte in Versailles verweilen — das war ein großer Zeitverlust, dieses Opfer hingegen brachte mir vielen Gewinn. Nach ein paar Jahren begriff ich nicht, wie es eines hatte seyn können, und was es mir einbrachte, ist noch in meinem Besitz. Alle weisen Entbehrungen, welche man sich in der Jugend — das heißt, während einer sehr kleinen Reihe Jahre — auflegt, bereiten uns für drei Viertheile unsers Lebens die sichersten Hülfsquellen und süßesten Genüsse. Voltaire sagt:

Qui n'a pas l'esprit de son âge,
De son âge a tout le malheur.

(Wer nicht die Denkart seines Alters besizt, erfährt alles Unglück, das einem jeden Alter eigen ist.)

Doch ist eine vernünftige Denkart jedem Alter zuträglich, und in der Jugend kann sie zu allem verhelfen; sie ist dann so auszeichnend, so auffallend, so verdienstlich!....

Man sah unaufhörlich akademische Reden erscheinen, deren Styl gewöhnlich eine schlechte Schule verrieth; die Literatur fing an in Verfall zu gerathen. Voltaire machte

nur noch schlechte Trauerspiele: seine Scythen, Guebern, Zulima *); Lemière, der Verfasser verschiedener mittelmäßiger Trauerspiele, hatte sich erschöpft — sein Wilhelm Tell hat jedoch Schönheiten. Frau von Riconboni **) hatte schon alle ihre Werke beendigt. Herr Gaillard ***) schrieb, die Schriften des Herrn von Buffon ausgenommen, das einzige bemerkenswerthe Werk dieser Zeit: die Geschichte Franz I. und die Nebenbuhlerschaft Frankreichs und Englands (la rivalité de la France et de l'Angleterre), zwei vortreffliche Werke,

---

*) Die nichts als eine Umarbeitung des Bajazet ist.
Anm. d. Herausg.

**) Frau von Riconboni war schon eine Sechzigerinn, ihre lezte Arbeit: Lord Rivers Briefe, erschien 1776; die Fabel dieses Romans ist schwach und gemein, er gefällt durch Einzelnheiten und Styl, welche Anmuth, Leichtigkeit und Geist bezeugen. Ihre beste Arbeit ist Julie Catesby, die 1783 erschien. Zwei neuere Bände enthalten: Sammlung von Aufsätzen und Geschichten (recueil de pièces et d'histoires). Sie starb 1792. Ihre sämmtlichen Werke sind in vierzehn Bänden gedruckt. A. d. Herausg.

***) Gaillard ward 1771 zum Mitglied der Akademie gewählt. Seine Antrittsrede enthielt eine Art Schwurablegung, über die man lachte; er kündigte den Gegenstand seines Vortrages mit einer Art Feierlichkeit an, und man meinte, er hätte ohne Vorrede in den Text gehen sollen. Doch fand diese Rede in der Akademie und in der Gesellschaft vielen Beifall. Gaillard hat viel geschrieben. Die oben benannten Werke und seine Geschichte Carls des Großen ist das beste. Er starb 1806 im achtzigsten Jahre. Anm. d. Herausg.

die dem Jahrhundert und der französischen Literatur immer Ehre machen werden. Ihr Verfasser zog sich mit den Philosophen, seinen damaligen Freunden, arge Händel zu, weil er in seiner Nebenbuhlerschaft zwischen England und Frankreich thöriger Weise anerkannt hatte, Jeanne d'Arcs Geschichte enthalte unwiderleglich etwas Wunderbares. Herr von Buffon ließ auch einige Beschreibungen von Thieren drucken, in dem herrlichen Styl, dem er, trotz der von Thomas gebildeten schlechten Schule, bis zum Ende seines Lebens treu geblieben ist. Während ich im Palais Royal war, kam Voltaire nach Paris und starb daselbst. Da er mich in Ferney aufgenommen hatte, und bei mir sich aufschreiben ließ, besuchte ich ihn drei oder vier Mal. Er empfing mich sehr huldvoll, ich fand ihn aber so niedergeschlagen, so hinfällig, daß ich sein nahes Ende voraus sah. Einige Zeit darauf hatte ich ziemlich vertraute Verhältnisse mit Herrn Gibbon *), dem Verfasser des Sturzes des römischen Reichs, eines Werks, das unsre Philosophen sehr gelobt haben, weil es sehr schlechte Grundsätze enthält, das aber in jeder Rücksicht eine schlechte, verwirrte, von allen neuen

---

*) Außer dem Verfall und Sturz des römischen Reichs, schrieb Gibbon auch die Geschichte der schweizerischen Freiheit, einen Versuch über das Studium der Literatur, und Auszüge mit Betrachtungen (extraits raisonnés) über die von ihm gelesenen Bücher. Diese lezten erschienen nach seinem, 1794 erfolgten Tode. Die Essais sind in sehr reinem, geschmackvollem Französisch geschrieben.

Anm. d. Herausg.

Ansichten entblößte, höchst langweilige Arbeit ist. Herr von Schomberg, der mit Alembert sehr vertraut war, hatte mir diesen zwei oder drei Mal zugeführt, und brachte mir jedesmal in seinem Namen dessen kleine akademische Denkreden, wenn sie gedruckt waren. Ich beging einmal in Rücksicht seiner einen lustigen Irrthum. Eines Tages, wo mich Herr von Schomberg nicht zu Hause fand, ließ er mir die Lobrede auf Condamine, welcher der Name ihres Verfassers nicht vorgedruckt war, zurück. Ich zweifelte nicht, daß sie nicht ebenfalls von Alembert sey, las sie sogleich und sie gefiel mir so viel besser, als alle vorigen, daß ich noch denselben Abend Alembert ein Billet schrieb, ihm zu danken und zu versichern, daß ich diese Lobrede für besser, als eine seiner vorigen, und ohne Vergleich für die beste hielt, die er geschrieben habe. Ich überschickte ihm noch an demselben Abend dieses Billet. Herr von Schomberg kam am andern Tag, um mit mir sehr bitterlich zu schmälen; er belehrte mich, daß diese Lobrede von Condorcet *) sey, und Alembert hat mir ein, für ihn so wenig schmeichelhaftes Urtheil nie vergeben.

*) Condorcet trat zuerst als Lobredner auf, in akademischen Reden über Akademiker des siebzehnten Jahrhunderts, die Fontanelle nicht in sein Pantheon versezt hatte. Condorcets Lobreden zeugten von sehr gutem Geist und viel Einfachheit, allein sein Styl war nicht anziehend und ihm fehlte Fontenelles Kunst, die abstraktesten Ideen, die verwickeltsten Systeme allen Lesern verständlich zu machen. Die Lobrede auf Condamine ist ein Auszug aus dem Leben dieses berühmten Mannes. Sie wurde sehr bewundert, doch fand man die Be-

Der deutsche Kaiser, unserer Königinn Bruder, kam nach Paris; er gefiel außerordentlich durch seine Höflichkeit, sein Betragen, seine mannichfachen Kenntnisse, sein Bestreben sie zu vermehren. Die Etikette verhinderte ihn, die Prinzen vom Geblüt zu besuchen. Ich hatte große Lust, ihn zu sehen, und da ich wohl vermuthete, er würde Verlangen tragen, die Gemälde des Palais Royal zu betrachten, beauftragte ich den Aufwärter, welcher sie Fremden zeigte, mich, sobald er käme, zu benachrichtigen. Dieses geschah, es war Mittag und ich fand den Kaiser in der Gallerie; er stand ungefähr zwanzig Schritte von mir, als ich, in der Absicht auf der andern Seite wieder hinaus zu gehen, langsam durch den Saal ging. Der Kaiser fragte den Aufwärter leise nach mir, und wie er hörte, daß ich eine von den Damen der Herzoginn von Chartres sey, trat er mir sogleich näher, und knüpfte mit der größten Artigkeit ein Gespräch an. Ich erklärte ihm

---

schreibung des Schmerzes der Frau von Condamine zu poetisch, einige Perioden zu lang und das Lob ein Bischen übertrieben. Er bewarb sich noch einmal um den Preis einer Lobrede auf den Kanzler de l'Hôpital, allein seine Rede ward ihrer zu großen Länge wegen beseitigt. Doch erkannte man mehr Vollendung, Kraft, Lebendigkeit in ihr, als in der des Abbé Remi, dessen Styl mehr Harmonie, Zierlichkeit und Reinheit hatte, und den Preis erhielt. Condorcet hatte so viel Talent für geistvollen Scherz, als für ernste Wissenschaft. Er ergab sich auch der Politik, allein sie ward sein Unglück. Sein trauriges Ende im Jahre 1794 ist bekannt. Er war bei seinem Tode ein und fünfzig Jahre alt. A. d. Herausg.

alle Gemälde, deren Maler ich nicht allein kannte, sondern auch eine Menge Anekdoten von ihnen, und in wessen Händen sie sich schon befunden. Der Kaiser schien sich für dieses Gespräch auf das Lebhafteste zu interessiren; er dankte mir alle Minuten und wir brachten zwei Stunden beisammen zu. Er war wirklich Kenner von Gemälden, fast alle großen Meister wußte er ohne Irrthum zu nennen. Seine Gestalt war sehr angenehm; er sah, jünger und viel schöner, dem Prinzen von Condé ähnlich. Den folgenden Tag hatte dieser Fürst die Artigkeit, unter seinem, auf der Reise angenommenen Namen, eine Karte bei mir abzugeben.

Ende des zweiten Theiles.